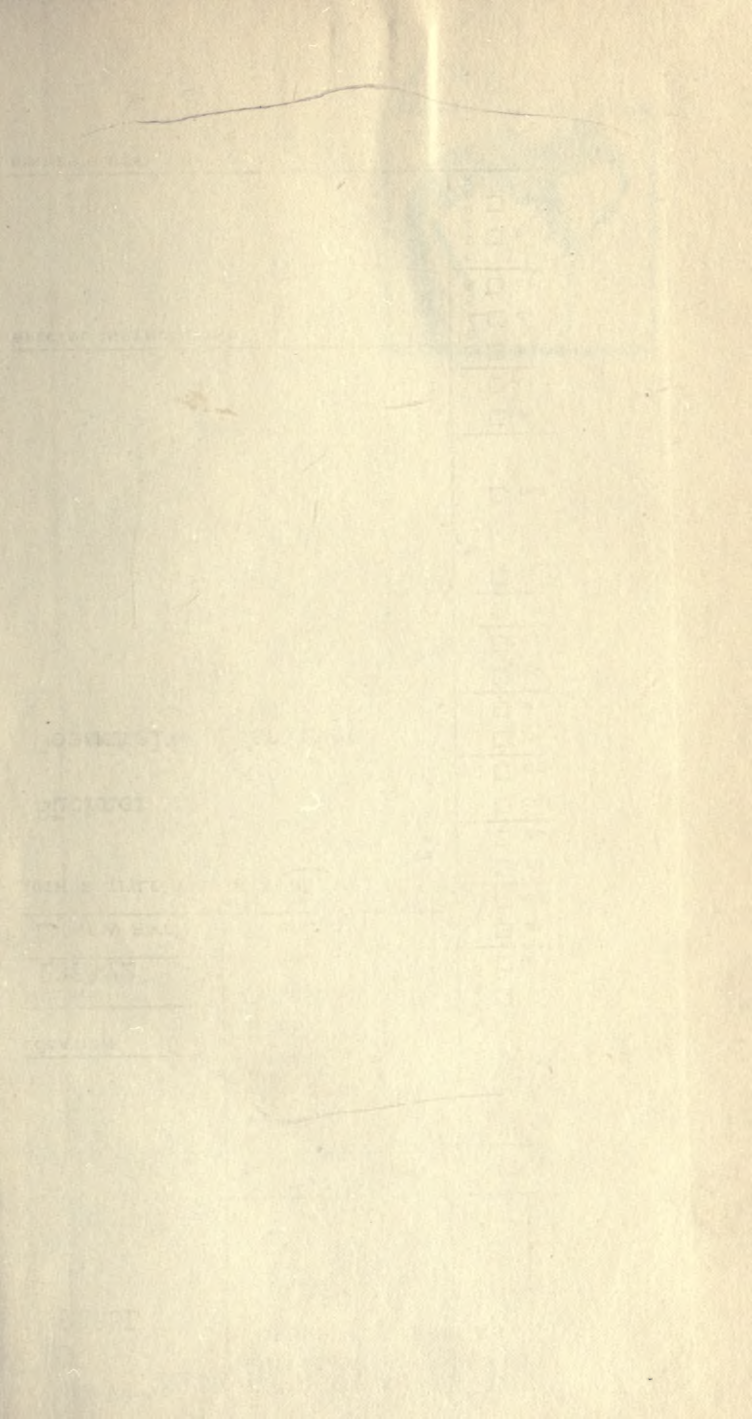
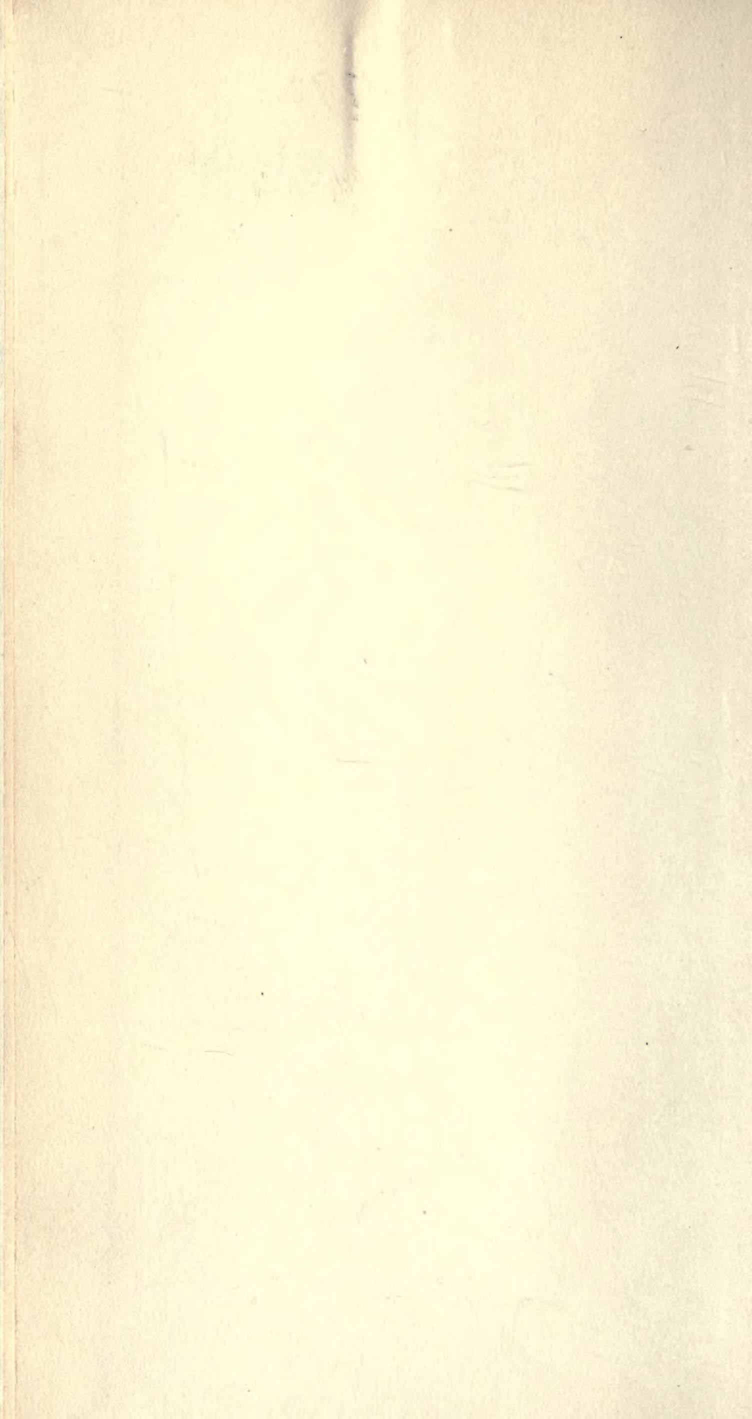












I

Georg Büchners
Gesammelte Schriften

In zwei Bänden

Herausgegeben

von

Paul Landau

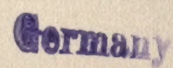
Verlegt bei Paul Cassirer, Berlin W
1909

Georg Büchners
Gesammelte Schriften

Erster Band

Verlegt bei Paul Cassirer, Berlin W
1909

Gedruckt bei Imberg & Lefson in Berlin W. 9.



Georg Büchners Leben und Werke



Die vor des Lebens Reife ihr Schicksal hinweggerafft, sind von einem wehmütigen Reiz des Unfertigen, Ahndungsvollen umgeben, der auf die Trümmer, die sie hinterließen, verklärend zurückstrahlt. Wie jedes Unvollendete die Phantasie zur Ausgestaltung anreizt, so träumen wir wohl den Werken früh verstorbener Dichter nach, entfalten Keime zu höherer Blüte und die Gloriole des Genius spielt verführerisch um schöne, allzu jung erblichene Stirnen ...

Diese Tragik eines vorzeitigen Sterbens teilt Georg Büchner mit manch' anderem Poeten; doch bei keinem sonst — wenn man etwa von dem mit 18 Jahren freiwillig aus dem Leben geschiedenen Wunderknaben Chatterton absieht — erscheint sie in einem so unerbittlich harten, grellen Licht, in einer solch' jähen, entsetzlichen Grausamkeit. Wie rasch verwelkte, zarte Blumen ihr müdes Haupt der Erde zuneigen, so sind die frühen Sänger der Romantik, ein Wackenroder, ein Novalis, dem Tode entgegengeblüht, der sie als lieblicher Herzensfreund in das Heimatland ihrer Seelen geleitete. Büchners lebensstarke, von riesiger Schaffenskraft erfüllte Natur aber hat sich in verzweifeltem Ringen gegen den Knochenmann gewehrt, der den Jüngling fällte wie einen jungen starken Baum die Axt. Nicht aus seiner Zeit und seiner Kunst wehte ihn betäubend Todesstimmung an, sondern er lebte in einer Epoche geruhigen Seins und behäbiger Stille, in der gemeiniglich die Poeten recht alt wurden, wenngleich der Wetterschein eines nahenden Donnersturms schon am Horizont leuchtete. Es giebt ja Zeiten, die aus anderen Gründen, als die schwärmerische Romantik, den frühen Dichtertod begünstigen. So mancher von den Zeitgenossen Shakespeares, der mit ihm um den Lorbeer stritt, ist noch vor der Mitte seiner Lebensbahn besiegt dahingesunken; wie in einem Taumel riß diese

Aera der englischen Renaissance die jungen Talente fort, erfüllten ihr Blut mit einer üppigen Lebensgier und ihre Werke mit einer chaotischen Größe, aus deren wirrer Wildheit sie sich zu keiner Harmonie emporringen konnten. Georg Büchner hat sich nicht tragen lassen von den Strömungen, die ihn umgaben; er war ein Kämpfer gegen seine Zeit für neue Gedanken, für die Ideen einer von fern aufdämmernden Zukunft. Was an triebkräftigen Sprossen in seiner welken Epoche sich regte, das nahm er freudig in sich auf; es drängte ihn, sich jenen Elementen der „Bewegung" anzuschließen, die sich in den stagnierenden, dumpfen Jahren der Restauration immer stärker bemerkbar machten. Während Grabbe seine geniale Persönlichkeit durch eine nach innen gewandte Leidenschaftlichkeit, eine geheime Revolution seiner widerstreitenden Triebe zerstörte, ließ Büchner das Chaos seiner Gefühle sich nach außen entladen und wußte sich die Klarheit zu erringen, die zum dichterischen Schaffen so notwendig ist. In einem Lebensalter, in dem seine Entwicklung noch unvollendet war, in dem in Kleist und Hebbel noch ungestaltet ihre dichterischen Ideen rangen, hat es bereits künstlerische Werke geschaffen, denen der Stempel des Genies unverkennbar aufgeprägt war, die eine sich bildende Meisterschaft verrieten.

Lebensdurst und Lebensmut lodern empor in seinem Leben wie in seinem Werk; sie strömen und glühen in diesem an Arbeit und Taten, an Irrungen und Befreiungen so reichen und doch dabei so kurzen Sein; sie leiten seine Entwicklung trotz aller plötzlichen Wendungen und Wandlungen, trotz des scheinbar stockenden und verzweifelnden Strebens, äußerlich und innerlich empor. Dieser Jüngling überwindet alle Krisen, die ihn mit unerhörter Gewalt ergreifen und durchwühlen, ringt sich aus ihnen heraus zur Gesundung, zum festen klaren Ergreifen und Begreifen der Welt. Mit atemlos angstvoller Spannung folgt man ihm auf den nachtwandlerisch tollkühnen Irrfahrten seiner Seele, erkennt die fast unüberwindlichen Gefahren und Konflikte, in die ihn sein wilder großer Lebensdrang verstrickt, und sieht endlich, wie er sicher und stolz

sich der Nacht und dem Grauen entwindet, wie er in heiterer Helle seines Lebens Höhen zustrebt. Da schleudert ihn des Schicksals Blitz, vom heiterm Himmel zuckend, mitten aus der Bahn. So ist denn alles Fragment geblieben, was er geschaffen; nichts hat er abrunden können zur Reife und Vollendung; nichts ist uns in der reinen endgültigen Form überkommen, in der er es geplant. Aber wie aus dem zerstückten Torso eines griechischen Bildwerkes alle Schönheit, alle belebende Anmut, die Fülle der großen antiken Natur noch sieghaft und unvergänglich leuchtet, so redet auch aus diesen Trümmern von Büchners Dichtung die Sprache eines so gewaltigen künstlerischen Geistes zu uns, daß wir darin mit staunender Verehrung die Züge des großen allumfassenden Genies erkennen. Vielleicht war das jähe Hinsterben des Dreiundzwanzigjährigen in den Anfängen der Entfaltung ein noch größerer Verlust für Deutschlands Kultur als Schillers Tod in reifster Fülle. Künstlerische Keime wurden hier vernichtet, die erst viel später langsam und spärlich wieder aufblühten. Die psychologische Problemkunst Hebbels, der Wirklichkeitsfanatismus der Realisten, die exakte Naturbeobachtung und das phantastische Naturgefühl der Modernen, sie entsprangen den gleichen Impulsen wie Büchners Dichten. In dem durchwaltenden Grundzug wie in kleinen Einzelheiten seines Wesens und Werkes äußert sich das Außerordentliche und Unbegreifliche seiner Persönlichkeit.

Kindheit

Georg Büchner ist am 17. Oktober 1813, einem Sonntage, zu Goddelau, einem Dorfe bei Darmstadt, geboren worden. Sein Vater, der hessische Distriktsarzt Ernst Büchner, erlitt an diesem Tage, der ihm den Erstgeborenen schenkte, zugleich einen tiefen Schmerz. Napoleon, der Abgott seines Lebens, wurde in der Völker-

schlacht von Leipzig geschlagen. Während der ersehnte Knabe die Augen zum Lebensanfang aufschlug, begann sich des Weltbesiegers Schicksal dem Untergange zuzuneigen. Später mochte dem Vater diese Verknüpfung der Ereignisse wohl als ein unheilvolles Symbol erscheinen, als sich des Lieblingssohnes Wege so streng von den seinen schieden und ihm aus dem ungestümen Freiheitsdrange des am Tage von Deutschlands Befreiung Geborenen so tiefen Kummer und schwere Sorge erwuchsen. Schon an der Wiege Georgs zeigte sich in diesem Zusammentreffen der Ereignisse des Vaters starre Eigenart, offenbarte sich auch der Widerstreit in den Gefühlen der Eltern. Karl Emil Franzos, dem wir die eingehendsten Forschungen über Büchners Leben verdanken, hat vielleicht ein wenig zu schematisch Vater und Mutter Büchners gegenübergestellt und aus der Verbindung des Heterogenen des Sohnes Wesen zu erklären versucht; denn im Grunde war auch hier nur das Bild Goethescher Dichtereltern wirksam: vom Vater des Lebens ernstes Führen, vom Mütterchen die Frohnatur und Lust zum Fabulieren.

Freilich, Härte und strenge Lebensführung waren in Ernst Büchner mit besonderer Schroffheit ausgeprägt; ein Sohn des abenteuernden napoleonischen Zeitalters, hatte auch er sich aus eigner Kraft über seine Verhältnisse hinaus emporgeschwungen, war nach trüben Kindheitstagen als junger Doktor im Heere des Kaisers durch halb Europa gezogen und dünkte sich so als Sohn des Glücks und der eigenen Tüchtigkeit wie der Korse selbst. Und in der Heimat ward ihm dann sein Dienst als französischer Militärarzt zur besten Empfehlung. Auch Großherzog Ludwig I. von Hessen fühlte sich ganz als Kreatur und begeisterten Verehrer Napoleons, so daß ihm die Diener des Kaisers als Mitarbeiter an dem Werk seiner Regierung am willkommensten waren. Dieser Herrscher, eine tatkräftige, ja in manchem großartige Gestalt, die noch aus der Aera der Aufklärung und der klassischen Litteratur in die neue Zeit stolz und aufrecht hineinragte, hat nicht nur durch seine Kunstliebe den Boden für eine eigne Darmstädter

Kultur geschaffen, der unser Dichter viel verdankt, sondern er hat auch für den materiellen Wohlstand seines Landes nach Kräften gesorgt. Erst in seinem Alter und unter seinem Nachfolger wurden die schweren Mißstände fühlbar, die die revolutionäre Bewegung in Hessen herbeiführten. Es ist daher begreiflich, wenn der Vater Büchners mit unverbrüchlicher Treue an seinem Landesherrn hing, der ihn zum Distriktsarzt in Goddelau ernannte und bald nach Darmstadt versetzte. Seine düstre Jugend hatte ihn früh verschlossen und hart gemacht; den Sinn für strenge Disziplin und unbedingten Gehorsam nahm er aus der großen Armee mit; gewissenhafte Beobachtung seiner Pflichten und eiserner Fleiß bei seinen wissenschaftlichen Arbeiten füllten ihm das Leben aus. Seine einzige Leidenschaft war das Studium der Naturwissenschaften, das er in einer Zeit schwärmender Spekulation exakt und experimentell betrieb. Durch seine Arbeit mit Lupe und Skalpell wurde er zum Skeptiker, zum Freigeist, zugleich aber auch zu einem pedantischen Anhänger von Ordnung und Gesetz, zu einem Feind aller liberalen Strömungen, in deren trüben Wassern ihm zu viel Phrase und Gefühlsseligkeit mitschwammen. So entwickelte sich der bedeutende eigenartige Mann zum Reaktionär und Haustyrannen, zum Sonderling, der hinter rauher Schale den edlen Kern verbarg. Der Sohn war ihm in Vielem zu gleich, als daß er sich nicht in bewußtem Gegensatz zu ihm hätte fühlen und entwickeln müssen; auch er ein Charakter, aller Pose abhold, gewohnt, der Natur ins Innerste zu dringen und die Menschen zu verachten; aber während des Vaters Mühen und Forschen der rechte Segen fehlte und er freudlos-zäh seinen Problemen nachgrübelte, ward in des Sohnes Schaffen das lebendig, was aller Arbeit allein Frucht und Gelingen schenkt: begeistertes Gefühl und beseelendes Erleben.

Die Geschenke der Liebe und des Enthusiasmus wurden ihm von der Mutter in die Wiege gelegt. Karoline Reuß, die Tochter eines hessischen Kammerrats, war mit achtzehn Jahren 1812 Ernst Büchners Gattin geworden. Wie sie ihren Namen von der „großen Landgräfin“ Karoli-

ne führte, an derem Hofe ihre Mutter als gefeierte Schönheit eine Rolle gespielt hatte, so umschwebte sie auch jener Hauch der sanften Güte und sittlichen Kraft, der von der erhabenen Frau ausgegangen war. Eine weiche liebevolle Natur, hatte sie sich mit ihrer gütig zarten Art auch dem Gatten anzupassen verstanden; sie bemühte sich sogar, seinen wissenschaftlichen Studien zu folgen; den Schwung und die Spannkraft ihrer schönen Seele aber bewahrte sie sich durch ihre Liebe zur Dichtung. Ein echt künstlerisches Empfinden ging durch ihr Wesen; sie lebte und webte in Schillers Dramen, in Th. Körners Liedern; dazu standen ihr durch Charakter und Erziehung Vaterland und Volkstum ebenso nahe, wie sie Ernst Büchner fern standen. Kraft ihrer harmonischen Bildung wußte sie alles Widerstrebende und Andersartige in sich aufzunehmen und auszugleichen; so fand sie nicht nur den Weg zum Herzen ihres Mannes, sondern war auch später stets die liebende Vermittlerin in Konflikten zwischen Vater und Kindern, besonders zwischen den Vater und Georg. „Ihr Instinkt für das Edle und das Gemeine war gleich scharf," mit solchen Worten versuchte ein Freund ihr seltenes Wesen zu schildern, „und mit derselben stillen Gewalt wußte sie das Eine anzuziehen, das Andere abzuwehren. Es wäre vergeblich zu entscheiden, ob sie als Gattin oder Mutter trefflicher gewesen, ob ihre Gabe, sich für das Höchste zu begeistern, höher stand, oder jene, sich dem Kleinsten und Nüchternsten zuzuwenden, sofern es in ihren Pflichtkreis trat. Auch in ihren Tugenden waltete Harmonie. Karoline Büchner war ein Musterbild edelster Menschlichkeit."

Von einer solchen Mutter behütet und bis zum zehnten Jahre erzogen und unterrichtet, wuchs der schöne schlanke, leicht erregte und leidenschaftliche Knabe mit der hohen Stirn und den feurig blitzenden Augen auf. Früh regte sich eine außerordentliche Lern- und Wißbegier in ihm; früh traten mit Heftigkeit die Grundzüge seines Wesens hervor: ein Haß gegen alle Ungerechtigkeit, tiefes Mitleid, trotziger Mut, aufbrausender Zorn und große Weichheit des Gemüts bei sanfter Behand-

lung. Die Schläge des Vaters verstockten und verhärteten ihn nur noch mehr; er wich ihm scheu aus; manchmal jedoch schlich er ihm, zwar mit geheimem Grauen, aber unwiderstehlich angezogen, in das Laboratorium nach, wo in seltsamen Gefäßen und Flüssigkeiten Präparate schwammen und wo menschliche Skelette standen. Dieser meist streng verschlossene Raum bot den unheimlichen Hintergrund für das sonst so gemütliche Familienleben mit der Mutter, die dem kleinen Georg und seinen jüngeren Geschwistern Mathilde und Wilhelm Märchen erzählte und alte Volkslieder sang. Das freundliche Kindheitsidyll wurde auch durch die Schule zunächst nicht unterbrochen, in die der Knabe mit zehn Jahren im Herbst 1823 eintrat.

Jugendentwickelung

Acht Jahre hat nun Büchner auf den Schulbänken des Darmstädter Gymnasiums gesessen. Diese Anstalt gehörte damals wohl zu den besten in deutschen Landen. Wohl wirkte hier noch der berüchtigte Korrektor Storck, der Liebig auf der Schule ein solches Martyrium bereitete, ihn nur den „dummen" Justus" nannte und ihn, den späteren großen Chemiker, zusammen mit dem späteren Historiker Gervinus und dem genialen Zoologen Kaup für immer auf die letzte Bank verbannte. Aber Büchner blieb solche Verkennung erspart; er war ein glänzender Schüler, fast immer der erste. Dennoch wurde ihm der Geist dieses streng humanistischen, in einem veralteten Unterrichtssystem befangenen Gymnasiums allmählich verhaßt und forderte in ihm Empörung und Widerwillen heraus. Der Direktor der Anstalt Dilthey war ein begeisterter Philologe und suchte seinen Schülern vor allem Liebe und Schwärmerei für das Altertum einzuflößen. Daher stand die Pflege der klassischen Sprachen obenan; daneben wurden aber

auch die philologischen „Hilfswissenschaften“ gelehrt, wie antike Metrik, Archäologie, Vasenkunde, Münzkunde, und die Kenntnisse, die hier vermittelt wurden, konnten natürlich nur oberflächliche und dilettantische sein. Ebenso wurden die jungen Gemüter in der Geschichte möglichst weit fort aus der Gegenwart, tief hinein in die Vergangenheit geführt. Der Quarta war „das Merkwürdigste aus der hessischen und deutschen Geschichte“ vorbehalten; in der Sekunda traktierte man „teutsche Geschichte von 1024—1347“; die Tertia, Prima und Selekta waren ausschließlich der griechischen und römischen Geschichte geweiht. Mathematik, Physik, Naturgeschichte, überhaupt die Realien wurden arg vernachlässigt. Die Unterrichtsmethode bestand darin, daß aller Wissensstoff in der Schule diktiert, dann zu Hause schön ins Reine geschrieben und auswendig gelernt wurde. So schrieb jeder Junge in jedem Semester mehre Bände zusammen. Der Schüler lernte auf solche mechanische Weise früher lateinische Abhandlungen schreiben als deutsche Aufsätze, die erst in der Selekta angefertigt wurden; in der Prima begann man auch damit, die Jünglinge mit deutscher Dichtung bekannt zu machen.

Es war ja nicht schlimmer in Darmstadt als anderswo, sondern eher besser; man denke etwa an die bittre Kritik, die Fr. Th. Vischer in seiner Selbstbiographie an den Württemberger Gymnasien übte. Damals glaubte man, es müßte so sein, und auch Vischer hat erst später die Fehler dieser Erziehung eingesehen. In Büchner aber war das moderne Empfinden, die Witterung einer neuen Zeit bereits früh so stark, daß er sich auflehnte gegen Formelkram und totes Wissen. Er empfand allmählich, daß sich die klassischen Studien zwischen seine Liebe zur Natur und zur Gegenwart drängten, daß ihm die Schule in seinem Hunger nach Aufklärung über die Dinge des Lebens und Seins nur Steine statt Brotes reichte. Franzos erzählt, daß seine Schulhefte über exakte Wissenschaften mit größter Sorgfalt ausgearbeitet, dagegen die lateinischen und griechischen Präparationen recht flüchtig geschrieben waren.

Es findet sich in seinen Nachschriften über Mathematik, Physik nicht eine Nebenbemerkung, während sich in den andern Heften ein ungeduldiger mutwilliger Geist regt und sich in höhnischen Zusätzen und Ausrufen Luft macht. Ein besonders „poetischer" Merkvers beim Erlernen der lateinischen Grammatik reizt ihn zu der Aeußerung: „Dieser Vers wäre nicht unwert, von Ihnen selbst, Herr Doktor, gedichtet worden zu sein." Der rhetorischen Frage an Caesar: „Durch welche Lobsprüche sollen wir Dich, den wir vor uns sehen, erheben?" in der Uebersetzung einer Ciceronianischen Rede ist als Antwort beigefügt: „Wahrlich nur dadurch, indem wir Dir die Tintenfässer an den Kopf werfen, der Du uns die blühende Welt der Alten zur Wüste machst." Einem Heft über antike Münzkunde ist das Faust-Motto vorgesetzt: „O Trödel, der mit tausendfachem Tand in dieser Mottenwelt mich dränget!" und der Ueberschrift „Von dem Nutzen der Münzkunde" folgt die selbständig gegebene Erläuterung: „Sie bringt Langeweile und Abspannung hervor und schon diese Symptome sind ja in den Augen jedes echten, tiefer in den Geist der Alten eingedrungenen Philologen der schlagende Beweis für den Nutzen dieses Studiums. O Herr Doktor! was sind Verstand, Scharfsinn, gesunde Vernunft? Leere Namen! — Ein Düngerhaufen toter Gelehrsamkeit — dies ist das allein würdige Ziel menschlichen Strebens!" Im folgenden Jahre schreibt er in dem Diktat über die Schrift der Alten nur noch die Paragraphen hin und dahinter Volkslieder. So: „§ 11. Pelasgische Buchstaben. Zu Lauterbach hab' ich mein' Strumpf verlor'n, Ohne Strumpf geh' i net heim. § 12. Hieroglyphen. Es steht ein Wirtshaus an der Lahn, da fahren alle Fuhrleut' an" und dazwischen steht mit riesigen Buchstaben: „Lebendiges! Was nützt der tote Kram!"

So wenig Gewicht man auch im Allgemeinen den übermütigen oder verärgerten Kritzeleien gelangweilter Schulbuben beilegen mag, man wird doch diese Aufschreie und Malicen einer zeitig über sich selbst und die Umwelt klar gewordenen Seele nicht als kindliche Ue-

vertreibungen abtun dürfen. In ihnen zeigt sich schon in charakterischer Frühreife die trotzige Auflehnung gegen das Bestehende, die scharfe Kritik eines deutlich ausgeprägten Temperaments, der überlegene Hochmut eines eigensinnigen Schwärmers. Und mit dieser Verachtung seines „tintenklecksenden Säkulums“, dieser Empörung gegen das herrschende System vereint sich bereits eine praktische Klugheit, die auch späterhin dem Fanatiker und Revolutionär eigen war und ihn errettete vor phantastischem Versinken in gestaltlosen Träumereien. In ihm lebte ein scharfer Wirklichkeitssinn, der Menschen und Dinge gut einzuschätzen wußte und das Innerste seines eigenen Fühlens und Denkens sorgfältig verbarg. Im Verkehr mit den Kameraden traten hauptsächlich seine naturwissenschaftlichen Interessen hervor. Im Allgemeinen schien er sich nicht viel von den anderen zu unterscheiden. „Ich bin“, erzählt einer von ihnen, „bis in mein sechzehntes Jahr mit Georg Büchner zusammen gewesen, und so schön und feurig der Knabe war, so kann ich doch nicht sagen, daß wir oder die Lehrer Außerordentliches von ihm erwartet — am wenigsten aber auf dem Felde der Dichtkunst. Er selbst sagte immer, daß er Naturforscher werden wolle, und was er mit Vorliebe betrieb, paßte zu diesem Vorsatz.“

Immerhin sind doch auch schon in seinen ersten poetischen Versuchen und den Aufsätzen seiner letzten Schuljahre eine Tiefe des Gefühls, eine Leidenschaftlichkeit der Parteinahme und eine Gewandtheit des Ausdrucks enthalten, die das junge Genie verraten. Zwar ist es mißlich, aus kindlichen Poesieen großer Dichter nachher ihre Begabung herauslesen zu wollen; am wenigsten dürfte dies etwa aus den „Poetischen Gedanken über die Höllenfahrt Jesu Christi“ gelingen, die der sechzehnjährige Goethe 1765 „auf Verlangen entworfen“. Franzos hat daher auch Büchners erhaltene Jugendgedichte nur als „Curiosa zur Biographie“ mitgeteilt. Doch sie sind mehr als das, haben bei allem Spielerischen und Angelernten schon den Rhythmus und die Anschaulichkeit echter Kunstwerke, so sehr auch noch der Ausdruck des Gefühls im Konventionellen stecken bleibt. Welch

eine formale Feinheit in der Auswahl der Worte und ihrer Verwendung beweist z. B. der Anfang eines „der besten Mutter“ gewidmeten Geburtstagsgedichtes, das der Fünfzehnjährige 1828 verfaßt hat!:

Gebadet in des Meeres blauer Flut
Erhebt aus purpurrotem Osten sich
Das prächtig-strahlende Gestirn des Tags,
Erweckt, gleich einem mächt'gen Zauberwort,
Das Leben der entschlafenen Natur,
Von der der Nebel wie ein Opferrauch
Empor zum unermess'nen Äther steigt.
Der Berge Zinnen brennen in dem Strahl
Vor welchem, wie von flammendeu Altar,
Der Rauch des finstren Waldgebirges wallt —
Und fernhin in des Ocean's Fluten weicht
Die Nacht.

Antike Reminiszenzen haben bei diesem malenden Naturbild wohl mitgewirkt, wie denn ein noch früheres Geburtstagsgedicht an den Vater ziemlich unbehülflich und dabei sicher in Hexametern einherschreitet; aber doch wagt hier selbständig ein starkes Pathos die ersten Flüge, während die sich daran anschließende eigentliche Gratulation recht lahm und matt herauskommt.

Das Naturgefühl drängt als erstes zum Ausdruck und es findet ein dichterisches Vorbild in der verschwommenen koketten Ruinensentimentalität Mathissons, der damals des Knaben Lieblingspoet war. Im Tone dieses Modedichters ist das den Eltern als „Weihnachtsgeschenk“ 1828 gewidmete Gedicht „Vergänglichkeit“ gehalten, in dem all die Kulissen der Matthissonschen, zart und blaß hingepinselten Landschaftsbilder aufgestellt sind, von Mond und Abendnebel über Philomele und Selene bis zum Krächzen des Uhus und dem Flattern der Fledermaus im öden Burghof. Naturträumereien und verfallene Romantik sind in die gleichen glatten und verblasenen Farben getaucht, doch die musikalische Weichheit dieser Verse löst auch die lyrische Empfindung in dem jungen Dichter und läßt ihm in dem andern Weihnachtsgedicht von 1828 eine im Eingang sehr schön beseelte Naturstimmung gelingen:

Die Nacht.

Niedersinkt des Tages goldner Wagen,
Und die stille Nacht schwebt leis' herauf,
Stillt mit sanfter Hand des Herzens Klagen,
Bringt uns Ruh' im schweren Lebenslauf.

Ruhe gießt sie in das Herz des Müden,
Der ermattet auf der Pilgerbahn,
Bringt ihm wieder seinen stillen Frieden,
Den des Schicksals rauhe Hand ihm nahm.

Ruhig schlummernd liegen alle Wesen,
Feiernd schließet sich das Heiligtum,
Tiefe Stille herrscht im weiten Reiche,
Alles schweigt im öden Kreis' herum.

Und der Mond schwebt hoch am klaren Äther
Gießt sein sanftes Silberlicht herab;
Und die Sternlein funkeln in der Ferne,
Schau'n herab auf Leben und auf Grab.

Willkommen Mond, willkommen sanfter Bote
Der Ruhe in dem rauhen Erdental,
Verkündiger von Gottes Lieb' und Gnade,
Des Schirmers in Gefahr und Mühesal.

Willkommen Sterne, seid gegrüßt ihr Zeugen
Der Allmacht Gottes, der die Welten lenkt,
Der unter allen Myriaden Wesen
Auch meiner voll von Lieb' und Gnade denkt.

Ja heil'ger Gott, du bist der Herr der Welten,
Du hast den Sonnenball emporgetürmt,
Hast den Planeten ihre Bahn bezeichnet,
Du bist es, der das All mit Allmacht schirmt.

Unendlicher, den keine Räume fassen,
Erhabener, den Keines Geist begreift,
Allgütiger, den alle Welten preisen,
Erbarmender, der Sündern Gnade beut!

Erlöse gnädig uns von allem Uebel,
Vergieb uns liebend jede Missetat,
Laß wandeln uns auf Deines Sohnes Wegen,
Und siegen über Tod und über Grab.

So rhetorisch und gezwungen auch der Schluß erscheinen mag, es geht doch ein gewisser Schwung durch diese Verse und schön ist der Anfang, fein der Wechsel des Versmaßes in der Mitte. 1835, in der Zeit da er den „Danton" schrieb, ist Büchner dieses Zeugnis friedlich stiller Jahre wieder vor Augen gekommen und er hat

an den Rand eine neue Anfangsstrophe geschrieben, die wie ein schwerer Seufzer seiner zerquälten und verbitterten Seele klingt:

„Wieder eine Nacht herabgestiegen
Auf das alte, ew'ge Erdenrund.
Wieder eine Finsternis geworden
In dem qualerfüllten Lebensschlund! — —"

Es sind nur wenige solch jugendlicher Gedichte, die uns der Zufall erhalten hat; sie zeigen aber, daß der spätere Dichter des wundervollen Liedes der Rosetta in „Leonce und Lena" eine lyrische Schulung in dem Ziergarten der Poesie durchgemacht, bevor er sich der frei blühenden Schönheit des Volksliedes ergab.

Einen noch tieferen Einblick in die gährende, sich formende Geisteswelt des Gymnasiasten gewähren die deutschen Aufsätze seines letzten Schuljahres 1830/31. Die heftige Erregung, in die ihn die Julirevolution versetzt hatte, äußert sich in leidenschaftlichen Tiraden über Despoten und Freiheit; ein Nachhall der ganzen aufgewühlten Zeit dringt hier bis in die abgeschlossenen Schulräume und zittert wieder in diesen Exercitien, die angeordnet sind zur Uebung in Disposition und Stil. Zitate aus Schiller und Bürger kehren wieder, in denen „Tugend, Menschenrecht und Menschenfreiheit" gepriesen werden; alle seine Gedanken sind getragen „von Begeisterung für die Freiheit, von schwärmerischem Tatendrang"; seine patriotische Gesinnung gipfelt in der ungeduldig klagend vom eigentlichen Thema sich wegwendenden Frage: „Mein Deutschland, wann wirst Du frei?" Besonders aber beschäftigt ihn die französische Revolution; so schweift er in einem Aufsatz über den „Heldentod der 400 Pforzheimer" zu einem flammenden Hymnus auf den „Freiheitskampf der Franken" ab: „Wir haben nicht nötig, die Vorwelt um große Männer zu beneiden, auch unsere Zeit zeugte Helden, die mit den Leonidas, Scävola und Brutus um den Lorbeer ringen können. Um dies zu erkennen, brauchen wir unser Augenmerk nur auf jenen Kampf zu richten, der noch vor Kurzem die Welt erschütterte, der sie aber auch

in ihrer Entwicklung um mehr denn ein Jahrhundert vorwärts brachte, der in blutigem, aber gerechtem Vertilgungskampfe die Gräuel rächte, welche schändliche Despoten Jahrhunderte hindurch an der leidenden Menschheit verübt, der Europas Völkern zeigte, daß die Vorsehung sie nicht zum Spiel der Willkür von Despoten bestimmt hat; ich meine den Freiheitskampf der Franken! Tugenden zeigten sich da, wie sie Rom und Sparta kaum aufzuweisen haben, und Taten geschahen, die noch nach Jahrhunderten Tausende zur Nachahmung begeistern können."

Einem ebensolch' hochgestimmten, aus der Vergangenheit zur Gegenwart drängenden Geist atmet die Rede Büchners beim Abgang vom Darmstädter Gymnasium über Cato von Utica; der Abiturient unternimmt es, den Selbstmord des stoischen Römers zu rechtfertigen, eine Aufgabe, die dereinst die Aufklärung so interessierte und Addison wie Gottsched zu salbungsvollen Dramen anreizte. Aber er lehnt es ab, Cato gegen die Vorurteile einer „kleinen Zeit", der Gegenwart, zu verteidigen. Deutlich dringt der Ingrimm gegen sein Zeitalter aus den pathetisch stilisierten Sätzen hervor: „Für einen Riesen aber paßt nicht das Maß eines Zwerges; eine kleine Zeit darf nicht einen Mann nach sich beurteilen wollen, von dem sie nicht einen Gedanken fassen und ertragen könnte. Wer will dem Adler die Bahn vorschreiben wenn er die Schwingen entfaltet und stürmischen Flugs sich zu den Sternen erhebt? Wer will die zerknickten Blumen zählen, wenn der Sturm über die Erde braust und die Nebel zerreißt, die dumpfbrütend über dem Leben liegen? Wer will nach den Meinungen und Motiven eines Kindes wägen und verdammen, wenn Ungeheures geschieht, wo es sich um Ungeheures handelt? Die Lehre davon ist: man darf die Ereignisse und ihre Wirkungen nicht beurteilen, wie sie äußerlich sich darstellen, sondern man muß ihren inneren tiefen Sinn zu ergründen suchen, und dann wird man das Wahre finden. Ich glaubte erst dieses vorausschicken zu müssen, um bei der Behandlung eines so schwierigen Themas zu zeigen, von welchem Stand-

punkte man bei der Beurteilung eines Mannes, bei der Beurteilung eines alten Römers ausgehen müsse, um zu beweisen, daß man an einen Cato nicht den Maßstab unserer Zeit anlegen, daß man seine Tat nicht nach neueren Grundsätzen und Ansichten beurteilen könne.'" Cato ist ihm vor allem der unbesiegte und unbeugbare Held der Freiheit, der stolze Republikaner. Seine ganze Auffassung ist von demselben Geist belebt, der in der Zeit der Revolution besonders unter den Gestalten der römischen Geschichte sich Vorbilder und Ideale schuf, und in jugendlich stürmischem Feuer schließt sie mit einem Preise der ewigen Bedeutung von Catos Freitod: „So handelte, so lebte, so starb Cato. Er selbst der Repräsentant Römischer Größe, der letzte eines untergesunkenen Heldenstammes, der größte seiner Zeit! Sein Tod der Schlußstein für den ersten Gedanken seines Lebens, seine Tat ein Denkmal im Herzen aller Edlen, das über Tod und Verwesung triumphiert, das unbewegt steht im flutenden Strome der Ewigkeit! Rom, die Riesin, stürzte, Jahrhunderte gingen an seinem Grabe vorüber, die Weltgeschichte schüttelte über ihm ihre Lose und noch steht Catos Namen neben der Tugend und wird neben ihr stehen, so lange das große Urgefühl für Vaterland und Freiheit in der Brust des Menschen glüht! —"

Der Abiturient lebte und webte bereits in den Ideen und Vorstellungen, aus denen später der „Danton" geboren wurde; aber auch in seinem Stil und der Formung seiner Gedanken zeigt er hier bereits die frühe Reife eines meisterhaften Prosaisten. Was der Rede noch vom Schulaufsatz anhaftet, sind die etwas schematische Disposition und bisweilen latinisierende Ausdrücke. Die Satzbildung erweist öfters deutlich, daß sich der Stil in seiner freien Bewegtheit noch nicht völlig dem spanischen Stiefel der lateinischen Regeln entrungen hat; doch neben der umständlichen Phrasierung steht eine an Tacitus gebildete Kunst der scharfen Pointe, der geistreichen Kontrastierung und Verbindung, die bereits auf ein wichtiges Stilmittel seiner späteren Prosa hinweist. Das durchgehende enthusiastische Un-

gestüm und Pathos mit dem mächtig einsetzenden Anfang und der nicht erlahmenden Lebendigkeit in Darstellung und Deduktion lassen die Lektüre von Schillers historischen Schriften erkennen.

Der Jüngling, der mit dieser Deklamation die Schule verließ, war ein selten vorgeschrittener und gereifter, fast gefährlich fertiger Mensch. Er hatte seine Ansichten über Welt, Geschichte und Gott, die gewöhnlich noch verschwommen wirr in so jungen Köpfen rumoren, in sich klipp und klar ausgebildet. Von den radikalen und skeptischen Ideen der Zeit hatte er bereits viel in sich aufgenommen und angenommen. Er dachte politisch revolutionär und religiös mehr als aufgeklärt. Daß er damals schon Atheist gewesen sei, wie behauptet worden ist, wird man nicht annehmen müssen. Den Namen eines Atheisten, der ihm noch von Treitschke als ein besonderer Makel angeheftet wird, hat er überhaupt nie verdient, wenngleich er später mit der das Göttliche vernichtenden „Kritik", wie sie sich etwa in Bruno Bauers Schriften äußert, sympathisiert haben mag. Gegen das Christentum freilich hat er schon als Schüler seine Abneigung nicht unterdrückt. In seiner Cato-Rede weist er die Einwände der christlichen Religion gegen den Selbstmord ganz verächtlich als undiskutierbar zurück und sein naturwissenschaftlich erzogener Sinn empört sich gegen den Glauben an Wunder und spricht von den „verdummenden Fesseln des Katholizismus." Wenn er zu einem Schulkameraden den bezeichnenden Ausspruch tat: „Das Christentum gefällt mir nicht — es ist mir zu sanft, es macht lammfromm", so erklärt das seine innersten Motive, die sich mit denen Nietzsches berühren. Aus seiner warmen Begeisterung für die Stoa und ihre selbstüberwindenden Lehren erkennt man, was für einen Glauben er für ein Heldengeschlecht und eine kraftvolle Zeit ersehnte.

Schon damals war wohl sein religiöses Empfinden eng mit seinem innigen Naturgefühl verbunden, das ihn später zu einem Pantheismus in den Formen Spinozas und Goethes führte. Hatte er auf Spaziergängen mit Freunden sich im Gespräch als ein

kühner Skeptiker gezeigt, dann genügte ein andächtiges Versinken in die Schönheit der Natur, um ihn mit einer Fülle positiver frommer Empfindungen zu erfüllen. Die wundersame Belebung der Landschaft, die später vor allem in seinem „Lenz“ etwas ganz Neues in die Dichtung brachte, ist schon während der Schulzeit in Büchners Seele geboren worden. Das leuchtet am klarsten aus dem hübschen Bericht eines Jugendfreundes hervor: „Im Sommer 1831 begegnete ich Georg Büchner einmal in der Dämmerung am Jägertor. Er sah sehr ermüdet aus, aber seine Augen glänzten. Auf meine Frage, wo er gewesen, flüsterte er mir in's Ohr: „Ich will Dir's verraten: den ganzen Tag am Herzen der Geliebten!“ „Unmöglich“ rief ich. „Doch“, lachte er, „vom Morgen bis zum Abend in Einsiedel und dann in der Fasanerie.“

In der märchenhaften Einsamkeit des Odenwaldes, in der „melancholischen Zaubergegend“ der eintönig großartigen Ebene um Darmstadt hat der Gymnasiast Büchner seine stärksten Entzückungen empfunden, seine ersten wirklichen, ungeschriebenen Dichtungen durchlebt. Feinsinnig hat Georg Fuchs in seiner Biographie Niebergalls, dieses so ganz anders gearteten genialen Darmstädters, der Büchners Zeitgenosse war, die Bedeutung der landschaftlichen Umgebung der Heimatstadt für das eigentümlich moderne Naturgefühl unseres Dichters hervorgehoben. „Landschaften mit mäßigen Kontrasten, mächtigen Lichtbahnen, warmen, weichen Formen, die bald durch herbe Melancholie, bald durch blitzende Heiterkeit mit einer gewissen Koketterie stets aufs Neue reizen und anlocken: das sind die Gefilde der Stimmungsmaler. Sie suchen nicht das Hochgebirge, wo die Intimität durch kolossale Konturen und Massen erdrückt wird, nicht groteske, romantische Wunderhaine und verwirrende Ueppigkeit, sondern keusche, stille, offene, allen Einwirkungen des Sonnenlichts frei dahingegebene Gelände.“

Die aufmerksame Betrachtung des Einzelnen in der Natur, zu der ihn sein Intresse für die Botanik führte, und die schwärmerische Vertiefung in ihre Schönheit be-

reicherten auch Büchners ästhetisches Empfinden, läuterten seinen Geschmack. Von Schiller und Matthisson, von dem echten Reflektionsdichter und dem falschen, von dem natürlichen Rhetoriker und dem gekünstelten wandte er sich nun gleichermaßen ab. Sein Lebens- und Herzensbrevier ward der „Faust", „weil sich nirgends das Naturgefühl so innig ausspreche, als hier". Nun erwachte sein Verständnis für die großen Verklärer aller Wirklichkeit, für die Realisten in Goethes Art, und wandte sich zugleich den unbewußten Regungen dichterischen Gefühls zu, wie sie die Romantik im Volkslied gefunden. Ueber Büchners damalige Lektüre berichtet einer seiner Jugendfreunde: „Wir vertieften uns gemeinsam in die Lektüre großer Dichterwerke. Büchner liebte vorzüglich Shakespeare, Homer, Goethe. Volkspoesie zog ihn auf das Mächtigste an, wir lasen Alles, was wir auftreiben konnten. Hingegen hatte Büchner gegen das Rhetorische in Schillers Schriften viel einzuwenden. Dem einfach Menschlichen wendete er sich mit Vorliebe zu, hatte übrigens für die Antike und für das Seelenbezwingende in der Dichtung neuerer Zeiten gleiches Verständnis. Der Bereich des Schönliterarischen, das er las, erstreckte sich sehr weit, auch Calderon war dabei, ferner Jean Paul und die Romantiker. Sein Geschmack war elastisch. Während er Herders „Stimmen der Völker" und „Des Knaben Wunderhorn" verschlang, schätzte er auch Werke der französischen Literatur. Für Unterhaltungslektüre hatte er keinen Sinn; er mußte beim Lesen zu denken haben. Für echte Poesie war seine Liebe groß, sein Verständnis fein und sicher."

Seinen Sinn für hohe realistische Kunst und eine tiefe Beseelung der Natur konnte auch schon der Schüler an den herrlichen Rembrandts der Darmstädter Gallerie bilden, deren Eindruck im ästhetischen Glaubensbekenntnis des „Lenz" so lebendig ist; vor dem künftigen Dramatiker wurde durch das Großherzogliche Theater die Welt der Bretter in all ihrem Glanz und Schimmer aufgetan, denn Ludwig I., der ein leidenschaftlicher Theaterfreund war, aber die Oper einseitig bevorzugte,

legte auch im Schauspiel besonderen Wert auf prächtige Ausstattung; immerhin wirkte hier einige Zeit, gerade während Büchners letzten Gymnasialjahren, Karl Seydelmann als aufgehender Stern. Daß solche oder ähnliche Anregungen in Büchner den schlummernden Künstlerberuf geweckt, in ihm den so oft von Jünglingen gefaßten Wunsch erregt hätten, ein Dichter zu werden, darüber wird uns nichts berichtet. Im Gegenteil erzählt einer seiner Freunde ausdrücklich: „Zur Zeit, da wir vom Gymnasium schieden, im Herbst 1831, ahnte weder mir noch ihm von seinem Dichterberuf. Er wollte sich den Naturwissenschaften widmen, für deren Studium er sich entschieden.“ Büchner war eine viel zu reiche und groß angelegte Natur, als daß er sich in der Fülle seiner Jugendkräfte ein bestimmt umgrenztes Gebiet des Schaffens hätte abstecken wollen; nicht in der Phantasie und auf dem Papiere wollte er schaffen, sondern im Leben, in der Welt, in der Wirklichkeit. Dieser früh ausgeprägte gewaltige Drang nach Wirken in der Natur und unter Menschen griff später nur, gehemmt und in sich selbst zurückgetrieben, als Notbehelf zur künstlerischen Produktion. Wie Shakespeare, wie Grillparzer und mancher andere große Poet sah er nicht im Künstler den Gott und Uebermenschen — dazu haben ihn nur dekante und tatenarme Zeiten mit einseitiger Betonung des „l'art pour l'art“ erhöht — er fühlte sich immer wie die beiden gefeiertsten Poeten der Zeit, Byron oder Musset, ein wenig als Amateur in dem Handwerk Apolls, als vornehmer souveräner Dilettant. Er gehorchte einem Zwang, wenn er die Gestalten seines Innern aus seiner Einbildung löste, um sich von ihnen zu befreien, und war selbst erstaunt, ja unwillig über die Leidenschaft und den Ernst, mit dem er schuf.

Aus all dem wird es erklärlich, daß zunächst die Notwendigkeit des Dichtens in dem jungen Studenten überhaupt nicht fühlbar wurde, daß er von seinem sechzehnten bis zweiundzwanzigsten Lebensjahre nichts Dichterisches schuf. Die ersten Versuche waren talentvolle Spielereien gewesen; dann hatte er in seinen Aufsätzen und in langen Gesprächen das übervolle Herz ausge-

schüttet. Nun stürzte er sich mit einem wahren Heißhunger nach dem Leben, nach dem Erkennen in die vielgestaltige Welt der Naturwissenschaften, die ihm Aufschluß geben sollten über die geheimen Gesetze und die Rätsel des Seins. „Wie fühle ich mich glücklich!" sagte er damals zu einem Freunde. „Ich darf werden, wozu ich einzig tauge. Ich bin nie, auch nur eine Sekunde lang im Zweifel über meinen Beruf gewesen!" Er ging nach Straßburg, um dort Zoologie und Anatomie und auf Wunsch des Vaters daneben auch die praktisch medizinischen Fächer zu studieren, ein Jüngling, überreich an Möglichkeiten der Entfaltung, gefährdet nur durch die Kühnheit und den Trotz seines eigenen Geistes, nicht durch die Versuchungen und Verlockungen der Umwelt, über die er erhaben war. Mit einem Charakterbild, das seine Jugendfreunde später von dem Gymnasiasten gegeben, wollen wir die Erzählung seiner Jugend und Schulzeit beschließen: „Sein Wandel war durchaus unbescholten; vor Versuchungen, denen Andere erlagen, schützte ihn sein stolzer Sinn und der Gedanke an die angebetete Mutter; das Gemeine stieß er unwillig von sich; sogar jenem harmlosen Kneipenleben, in welchem wir anderen Primaner uns für die Genüsse der libertas academica vorbereiteten, blieb er ferne, weil ihn die äußerlich rohe Lustigkeit anwiderte. Man muß es der Wahrheit gemäß beteuern, daß dieser geniale, kraftvolle Jüngling nur Sinn hatte für edlere Genüsse des Geistes und Gemütes. In der Schule befriedigte er durch recht mäßige Anstrengung; sein mächtig strebender Geist suchte sich eigene Wege. Schon darum imponierte er uns Allen, obwohl er keineswegs hochmütig war. Doch wählte er sorgsam seinen Umgang, und mit Einem dieser Wenigen oder auch einsam in Feld und Wald umherzustreifen, war sein einziges Vergnügen, welches ihn aber auch so voll und hochbeglückte, daß er kein anderes suchte."

Die erste Straßburger Studienzeit

Als Georg Büchner, 61 Jahre nach Goethe, in den ersten Oktobertagen 1831 nach Straßburg kam, war die „Universitas Argentoratensis" nicht mehr eine im Innersten von deutschem Geist und deutschem Wesen erfüllte Hochschule wie zu Goethes Zeit, sondern eine völlig französierte „Académie", die von Deutschen wenig besucht wurde. Was den Vater Büchner wohl gerade zur Wahl dieser Universität für seinen Sohn bewogen haben dürfte, war die Vorliebe des alten Napoleon-Schwärmers für gallisches Wesen und gallische Kultur; bei der Mutter mochte es den Ausschlag geben, daß sie in Straßburg einen Onkel, den Bruder ihres Vaters, hatte, der ihrer Familie sehr nahe stand und dem sie ihren Georg empfehlen konnte. Ernst Büchner ahnte nicht, in welch eine gefährliche, von modernen Ideen geschwängerte Atmosphäre er seinen Sohn brachte, da er ihn nach Straßburg schickte. Die alte Reichsstadt war damals der Hauptherd einer revolutionären Propaganda, das drohende Ausfallstor der süddeutschen Staaten, durch das zum mindesten die aufrührerischen modernen Ideen, wenn nicht die übermütigen kriegslustigen Franzosen selbst, wie man befürchtete, eindrangen. Die Elsässer, die durch die Agrargesetze der Revolution und die Kriegstaten des Kaiserreichs völlig für Frankreich gewonnen worden waren, fühlten sich noch immer als Kinder der Revolution und als Söhne des großen Napoleon; als die Juli-Revolution losbrach, wußten sie sich in nichts mit dem Hause der Bourbonen verwachsen, beseitigten sogleich die Lilien aus dem Straßburger Wappen und richteten die Trikolore auf, um ein revolutionäres Regiment zu beginnen. Nur mit Mühe gelang es der Regierung Louis Philippes, gerade hier die Ordnung zu erhalten, und noch lange zitterte die Bewegung nach.

In dieses aufgeregte, von französischer Lebhaftigkeit getragene, von tausend unruhigen Gerüchten durchschwirrte Milieu kam Büchner aus dem langweiligen, gemächlich geordneten Darmstadt. Zum

ersten Male fühlte er sich mitten inne in der Bewegung, von der er so viel gehört und gelesen, für die er jugendlich geschwärmt. Daß er lebhaften Anteil daran nahm, beweisen die wenigen Briefe, die uns aus diesen ersten Straßburger Jahren erhalten sind. Ein Gegengewicht gegen die französierten und revolutionären Mächte, die ihn umgaben, bot sogleich der Kreis, in dem er durch Verwandtschaft und Empfehlung zunächst Aufnahme suchen mußte. Der Onkel der Mutter, Reuß, war ein angesehenes Mitglied der kleinen, sich eng zusammenschließenden Gemeinde, die mitten im gallischen und chauvinistischen Straßburg noch an deutscher Art und Sitte, deutscher Kultur und Sprache festhielt; sein Sohn, der tüchtige Bibelforscher und geniale Interpret des neuen Testaments, Eduard Reuß, war Professor am „Seminaire protestant", das, 1802 von Napoleon ins Leben gerufen, das Erbe der von der Revolution vernichteten deutschen Hochschule angetreten hatte und trotz der französischen Sprache und Methode, in der unterrichtet wurde, zur Hochburg des deutschen Geistes geworden war.

Durch seine Verwandten wurde der junge Student an den protestantischen Pfarrer Jaeglé gewiesen, bei dem er während seines Straßburger Aufenthaltes Kost und Logis erhielt, in dessen Familie er die freundlichste Aufnahme, in dessen Tochter er die Erwählte für's Leben, die Braut, fand. Die Jaeglés waren eine alte elsässische Familie, die aber ihr Deutschtum stets bewahrt hatte; auch der geistliche Beruf war unter ihnen häufig. Interessant ist es, festzustellen, daß ein Pfarrer Jaeglé aus Barr, der später nach Straßburg als Prediger kam, am Grabe Oberlins, bei dem der unglückliche Dichter Lenz Zuflucht gefunden hatte, die Leichenrede hielt. Dieser Pfarrer Jaeglé, der 1826 in Barr wirkte, wurde nun Büchners Logiswirt und durch ihn ist der junge Student zuerst auf den Lenz-Stoff hingewiesen worden, dessen wichtigste Quelle für ihn aus den Papieren Oberlins floß; auch sonst brachte ihm diese Umgebung die alte Geschichte und Sage, die Schönheit und Eigenart des Landes und Volkes nahe. Im Hause

der Jaeglés, „Rue St. Guillaume, Nr. 66, links eine Treppe hoch", in einem „etwas überzwergen Zimmer mit grüner Tapete", hat er nun zwei Jahre hindurch gelebt, Jahre voll eifrigster Arbeit, voll großartigster und wichtigster Eindrücke, voll seelisch süßer Wunder ....

Die Straßburger „Académie" war im Jahre 1808 von Napoleon geschaffen worden, indem er den schon bestehenden, aus der Zertrümmerung der alten deutschen Universität erretteten Anstalten, dem „Séminaire protestant", der Rechtsschule und der medizinisch-chirurgischen Fachschule eine „Faculté des lettres" hinzufügte; sie wurde in strenger Absonderung von den deutschen Universitäten erhalten und ganz in demselben Geiste geleitet, wie die anderen französischen Hochschulen. Unter den beengenden Fesseln dieses Regimes, die eine freie Entfaltung der Geisteswissenschaften fast völlig verhinderten, litten die Naturwissenschaften am wenigsten; der medizinischen Fukaltät gehörten dreiviertel der ganzen Studentenschaft an. Für sein Fachstudium hatte es also Büchner nicht unglücklich getroffen. Seine beiden wichtigsten Lehrer, der Anatom Lauth und der Zoologe Duvernoy, waren hervorragende Gelehrte, wenngleich sie beide ganz verschiedenen wissenschaftlichen Richtungen angehörten. Der weitaus ältere von ihnen, Thomas Lauth, lebte noch ganz in den Anschauungen der von Schelling und Oken begründeten Naturphilosophie und förderte in seinen Vorlesungen über „Fundamenta Anthropologiae", die Büchner hörte, neben ausgezeichneten exakten Beobachtungen manch tiefsinnig romantische Spekulationen über den menschlichen Körperbau zu Tage, die mehr ein philosophisches, als anatomisches Intresse verrieten. Er war der Ruhm der „Académie", der „Stolz des gelehrten Elsaß", während der jüngere Duvernoy noch keine so große Anerkennung genoß. Dieser war ein Gegner all der schwärmenden Grübeleien und Systeme, die damals die Naturwissenschaft beherrschten, ein Mann der exakten strengen Forschung, der von der Spekulation nichts, vom Experiment alles erwartete. Diesen beiden Männern trat Büchner nun besonders nahe; in ihrer gegensätzli-

chen Methode wurde ihm sinnfällig der damalige Stand der Naturwissenschaften vor Augen geführt; durch sie wurden die Grundlinien seiner eigenen gelehrten Tätigkeit bestimmt und die Liebe zur Zoologie und Anatomie in ihn gelegt, während ihm die Beschäftigung mit der praktischen Medizin immer unsympathischer wurde. Doch hat er in seinen ersten Studienjahren auch die andern Pflichtkollegs des Mediziners fleißig besucht.

Naturwissenschaftliche Studien hatten auch den jungen Goethe in Straßburg angezogen; vor allem aber war ihm hier aus nächster Nähe die Bekanntschaft mit der französischen Kultur vermittelt worden, die ihm ein unverlierbares, stets dankbar anerkanntes Ferment seiner ganzen Bildung wurde. Die große, in sich geschlossene Welt- und Kunstanschauung der französischen Aufklärungsepoche war nun freilich durch die Stürme der Revolution und des Kaiserreichs zerstört; aber aus dem Chaos widerstrebender, dumpf gährender und zum Licht empordrängender Elemente begann sich doch damals wieder eine einheitliche Kultur zu gestalten. Diese französische „Romantik“, von der deutschen befruchtet und doch so unendlich von ihr verschieden, ist in ihren sozialen und politischen, in ihren künstlerischen und ästhetischen Anschauungen von großer Bedeutung für Büchners Entwicklung geworden; er hat sie in ihren Grundtendenzen während seines ersten Straßburger Aufenthaltes kennen gelernt. Es waren Ideen eines schwärmerischen Pantheismus und Sozialismus, die ihm etwa in den Werken eines Lamennais und Saint-Simon entgegentraten, daneben die Dogmen eines schrankenlosen Individualismus und das Bekenntnis eines künstlerischen Realismus, wie er sie aus den Vorreden von Victor Hugos Dramen kennen lernte. Neben dem Französischen beschäftigte er sich damals eifrig mit der italienischen Sprache, um auch das Wesen der italienischen Freiheitsbewegung besser zu erfassen, dessen genialster Vertreter Mazzini auf seine eigenen politischen Ideen mannigfach einwirken sollte. Von der Beschäftigung mit solchen erregenden Problemen der Gegenwart

mag er dann wohl in der heiter graziösen Märchenwelt Gozzis Erholung gesucht haben, die im Motto seines späteren Lustspiels „Leonce und Lena“ anklingt; er fand Freude an der bunten Welt Tiecks und Brentanos, ließ sich einwiegen von den musikalisch weichen, tief erlebten Gedichten Alfred de Mussets, der sein Lieblingsdichter unter den Franzosen wurde. Im Ganzen aber standen die ästhetischen Intressen doch im Hintergrunde; sein Herz schlug so feurig für das ihn umwogende Leben des Tages, daß er für die der Vergangenheit zugewandten Träume der Dichter, besonders der deutschen Romantiker, nicht viel übrig hatte.

Büchners politische Anschauungen zeigen sogleich, da er mit der revolutionären Bewegung in Berührung kommt und sich an dem ganzen Treiben freier beteiligen darf, eine Reife und Selbständigkeit, die ihn hoch über seine Umgebung hebt. Die deutschen Flüchtlinge, unter ihnen auch Landsleute Büchners, Gießener „Schwarze“, von deren Kreise einst die Ermordung Kotzebues durch Sand ausgegangen war, suchten in Flugschriften ihre süddeutschen Brüder von der Herrlichkeit der französischen Bürgerfreiheit zu überzeugen. Da ertönten pathetische Grüße an das deutsche Vaterland und begeisterte Verherrlichungen der für ihre Freiheit kämpfenden Polen. Büchner konnte hier eine ganze Reihe von Pamphleten kennen lernen, die bald im behäbig jovialen Volkston, bald mit deklamatorischer Phrase den Liberalen Frankreich als Muster vorführten; er konnte aus ihnen für die Flugschrift, mit der er später in die Bewegung eingriff, für seinen „hessischen Landboten“, entnehmen, wie man es nicht machen solle, und er hat diese Erfahrung wohl genutzt. Das allgemeine Freiheitsideal wird etwa ausgesprochen in einem von Treischke (IV, 227) citierten Aufsatz der Beilage zum Straßburger Niederrheinischen Kurier „Das konstitutionelle Deutschland“: „Hier erklang wieder das alte Rheinbundslied, nur in neuer Tonart, zu Ehren deutscher Macht und Herrlichkeit: „Gebt Deutschland eine Verfassung, die es zur sechsten Großmacht erhebe. Laßt Preußen und Oesterreich, deren Interessen nicht die unseren sind, ihre

eigenen Bahnen gehen, und vereinigt Euch zu einem einzigen, herrlichen und mächtigen Volke" unter einem auf Zeit gewählten Oberhaupte und Reichsständen."

Solchen utopischen Ideen gegenüber erkannte der achtzehnjährige Student klar die Nutzlosigkeit aller der feierlichen Proteste und Manifestationen, in denen die andern ihren Tätigkeitsdrang austobten, nennt den festlichen Empfang des polnischen Generals Romarino, mit dem die Straßburger Studenten der Freiheit eine Ovation bereiten wollten und an dem er selbst teilnahm, eine „Comödie"; als „Comödie" bezeichnet er auch die so hochgepriesene „Freiheit" des Bürgerkönigtums, hinter der er die brutale Herrschaft der bourgoisen Geldmacht und die Unterdrückung des armen Volks erkennt; er verwirft den zahmen Konstitutionalismus, den die deutschen Liberalen erstrebten, und hält die Republik für die einzig mögliche Staatsform. So steht er ganz auf der Seite der „Radikalen"; aber für die Demonstrationen der „hiesigen republikanischen Zierbengel", die „mit roten Hüten herumlaufen", hat er nur ein verächtliches Lächeln. All das Zurschautragen revolutionärer Gesinnungen dünkt ihm kindisch; nur tatkräftiges Wirken für diese Ziele könnte von Nutzen sein. Politik ist ihm keine Ideenfrage, sondern eine Machtfrage. Inmitten all der unklaren Schwärmereien und phantastischen Pläne, die damals die Geister erfüllten und beunruhigten, tritt uns also in der Auffassung dieses jungen Menschen eine praktische und realistische Betrachtung der Dinge entgegen, die nur von der Tat etwas erhofft. Wohl wenige mochten damals die Nichtigkeit aller Bemühungen der deutschen Konstitutionellen und Liberalen so klar erkannt haben wie er: „Sie schreiben, man liest sie nicht; sie schreien, man hört sie nicht; sie handeln, man hilft ihnen nicht." Was das deutsche Volk erst aus Bismarcks Werk gelernt hat, daß Gewalt und Macht die wichtigsten Faktoren der Politik sind, das war Büchner von vorn herein klar.

Am deutlichsten tritt das in dem Briefe zu Tage, den er über das Frankfurter Attentat an die Eltern schrieb. Er ist überhaupt in der Aeußerung seiner politischen An-

schauungen dem reaktionären Vater gegenüber zunächst merkwürdig offenherzig. Dieser mochte in den kühnen und dabei doch ironisch-skeptischen Ansichten des Sohnes ungefährliche Tiraden eines jugendlichen Ueberschwanges sehen und hatte nur Furcht, daß sich Georg nicht etwa aktiv an den revolutionären Umtrieben beteilige. Solange der Sohn den Vater inbetreff dieser Befürchtungen mit gutem Gewissen beruhigen konnte, durfte er desto verwegener und rückhaltsloser im Aussprechen seiner Ueberzeugungen sein. Erst als er den gefährlichen Schritt vom Theoretiker zum Praktiker wirklich tat, als die Besorgnisse der Eltern zur bedenklichen Realität wurden, da war er sich auch sofort darüber klar, daß er keine Verzeihung und Duldung mehr vom Vater erhoffen dürfe, daß nur strengste Verheimlichung seines Tuns, nur konsequente Lüge möglich sei; da ward er auch vorsichtiger in der Mitteilung seiner Anschauungen. Als das klägliche Scheitern des Frankfurter Putsches und die Anteilnahme von Gießener Studenten, ja überhaupt von hessischen Revolutionären, bekannt wurde, schrieben die Eltern sogleich ängstlich an den Sohn, denn sie trauten ihm doch zu, daß auch er in diese Angelegenheit verwickelt sei.

Daß Georg Büchner bei dem Wachensturm in Frankfurt am 3. April 1833 nicht dabei gewesen ist, wie man lange Zeit annahm, hat sein Bruder Ludwig einwandfrei erwiesen; Franzos möchte annehmen, daß er von dem lang vorbereiteten Plan wenigstens gewußt; das ist wohl möglich bei den engen Beziehungen, die zwischen den hessischen und den Straßburger Revolutionären bestanden. Jedenfalls geht aus dem Briefe, in dem der Sohn den Eltern antwortet, die Mißbilligung des Attentats, die Verachtung dieses mit unzulänglichen Mitteln unüberlegt unternommenen Streiches so klar hervor, daß der junge Doktrinär seine Uebereinstimmung mit dem Prinzip, seine Anteilnahme an dem Geschick der Gefangenen desto unverhohlener aussprechen konnte. Nur Gewalt kann seiner Meinung nach helfen gegenüber dem bestehenden „gesetzlichen Zustand“, an dem er eine vernichtende scharfsinnige Kritik übt; aber dazu ist

die Aufweckung und Gewinnung der großen Masse notwendig, die noch wie ein Kind im dumpfen Schlaf liegt; der „ewige Maulaffe Volk" ist noch nicht zum Bewußtsein erwacht; es ist eine Verblendung, „in den Deutschen ein zum Kampf für sein Recht bereites Volk zu sehen" und deshalb erscheint ihm „im gegenwärtigen Zeitpunkt jede revolutionäre Bewegung als eine vergebliche Unternehmung". Nicht die Gebildeten, die Vertreter der Intelligenz und des Liberalismus, von denen man in Deutschland alles erhoffte, konnten nach seiner Meinung den Umschwung herbeiführen, sondern nur ein Aufstand der Massen. Er kann also die Eltern beruhigen, daß er an keiner Versammlung teilnehmen, sich in keine „revolutionären Kinderstreiche" einlassen werde, denn er ist allmählich zu der Ueberzeugung gekommen, „daß nur das notwendige Bedürfnis der großen Masse Umänderungen herbeiführen kann, daß alles Bewegen und Schreien des Einzelnen vergebliches Torenwerk ist."

Diese merkwürdig kühlen und objektiven Ansichten, die mit einem bittren Haß der deutschen Zustände und einer wilden Leidenschaftlichkeit der Parteiergreifung für die Revolutionäre wunderlich kontrastieren, bezeichnen das endgültige Resultat seiner politischen Erfahrungen während dieser Straßburger Jahre. Sie lassen bereits ahnen, daß dieser jugendlich ungestüme Theoretiker der Tat, der seine eigene Untätigkeit so absichtlich hervorkehrt, nur allzu leicht aus seiner abwartenden Haltung herausgetrieben werden könne, daß er, der aus der Ferne das Treiben in Deutschland so nüchtern kritisch und überlegen betrachtete, nur in den Hexenkessel dieser Bewegung selbst hineinzutreten brauche, um sich zu der Ansicht zu bekehren, die Zeit zum Kampfe um die Freiheit sei nun doch gekommen! ...

Den französischen Ideen, die Büchner in sich aufnahm und die auch seine Auffassung von der Notwendigkeit einer sozialen Umwälzung merklich bestimmten, hielten das Gegengewicht die deutsch-volkstümlichen und nationalen Elemente, die ihm aus seinem nächsten Kreise und seinem Umgang entgegentraten. Durch seine Verwandten Reuß, durch Jaeglés ward er eingeführt in

den Kreis der protestantischen Straßburger, die sich dem herrschenden Franzosentum und Katholizismus gegenüber eine Sonderstellung bewahrten. Es waren zumeist Lehrer und Pfarrer, die treu und unverrückt ihres Amtes walteten, ohne gegen die herrschenden Mächte eine oppositionelle Stellung einzunehmen, und in ihren Mußestunden sich in die volkstümlichen Ueberlieferungen, in die Sprache, Sitte und Schönheit der alten deutsch-elsässischen Kultur vertieften, die damals von den meisten in Acht und Bann getan waren. Ihr Mittelpunkt war der wackere Daniel Ehrenfried Stöber, der in seinen Gedichten und volkstümlichen Erzählungen den Sinn für die elsässische Mundart und deutsches Wesen aufrecht erhielt. Seine beiden, ebenfalls dichterisch begabten Söhne August und Adolf wurden Büchners hauptsächlichster Umgang in Straßburg. Außer mit ihnen hat er wohl auch noch mit einigen andern Kommilitonen, so mit ein paar Theologen, verkehrt, ist auch mit dem Kreise der Gießener Studenten in Berührung gekommen, die damals als Flüchtlinge in Straßburg lebten; aber von ihrem politischen Treiben hielt ihn doch seine überlegene Beurteilung der Verhältnisse fern; ihre ziellose Schwärmerei, ihr Phrasentum stießen ihn ab; bei den stillen, feinsinnigen und gemütvollen Elsässern fühlte er sich wohler, wenngleich er ihre Verliebtheit in „Sinn und Sang der alten Zeiten", ihr ruhiges Walten und Wirken in eng begrenztem, wohl vertrautem Gebiet nur belächeln konnte.

Immerhin fand er in solch etwas spießbürgerlichem Sichbescheiden, in dieser innig schlichten Naturliebe, der tüchtig verständigen Bildung der Genossen die beste Ergänzung und ein Gegengewicht für die stürmenden, drängenden Elemente, die in ihm kämpften und rangen. Durch sie und mit ihnen lernte er die Wunderwelt des Münsters kennen, lernte lesen in diesem steinernen Buch, das aus vielgestaltigen Formen und Mauern eine so eherne Sprache redete. Er versenkte sich in die Schönheit der Gothik, die einst in diesem Meisterwerk der Baukunst auch Goethe so mächtig ergriffen, studierte die Geschichte und die Schicksale

des Domes, der ein mächtiges Sinnbild aller der nationalen, noch immer im Geheimen wirksamen Kräfte, einen Schatzbehalter alles Deutschen und Gewaltigen in den Traditionen des Elsaß darbot; er trieb einen reinen Kultus mit dem Bau, stieg viele Male die 635 Stufen bis zur Spitze des nördlichen Turmes hinan und blickte mit dem Fernglas über die alte Stadt in das weite Land hinaus. Einmal wäre er fast in die Tiefe gestürzt, als ihm das Glas entglitt und er sich vorbückte, um es noch zu erhaschen, wenn ihn nicht ein Freund zurückgerissen hätte. Auch die grandiose Macht des Innern zog ihn in ihren Bann und er fühlte sich in der farbigen Dämmerung dieser Riesenschatten bei Chorgesang und Orgelklang tief religiös erschüttert, obwohl die Abneigung gegen das Christentum und besonders den Katholizismus seit seiner Schulzeit nicht schwächer geworden war.

Mit den beiden Stöbers unternahm er auch Reisen durch das Elsaß, machte Touren in den Vogesen und im Schwarzwald und sein leidenschaftliches Naturgefühl erhielt durch die Gebirgsnatur einen neuen Inhalt, seine Vertiefung in die Seele der Landschaft einen neuen Impuls. Ein Brief aus dem Juli 1836, der uns von einer Reise in den Vogesen erhalten ist, läßt die gewaltige Intensität ahnen, mit der sich sein unruhvolles zerklüftetes Gemüt in die zerrissenen Bergformationen, in das leidenschaftliche Pathos dieser so kontrastreich gegliederten Natur versenkte, sich darin wiederfand und spiegelte. Seine Phantasie bevölkerte seinen Pfad mit düsteren und zerquälten Gestalten, deren Leid und Erlösung in den Wolkenmassen und Felsenwänden ein Echo zu finden schienen, und unter diesen Visionen seiner gesteigerten Vorstellungen wird sich schon der wahnsinnige Lenz befunden haben, der einst in diesen Gegenden gelitten und Heilung gesucht. Lenzens problematische Erscheinung, durch Tiecks Neuausgabe seiner Werke vor kurzer Zeit erst wieder neu erweckt, lebte noch fort in den Erinnerungen der Jaeglés; sie beschäftigte August Stöber besonders, der damals schon dem Leben Goethes in Straßburg, seinem Kreise

und vor allem seinem intressantesten, rätselvollsten Freunde ein eindringliches Studium zugewandt hatte und Büchner daran Anteil nehmen ließ.

So wurden in den Studenten während seiner ersten Straßburger Jahre bereits die Keime zu einer später erst ganz durchlebten Dichtung gelegt. Die eigentliche Auflockerung und Befruchtung seines Fühlens und Erfahrens, die das dichterische Schaffen in ihm vorbereitete, erfolgte aber durch das wichtigste Ereignis seiner Studienzeit, durch seine Liebe zu Minna Jaeglé und seine heimliche Verlobung mit ihr. Wenn er sich allmählich von aller Geselligkeit und allem äußeren Verkehr immer mehr zurückzog, so trug dazu neben seiner eingeborenen Zurückhaltung der Umstand bei, daß ihn immer engere Bande an das Haus und die Familie seines Wirts ketteten. Die Tochter des Pfarrers Jaeglé, Louise Wilhelmine, von den Nächsten stets nur Minna genannt, die in Georg Büchners Leben eine so große und entscheidende Rolle spielen sollte, muß nach dem Wenigen, was wir von ihr wissen, ein geistig hochstehendes, feingebildetes Mädchen gewesen sein; sie sprach und schrieb z. B. Deutsch und Französisch gleich gut, was damals bei den Straßburger Damen nicht häufig war. Während einer Krankheit, in der Minna ihn pflegte, ist aus dem freundschaftlichen Verkehr der Beiden eine tiefe Herzensneigung entstanden, die bis zum Tode und über den Tod hinaus gedauert. Sie ist die einzige Frau, die in Büchners Leben getreten, die einzige, die er geliebt; alle Leidenschaft und Liebesglut seiner Seele hat er in diesem einen Gefühl ausgelebt; er war keiner von denen, die ihr Empfinden in sentimalen Schwärmereien und flüchtigen Abenteuern verzetteln und vertun, sondern wie in allem, so drängte auch in der Liebe die erstaunliche innere Energie seines Wesens auf eine strenge Konzentration.

Diese seine große und starke Liebe verleiht erst all seinem andern Tun die Weihe und Reife; sie beseelt und durchlodert zunächst sein revolutionäres Ungestüm wie sein zielbewußtes praktisches Streben nachher, sein Dichten wie sein Forschen. Durch dieses

ihn beherrschende Gefühl wird sein ganzes Dasein erhöht und gehoben, sein Fühlen verstärkt und durchseelt, werden seine inneren Konflikte qualvoller, seine äußeren Kämpfe heldenhafter. Er weiß, daß er zwei Leben aufs Spiel setzt mit seinem Wagemut; er weiß aber auch, daß sein Sieg ihm ein ganzes volles Glück zu Teil werden lassen wird. Wie die Braut mit ihm — trotz manchen Widerstreites, manch heftigen Seelenringens, die bei einem solchen Feuerkopf nicht ausbleiben konnten — alles durchlebt und getragen hat, wie sie ihm zur Seite gestanden, geduldig und treu in allen Wandlungen und Wechselfällen des Geschicks, das allein beweist die Hochherzigkeit und den Edelsinn dieses Mädchens. Sie muß seine Größe und sein Genie ganz verstanden haben; sonst hätte sie ihm nicht so bedingungslos folgen, so ganz ihr eigenes Wesen dem seinen hingeben können. Dem widerspricht scheinbar, daß sie später so gar nichts für seine hinterlassenen Werke und seinen Nachruhm getan hat, aber sie hatte eben mit seinem Leben auch den besten Teil des ihren hingegeben; sie war von nun an der Welt abgestorben und allem Ruhm der Welt . . .

Die beiden Liebenden hielten ihr Verlöbnis zunächst streng geheim, auch vor den Brauteltern. Büchners keuscher verschlossener Natur war jedes Lautwerden seiner innersten Gefühle verhaßt; er wollte sich das verschwiegene Wunder seines Glücks nicht durch fremde Teilnahme profanieren lassen, wollte nicht „hinter jedem Kusse die Kochtöpfe rasseln hören und bei den verschiedenen Tanten das Familienvatergesicht ziehen". So wußte er das Mädchen vorläufig zur Geheimhaltung zu bewegen. Dieses wundervolle Gefühl, für sein Leben eine unendliche Bereicherung erfahren zu haben, still für sich im Herzen tragend, an Wissen gefördert, an Erfahrungen gereift, verließ er im Juli 1833 Straßburg und kehrte zunächst nach Hause zurück, um dann seine Studien auf der hessischen Landesuniversität Gießen fortzusetzen und — so glaubten und hofften die Eltern, so dachte auch er — zu beenden.

Gießener Sturm und Drang

Vier Semester lang erlaubte das hessische Gesetz seinen Landessöhnen das Studium auf einer fremden Universität; das weitere Studium und das Examen mußten in Gießen absolviert werden. Nach der fröhlichen Freiheit ungebundenen Lernens und Studierens ging Büchner also nun der strengen Zeit der Pflichtkollegia und des Paukens zur Prüfung entgegen. In der fremdartigen Umgebung der französischen „Académie“, von ausgezeichneten Gelehrten in die reine Wissenschaft eingeführt, nicht bevormundet durch einen festen Studienplan, hatte er sich wohl fühlen können. In dem kleinlich beschränkten Milieu der Studentenstadt an der Lahn, eingeschnürt in die vorgeschriebene Enge der praktisch medizinischen Arbeiten, fühlte er sich wie verbannt in drückende Knechtschaft. Die Verhältnisse an der Gießener Universität waren nicht dazu angetan, ihn die weltmännisch großzügige Atmosphäre Straßburgs vergessen zu lassen. Karl Vogt hat uns in seinen Lebenserinnerungen ein humoristisch verklärtes Bild dieses Philisterstädtchens und seiner Hochschule hinterlassen; in wunderlich skurilem Zuge passieren da die Professoren, besonders die Mediziner, an uns vorbei, eine Reihe bizarrster Sonderlinge, trauriger Ignoranten, kleinkrämerischer Querköpfe, bei denen auch die guten Seiten unter einem Wust lächerlicher Aeußerlichkeiten nur schwer zu erkennen waren.

Als Büchner in den ersten Oktobertagen 1833 nach Gießen kam, war bereits der Anfang gemacht, um die Universität aus ihrer verzopften und versteiften Schläfrigkeit zu erwecken. Der allmächtige Minister Großherzog Ludwigs II., der reaktionäre, aber tüchtige Freiherr du Thil, hatte manch neue Kräfte berufen, darunter den genialen Justus Liebig, der 1834 in Gießen das erste deutsche chemische Laboratorium einrichtete. Während Vogt in diesem aufsteigenden Stern der Wissenschaft seinen Lehrer und Meister fand, ist Büchner mit Liebig in keine nähere Berührung gekommen; die Chmie lag weit ab von seinen Lieblingsfächern und

hatte auch mit der Medizin nichts zu tun. In Anatomie und Zoologie aber fand er pedantische und in veralteten Theorien befangene Lehrer, in deren Vorlesungen sich höchstens sein Sinn für eine burleske Komik schärfen, nicht sein Ideenkreis erweitern konnte. Für den grotesken Humor, der sich später in seinem Trauerspiel „Wozzeck" zeigen sollte, hat er bei diesen seltsamen Originalen mancherlei gelernt, kaum etwas für seine Wissenschaft. Unter den andern Dozenten ragte durch moderne Anschauungen und einem freisinnigen Zug der Aesthetiker, Philosoph und Literarhistoriker Josef Hillebrand, der Vater des großen Essayisten Karl Hillebrand, hervor, eine zurückhaltende, feinsinnige Persönlichkeit; seine rhetorische, von Hegel ausgehende Dialektik konnte Büchner freilich nicht sympathisch sein. Wir wissen nicht, ob der junge Mediziner, der von seinem Fachstudium und bald noch von anderen Dingen sehr in Anspruch genommen war, bei ihm gehört hat; der Professor hat jedenfalls viele Jahre später, nach des Dichters Tode, die Bedeutung seiner Werke wohl erkannt und gewürdigt.

Trotz manch beginnender freierer Regungen herrschte doch noch an der Universität der dumpfe Geist der Unfreiheit und Rückständigkeit. Nur die Anschauungen der Reaktion waren geduldet; die protestantischen Theologen wurden unterdrückt, wie dies denn einige Jahre später in der temperamentvollen Kampfschrift „Asterisken" des Professors Credner gegen die Regierung in einem anschaulichen Beispiel zum Ausdruck kam; Metternichs System, das sein hessischer Schüler und Nachahmer du Thil vorzüglich zu handhaben verstand, warf seinen schwer lastenden, Licht und Luft raubenden Schatten über die Gießener Lehrer und ihre Lehre. Unter den Studenten wurde durch diesen Druck natürlich ein Gegendruck hervorgerufen. Seit die Gießener Burschenschafter unter Karl Follen in die demagogischen Umtriebe mit am stärksten eingegriffen hatten und von ihnen die Ermordung Kotzebues durch Sand, das Attentat auf den nassauschen Regierungspräsidenten Ibell durch Loehning ausgegangen waren, hatten die hessischen Studenten

einen besonderen Ruf als Revolutionäre. Sie entschädigten sich in ihren politischen Zusammenkünften und Unternehmungen, in den Katzenmusiken, die sie den Professoren brachten, in den Schlägereien mit Handwerkern und Bürgern rechtschaffen für die langweilige Enge, in die sie sich gepfercht fühlten, für die Stille und Tatenlosigkeit, zu der man sie verdammen wollte. In wilden Freiheitsreden, in tollen Kneipereien und allem gefährlichen Mummenschanz der Geheimbündlerei entluden sich die überschüssigen Kräfte.

Es ist erklärlich, daß Büchner nach seiner ganzen Art und Gesinnung sich von diesem studentischen Treiben, von diesen jugendlichen Schwärmereien und hohlem Phrasenwesen fern hielt. In Straßburg hatte er eine solche Trennung von seinen Genossen ganz unauffällig vollziehen können; hier wo er von der Schule und der Vaterstadt Darmstadt her durch die Beziehungen seiner Eltern Jugendfreunde, Bekannte und gesellschaftliche Verpflichtungen mancherlei Art besaß, mußte seine Zurückgezogenheit mehr auffallen. Sie wurde ihm stark verübelt. Sein „Hochmut" machte ihn unter den Studenten direkt verhaßt, wie aus Karl Voigts Erzählungen hervorgeht, und die Eltern baten ihn ausdrücklich um Auskunft über die Gründe seines eigentümlichen Verhaltens. In seiner Antwort vom Februar 1834, die ein wichtiges Dokument seiner reifenden Weltbetrachtung ist, kommen sein Mitleid mit den Armen und Schwachen, den „Erniedrigten und Beleidigten", sein Haß gegen alle auf Bildung und Besitz Eitlen, gegen alle Hartherzigen, Egoisten, Regierenden, Aristokraten, seine Verachtung aller unedlen Instinkte im Menschen scharf zum Ausdruck. Nur leicht klingt dabei durch, daß er sich seinen Kommilitonen unendlich überlegen fühlt und nur Spott für ihr Tun und Treiben übrig hat.

Zugleich mit Büchner sog an den dürren Brüsten der Alma mater an der Lahn ein armer Theologe, der ebenfalls nur ein ironisches Lächeln hatte für all den revolutionären Spuk und der durch ein köstliches Meisterwerk des Humors sich einen ehrenvollen Platz in der deutschen Literatur erringen sollte: Ernst Elias Nieber-

gall, der Dichter des „Datterich". Keine größere Gegensätze, als diese beiden Studenten, die auch die gleichen Schulen besucht hatten, kein größerer Kontrast zugleich als der Humor und die Ironie, mit denen sie Leben und Sein um sich her belächelten! Während Büchners Seele in feurigem Ungestüm erglühte, seine Erbitterung in stolzer Empörung sich Bahn brach und sein Spott etwas zornvoll Schmerzliches, anklagend Wildes hat, während in ihm alles Aktivität und Tatendrang war, lebte in Niebergall eine duldsame, nachgiebige Passivität, ein gemütlich ironischer Cynismus, dessen unerbittlich scharfe Beobachtung höchstens etwas Sarkastisches, etwas ungewollt Tragikomisches aufweist. Büchner ist eine heroische Natur, die die Welt bessern und erlösen will; Niebergall ein in sich selbst beruhigter, genügsamer Gassenphilosoph, der sich der Menschen wunderlich Wesen belustigt anschaut, sich an ihren Schwächen und Fehlern ergötzt und sie erbarmungslos abkonterfeit. Niebergall hatte ganz ähnliche Ansichten über die studentischen Helden und Vaterlandserretter wie Büchner; aber er stellte sich ihnen nicht entgegen; er ließ sich in ihrem Fahrwasser mittreiben. In der seiner Ausgabe von Niebergalls Werken vorangestellten Einleitung beleuchtet Georg Fuchs scharf und richtig die Stellung der beiden zu ihrer Umgebung und zu den Verhältnissen. Niebergall wußte sich nicht aufzuraffen aus dem engen, kläglichen und hemmenden Milieu; er fand sich phlegmatisch resigniert in seine Lage und in die kleine Narrenwelt, die um ihn ihre Kreise zog. Um darüber hinwegzukommen, wurde er zum Trinker und starb schließlich im Elend. In Büchner bäumte sich alles auf gegen ein solches Beharren, gegen ein träges Dulden und Gehenlassen; seine kraftvolle, emporstrebende Persönlichkeit wehrte sich mit aller Macht des genialen Instinkts gegen ein Versinken und Verrosten in dieser kleinlich gedrückten Atmosphäre; in den heftigsten Krisen brach sein Widerwille gegen dies Leben los und drängte ihm die Unmöglichkeit eines solchen Existierens auf. Nachdem er vergebens versucht hatte, sich in Arbeit und Forschung zu betäuben, als der Ekel vor dem ihm be-

vorstehenden Geschick, die Qual des untätigen Grübelns wie ein schleichendes Fieber ihm Blut und Hirn vergifteten und in schwerer Krankheit sich äußerten, da warf er sich wie ein Verzweifelnder der Revolution in die Arme, wollte gesunden in einem seinen Ideen und dem Heil des Volkes geweihtem Leben und rang sich empor, kam glücklich durch die aufgeregten Wogen der Verfolgung und Gefahr, ein unerschrockener Schwimmer, ans rettende Land . . .

In der ersten Gießener Zeit freilich suchte er sich in das neue Leben einzugewöhnen; er gab dem Drängen des Vaters nach, verzichtete auf die ihm lieb gewordenen, rein wissenschaftlichen Studien und widmete sich in Klinik und Kolleg ganz der praktischen Medizin. Der Zwang dieser widerwillig aufgenommenen Arbeiten, die enge, auch körperlich angreifende Berührung mit einem Beruf, der ihm immer unsympathischer wurde, lasteten auf ihm und machten seine sensible, leicht erregte Natur immer unruhiger. Um sich vor den Widerwärtigkeiten einer als verhaßt empfundenen Wirklichkeit zu retten und die Visionen seiner am Seziertisch genährten Phantasie zu bannen, stürzte er sich mit Inbrunst in eine abstrakte Geisteswelt, suchte in den verschiedensten philosophischen Systemen Antwort auf die ihn quälenden Widersprüche und Rätsel, zweifelte an der Welt und an Gott und fand auch im Studium der Geschichte nur ein grausam waltendes, entsetzliches Schicksal. Die Natur um Gießen in ihrer herbstlichen Melancholie und kahlen Eintönigkeit vermochte ihm ebenfalls keinen Trost zu spenden. So fand er nirgends in all dem, was ihm bisher sinnvoll, beseelt, groß und erhaben erschienen war, eine Linderung für sein Leid, einen Widerhall des gepeinigten Herzens. Er wühlte mit einer perversen Wollust in seinen Wunden und suchte eine teuflische Genugtuung darin, alles in sich zu zerstören, woran er geglaubt. Einsam stand er inmitten seiner entgötterten Welt; sinnlos schien ihm das Dasein, leblos die Natur und nur sein eigen Ich grinste ihn an, leer, hohl, verzerrt, gräßlich . . .

Diese völlig verzweifelte, fieberhaft erregte und ner-

vös überreizte Stimmung zeigt sich in erschütternden Ausbrüchen in jenen leidenschaftlichen ersten Briefen, die er von Gießen aus an die Braut richtete. Sie fehlte ihm natürlich am meisten; er hatte sich gewöhnt, in ihr und ihrem Wesen den Mittelpunkt seines Fühlens zu finden; sie war die Vertraute, die Trösterin seiner schlimmen Stunden, seiner Seelenängste und Seelennot. Nun fühlte er sich ganz allein, des besten, des einzigen Gefährten beraubt, von Sehnsucht zermartert und gepeinigt von den Phantasien seiner entschwundenen Seligkeit, die er so stark genossen und empfunden und die nun, in eine gestaltlose Ferne gerückt, dem verlangenden Wunsch unerreichbar waren. Verhaßt wird ihm nun die robuste Gesundheit, die klare Vernunft. Er sehnt sich nach dem Fieber in diesem Paroxismus der Leidenschaft, steigert seine Vorstellungen bis zur Raserei und erfüllt sich mit grauenhaften Visionen. Seine Briefe sind Aufschreie eines Unglücklichen, der sich durch die übermenschlichen Anstrengungen seines Hirns über die Wirklichkeit forthebt in eine gespenstische Welt der Träume, in ein Chaos irrer Schwärmereien, weil ihm alles bewußte Fühlen und alle reale Gegenwart unerträglich geworden sind. Und in diese Hölle des Gefühls ist nur eine reine und wahre Gestalt hinübergerettet, eine heilige, beruhigende, selige Gestalt, die Geliebte, die ihm immer wieder erscheint, bald düster, bald hell, ihn stets umschwebt, „wie das Lichtzittern, wenn man in die Sonne gesehen".

Sicherlich hat eine sich vorbereitende Krankheit, die sich in starkem Kopfschmerz und Fieber äußerte und erst später zum Ausbruch kam, die körperliche Grundlage für diese Zerrissenheit, diesen Weltschmerz gegeben. In den düstern Wintertagen von 1833 schien jeder gute Genius den Zwanzigjährigen verlassen zu haben; wie in einer dunklen, blitzdurchzuckten Wolke schritt er dahin und die Dämonen des Wahnsinns, des Lebensüberdrusses umlauerten ihn tückisch. Doch auch die Zeitstimmung trug zu dieser schweren Krisis bei. Es war ja jene Epoche der dumpfen Schwermut, in der Hamlet wieder lebendig geworden zu sein schien und düstere Monologe hielt mit sich selbst und dem Totenschädel.

In Byron, in Heine, aber auch in unzähligen anderen Spielarten, bald lebemännisch-kokett, bald melancholisch-echt, bald dämonisch-blasiert, bald sentimental, sind diese Stimmungen der Skepsis, des Pessimismus, des Weltschmerzes in der damaligen Literatur typisch geworden; bei keinem aber ist diese Krankheit der Zeit jäher, stärker und schauriger aufgetreten als bei Büchner; von keinem ist sie tiefer und wilder durchlebt worden, als von ihm; keiner hat sie mannhafter und rascher niedergerungen als er. In seinen Dichtungen hat diese kurze Krise des Winters 1833/34 freilich nachhaltige Wirkung hinterlassen; der „Danton" ist in dieser Stimmung beim Studium der französischen Revolution zuerst erdacht worden; im „Lenz", in „Leonce und Lena" klingen noch die dumpfen und traurigen Töne nach; aber im Leben wußte sich Büchner von diesen Wirrnissen zu befreien, den Ausweg zu finden aus den Labyrinthen des Gefühls, durch Klärung des Verworrenen, Lösung der Spannungen, Befreiung vom Zwang, kurz durch die alles heilende Tat.

Die ihn am meisten peinigende Unklarheit, die in seinem Verhältnis zur Braut mußte zunächst gehoben werden. „Ich bin es mir selbst schuldig, einem unerträglichen Zustande ein Ende zu machen", schreibt er. Dazu kamen im März 1834 noch beunruhigende Nachrichten von einer Erkrankung Minnas, die wohl auf eine nervöse Ursache, ebenfalls auf die Qual der Trennung, zurückzuführen war. Den ganzen Winter hatte die Braut still und geheim ihren leidenschaftlichen seelischen Anteil an den entsetzlichen Extasen ertragen, von denen seine Briefe aus der Ferne so peinvoll erzählten. Nicht länger konnte sie vor den Angehörigen verschwiegen im Busen bewahren, was ihr ganzes Sein ausmachte. Sie wollte endlich auch vor der Welt die Seine heißen; das war das „Heilmittel", von dem sie ihm schrieb. Auch ihm schwebte der gleiche Wunsch schon lange auf der Zunge. Er reiste also zu Beginn der Universitätsferien, Ende März 1834, noch immer nicht gesundet und durch diesen schicksalsschweren Schritt noch mehr erregt, nach Straßburg, erlangte von den Eltern der Braut die Erlaubnis zu dem Ver-

löbnis und teilte dann seinen eigenen Eltern die Tatsache mit, die sich ebenfalls einverstanden erklärten. Rasch mußte er sich von der Geliebten, so schmerzvoll Ersehnten losreißen und war in den ersten Apriltagen wieder im Vaterhause zu Darmstadt. Hier aber versagten die letzten, bisher mit aller Energie zusammengerafften Kräfte; die Krankheit die schon lange in ihm gelegen hatte, brach los, als er nach diesen sturmreichen, aufreibenden Tagen und Wochen glücklich sein Ziel erreicht: eine Gehirnentzündung ergriff ihn und fesselte ihn einige Zeit ans Lager, aber sein gesunder Körper siegte rasch und ließ ihn sich bald wieder völlig erholen.

Die gewaltsame Erschütterung seiner Existenz, die sich in diesem körperlichen Leiden gezeigt hatte, war jedoch nicht nur durch seine Liebe hervorgerufen worden, sondern nicht minder auch durch sein tätiges Eingreifen in die revolutionären Umtriebe, das unterdessen begonnen hatte. In dem Brief, in dem er den Eltern seine Verlobung mitteilte und der uns nur in einem Bruchstück bekannt ist, scheint er ein Resümee seines bisherigen Gießener Lebens gegeben zu haben. Er spricht von der tiefen Schwermut, in die ihn die widrigsten Verhältnisse verfallen ließen, von dem Kummer und Widerwillen, die ihn krank machten. „Dabei engten mich die politischen Verhältnisse ein, ich schämte mich, ein Knecht mit Knechten zu sein, einem vermoderten Fürstengeschlecht und einem kriechenden Staatsdiener-Aristokratismus zu gefallen". Es war also der Druck der traurigen reaktionären Zeit, die nach der Juli-Revolution wieder auf Deutschland lastete, die furchtbare Dumpfheit der Epoche, die seine Verzweiflung mit herbeiführten. Er hatte sich bisher von allem demagogischen Treiben ferngehalten; auch die ersten Gießener Briefe an die Eltern haben noch den alten ironischen Ton dem Gebahren der Studenten gegenüber. Sein Verlöbnis mußte ihm jede Beteiligung an diesen tollkühnen Bestrebungen noch besonders gefahrvoll erscheinen lassen, denn er fühlte sich der Braut gegenüber verantwortlich: er setzte ja mit diesem waghalsigen Be-

ginnen zwei Existenzen aufs Spiel. All diese Konflikte haben in ihm getobt; dann tat er, was ihm für seine Persönlichkeit notwendig schien, wozu ihn der Selbsterhaltungstrieb drängte: Als er sich mit Minna öffentlich verlobte, war er schon mitten auf der abschüssig steilen Bahn, die ihn so leicht dem Abgrund zutreiben, ihn zerschellen lassen konnte. Er läßt ihr keinen Zweifel darüber, daß er einem stürmischen Leben entgegengeht; er wird ihr in Straßburg alles enthüllt haben ...

Man hat eifrig nach den Gründen geforscht, die Büchner plötzlich in Gießen zum Geheimbündler und Volksaufrührer machten, nachdem er bisher all solch Tun verlacht und von sich gewiesen hatte. Seine Biographen, wie L. Büchner und Franzos, suchen die Erklärung allein in seinem Gemütszustand: „ein krankhaftes Mittel, eine krankhafte Gemütsstimmung zu überwinden." Wir haben bereits des öfteren darauf hingewiesen, wie der junge Stürmer und Dränger schon in Straßburg mit dem verführerischen Gedanken der Tat spielte, wie die ihn so stark beschäftigenden Gedanken des Radikalismus notwendig aus der grauen Theorie einen Weg in die Praxis suchen mußten. Ein so ganz auf aktives Handeln, auf drängende Bewegung gestellter Charakter wie der Büchners mußte sich immer verächtlicher und lächerlicher vorkommen, je mehr er über seinen Ideen brütete, je greifbarer ihm ihre Verwirklichung vor die Seele trat und auf dem Herzen brannte. Er kam sich vor wie der Hanswurst in der Komödie: statt des Schwertes, das er in blutigem Kampf schwingen wollte, dessen heilige Schärfe alles Schlechte und Verwesende vertilgen sollte, sah er einen erbärmlichen Hasenschwanz in seiner Hand. Und er konnte es nicht ertragen, vor der scharfen Kritik seines Verstandes als komische Figur dazustehen, sich selbst zu den kläglichen Gesellen rechnen zu müssen, die in ihrem Innern sich als heroische Tyrannentöter fühlen und nach Außen als lammfromme Philister sich ducken und fügen. Wie sich Hamlet vor den geisterhaften Dämonen seiner Gedanken, vor den Visionen seiner Vorstellung durch ein wildes Draufgängertum zu retten sucht, so fand auch Büchner

in der Tat den einzigen Ausweg aus dem lautlosen, aber um Leben und Tod geführten Kampf, in dem die Geister der Verzweiflung, der Selbstverachtung, des Lebensüberdrusses und der Gefühlsverwirrung in seinem Innern mit einander lagen.

Daneben trat aber noch ein sehr reales Element in den Vordergrund, auf das Eduard David in seiner Ausgabe des „Hessischen Landboten" (2. Aufl. München 1896) hingewiesen hat. Zum ersten Mal bot sich ihm in Gießen, wo er nicht wie in Straßburg fern von dem eigentlichen Herde der Revolution war, die Möglichkeit, mit ernsten, praktische Zielen verfolgenden Männern, mit einer wirklichen politischen Organisation in Verbindung zu treten, während er in Studentenkreisen bisher nur unreifen Schwärmern, Phrasenhelden und unbesonnenen Wagehälsen begegnet war. Durch den wunderlichen Cyniker und philosophischen Vagabunden August Becker, der ihm als stadtbekannte Persönlichkeit in Gießen bald auffiel und sein Intresse erregte, erfuhr er, daß eine weitverzweigte Verschwörung liberal und radikal gesinnter Männer bestehe; durch ihn wurde er um Neujahr 1834 mit dem Führer und Mittelpunkt dieser Bewegung, dem Rektor Weidig, bekannt gemacht. Ein Wirkungsgebiet, in dem er sich realen Erfolg versprechen konnte, eröffnete sich hier seinem unruhig suchenden und prüfenden Blick. Er glaubte die Waffe gefunden zu haben, die seine Hand zur Befreiung Deutschlands umschmieden sollte; ein Werkzeug sollte ihm dieser revolutionäre Kreis werden, durch das er seine Ideen durchsetzen wollte. Und binnen kurzem hatte sich der Zwanzigjährige unter all den viel älteren Männern, die zum großen Teil angesehene soziale Stellungen einnahmen, neben Weidig zum Haupt und Leiter aufgeschwungen, war der ideenreichste, energischste Mitarbeiter geworden, das eigentliche treibende Element unter ihnen. Darf man sich da wundern, daß er schließlich doch die Bedeutung, die Macht und Mittel dieser Partei falsch einschätzte, das Utopische seiner eigenen Ziele verkannte und an dem Höhenflug seines der Entwicklung vorauseilenden Genies scheiterte? Es irrten doch mit ihm zugleich im Freiheitskampf ergraute,

politisch einsichtsvollere Männer, ja sie beugten sich der geheimnisvollen Uebermacht seines Wesens.

Der Revolutionär

Die geschichtlichen Voraussetzungen, die zu der revolutionären Bewegung in Hessen führten und aus denen auch jene für Büchners Geschick so folgenreiche Verschwörung Weidigs und seiner Genossen hervorging, reichen ziemlich weit zurück und sind in der Reaktionsperiode begründet, die nach den Freiheitskriegen einsetzte und alle idealen Blütenträume von nationaler Einigung und Größe, von Freiheit und Glück jäh vernichtete. Nach langem Sträuben, nach diplomatischen Ausflüchten, die wieder blutige Unruhen und Steuerverweigerungen nach sich zogen, hatte Großherzog Ludwig I. 1820 seinem Volke eine Konstitution gegeben und eine Vertretung in zwei Kammern. Diese Verfassung, die Büchner in seiner Flugschrift „ein elend jämmerlich Ding" nannte, war nichts desto weniger recht liberal und gestand den Hessen mehr Rechte zu, als die Untertanen in vielen andern deutschen Kleinstaaten besaßen. Allerdings waren es nur die wohlhabenden Bürger, die in den Kammern vertreten waren und das große Wort führten; die Armen und Aermsten, deren es in Hessen gerade sehr viele gab, hatten keine Rechte. Die Not des Volkes war in den letzten Jahren der Regierung Ludwigs I. durch Mißernten und Ueberschwemmungen, durch unerträgliche Steuerlasten außerordentlich gestiegen. In den niedrigsten Schichten, unter den Bauern und Pächtern, waren Elend und Erbitterung so groß, wie wohl sonst nirgends in deutschen Landen. Es waren also hier die Grundlagen für eine allgemeine Volksempörung gegeben, wie sie Büchner erstrebte, und er hatte Recht, wenn er sich an die untersten Klassen wenden wollte. Das bewies der oberhessische Aufstand im September 1830.

Im April 1830 war Großherzog Ludwig gestorben und sein Sohn folgte ihm, Ludwig II., ein schwankender, untätiger, wenn auch im Ganzen wohlwollender Mann, der bald ganz unter den Einfluß seines Ministers du Thil geriet. Seine in einer langen Erbprinzenzeit aufgehäuften Schulden in Höhe von 2 Mill. Gulden sollten nun auf den Staatshaushalt übernommen werden. Man mag diese Forderung mit dem Pamphletisten Büchner für eine Aussaugung des Volkes oder mit Treitschke für eine geschickte Finanzoperation halten; jedenfalls rief sie im hessischen Landtage die stärkste Opposition hervor. In wilden Redeschlachten, in denen sich besonders der großsprecherische Führer der Demokraten Ernst Emil Hoffmann hervortat, wurden die Ansprüche des Großherzogs sämtlich abgelehnt; der Hof mußte seine Ausgaben einschränken und auch das Darmstädter Theater wurde geschlossen; der regierenden Kreise bemächtigte sich ein großer Zorn, den besonders der ehrgeizige, von seiner militärischen Begabung durchdrungene Prinz Emil schürte. Die „Liberalen“ triumphierten und glaubten das Heft in den Händen zu haben; durch ihre dreiste Siegermiene verschlimmerten sie die Kluft zwischen Hof und Volk.

Unterdessen hatte die Juli-Revolution ganz Europa in seinen Grundfesten erschüttert; wenige Wochen danach kam es in Oberhessen, wo es schon lange gährte und wo man die durch den Beitritt Hessens zum preußischen Zollverein hervorgerufenen Lasten am schwersten empfand, zum offenen Aufruhr. Einzelne Banden zerstörten die Zollhäuser und setzten da und dort einem verhaßten Amtmann den roten Hahn aufs Dach. Ohne Plan und ohne klare Leitung breitete sich der Aufstand weithin aus. Wie in den Zeiten der Bauernkriege zogen unter Trommelschlag, bei einem steten Anschwellen der Haufen, mit den Rufen: „Freiheit und Gleichheit!“ die Bauerntrupps von Ort zu Ort. „In Büdingen zwangen sie“, so erzählte später Georg Büchners Schwester, Luise Büchner, in ihrer „Deutschen Geschichte“, „den Grafen Isenburg eine Strecke weit mit ihnen zu ziehen, von da wandten sie sich gegen Ortenberg, zerstörten in

Nidda das Haus des Landrichters und breiten sich in drei Richtungen nach der Wetterau, dem Vogelsberg und nach Butzbach hin aus."

Auf das energische Eingreifen du Thils hin wurde Prinz Emil nun an die Spitze der Armee gestellt und in wenigen Tagen waren die Aufrührerischen auseinander getrieben. Bei dem Dorfe Södel kam es zu einem blutigen Gefecht, bei dem auch einige ganz Unschuldige die Klingen der Dragoner verspüren mußten. Jedenfalls riefen das gewaltsame Vorgehen der Regierung und die strengen Maßregeln der Unterdrückung, die du Thil nun folgen ließ, große Entrüstung hervor und wurden von den Demagogen ausgenutzt. Auch Büchner erinnert in seinem „Hessischen Landboten" geschickt an die Bestrafung der Aufrührer und an Södel. Ihm hatten diese Vorgänge klar gezeigt, daß von dem Vorgehen der Kammern und dem „verfassungsmäßigen Widerstand" der demokratischen Oppositionspartei nichts zu erwarten sei; nur die Aufrüttelung der Massen, erreicht durch ein besseres demagogisches System und unter einer klügeren Leitung, als bei diesem mißlungenen Aufruhr, konnte nach seiner Meinung helfen.

Die Liberalen hatten bisher kaum an gewaltsame Rebellion gedacht; erst nach der Juli-Revolution mögen sich solche Gedanken ungewiß unter ihnen geregt haben. Als nun die streng reaktionäre Herrschaft du Thils, der „jeden Liberalen für einen Narren oder einen gefährlichen Menschen ansah", sich immer stärker befestigte und der Landtag sich, statt in Taten, immer mehr in donnernden Reden und heftigen Anklagen erschöpfte, auch im Lande weniger Teilnahme mehr fand, schlossen sich die Unzufriedenen enger zu Geheimbünden und einer festen revolutionären Organisation zusammen. Die von Wien ausgehende allgemeine Unterdrückung, die sich in den berüchtigten Bundestags-Ordonnanzen vom 28. Juni 1832 äußerte, kam hinzu; diese sechs Artikel, Metternichs Antwort auf das freiheitsschwärmende Hambacher Fest, enttäuschten die deutsche liberale Partei aufs tiefste und riefen nun einen geheimen stummen, vor dem

letzten Mittel nicht zurückschreckenden Widerstand hervor.

Die Verschwörungen der Radikalen entluden sich schließlich in dem unbesonnen begonnenen, tollkühn und mit unzulänglichen Mitteln unternommenen, elend gescheiterten Frankfurter Attentat, in dem einige waghalsige Studenten, unterstützt von ein paar Polen, den Bundestag zu überrumpeln und die deutsche Einheit zu proklamieren suchten. Härtere Bedrückungen, zahlreiche Verhaftungen und Hochverratsprozesse waren die Antwort der Machthaber. In Hessen, wo eine ganze Anzahl jüngerer Beamter es mit der Opposition hielt, waren die Verfolgungen besonders hart, zumal die gehässigen Untersuchungen des Gießener Kurators Arens schon mit rigoroser Strenge vorgearbeitet hatten. Hier bildete sich denn nun auch eine liberal-revolutionäre Partei aus, die ihre Fäden weit über die angrenzenden Länder erstreckte und auch beim Frankfurter Attentat die Hände im Spiel gehabt hatte. Die Seele und der Mittelpunkt dieser Partei war der Pfarrer Dr. Friedrich Ludwig Weidig, der damals noch Schulrektor in dem Städtchen Butzbach in der Wetterau war, aber im Herbst 1834 strafweise nach dem Dörfchen Obergleen bei Alsfeld versetzt wurde. Zu ihm trat Georg Büchner jetzt in nähere Beziehungen.

Weidig — so charakterisiert ihn Treitschke — genoß allgemeine Achtung als rechtschaffener Mann, als tüchtiger Lehrer und Prediger; auch gingen seine politischen Hoffnungen zunächst nicht über ein parlamentarisches Kaiserreich hinaus. Revolutionäre Ideen lagen ihm bei seiner eifrigen Propaganda für die freiheitlichen Ideale ganz fern, bis dann die Unterdrückungen der letzten Zeit den Gedanken einer allgemeinen Erhebung in ihm emporkeimen ließen. Durch Versammlungen, Rundschreiben und Sendboten schuf er jene Organisation, die ihn zu so radikalen Ideen fortreißen sollte. Im Oktober 1832 bei einer Vereinigung auf der Frankfurter Mainluft scheint sie begründet worden zu sein. Durch seine kluge und praktische Art und seine „dämonische Beredsamkeit“ wußte er viele Anhänger zu gewin-

nen und besonders die Jugend zu entflammen. „Beständig empfing er die Besuche polnischer und französischer Emissäre; das kleine Butzbach blieb, so lange er dort als Rektor wirkte, der Mittelpunkt einer geheimnisvollen Wühlerei.“ Nach dem Mißlingen des Frankfurter Attentats hielt sich nun Weidig für berechtigt, „um des Sieges der Wahrheit willen schlechthin jegliches Mittel zu benutzen.“ In einer solchen Sachlage ging er auch auf die radikalen Pläne Büchners williger ein, als er dies wohl früher getan hätte.

Der Vermittler der Beziehungen zwischen Weidig und Büchner war ein wunderlicher Bettelstudent, August Becker, der wegen seines ihn wild umwallenden Haupthaares und Bartes der „rote Becker“ genannt wurde und unter den Gießener Studenten als komische Figur galt. Aber in diesem äußerlich verkommenen, von Almosen lebenden und gänzlich verwilderten Menschen wohnte eine starke und stolze Seele, die sich nur vor der Rohheit und Gemeinheit der Welt scheu in das Innerste seines Wesens zurückgezogen hatte. Not und Elend von früher Jugend an hatten sein Gemüt verhärtet, doch nicht schlecht gemacht, Ungerechtigkeiten ihn verfolgt; ein verhaßtes Studium, die Theologie, war ihm aufgezwungen worden. Büchner, dessen Mitleid mit aller armen und gedrückten Kreatur hier gleichsam in einem Symbol alles Unrecht zusammenfand, das die Gesellschaft, die sog. Gebildeten, an einen Menschen tun konnten, nahm sich seiner liebevoll an; während die andern Studenten mit ihm ihre Späße machten, ihn bald verhöhnten, bald freihielten und nicht anders als ein Tier behandelten, suchte er, der Sohn angesehener Eltern, der sich hochmütig von den andern fernhielt, in diesem „Edelvagabunden“ seinen intimsten Umgang, machte ihn zu seinem Freunde, ja zu seinem Vertrauten, dem er als dem einzigen Menschen seine Verlobung mitteilte. Dafür hing Becker mit fast hündischer Treue an Büchner und vertraute ihm sein großes Geheimnis an, daß er nämlich einem über ganz Süddeutschland verbreiteten Verschwörerbunde angehöre, dem er sich mit Leib und Leben geweiht habe.

August Becker hat später in dem Hochverratsprozeß, dessen Protokolle von dem hessischen Hofgerichtsrat Noellner 1844 in einem wichtigen Quellenwerk herausgegeben wurden, über seine Beziehungen zu Büchner Folgendes ausgesagt: „Dieser Büchner war mein Freund, der mich lange Zeit zum einzigen Vertrauten seiner teuersten Angelegenheiten machte, von welchen er weder seiner Familie, nach einem seiner anderen Freunde etwas gesagt hatte. Ein solches Vertrauen mußte ihm mein Herz gewinnen; seine liebenswürdige Persönlichkeit, seine ausgezeichneten Fähigkeiten, von welchen ich hier freilich keinen Begriff geben kann, mußten mich unbedingt für ihn einnehmen bis zur Verblendung. Die Grundlage seines Patriotismus war wirklich das reinste Mitleid und ein edler Sinn für alles Schöne und Große. Wenn er sprach und seine Stimme sich erhob, dann glänzte sein Auge, — ich glaubte es sonst nicht anders — wie die Wahrheit. Ich habe die von ihm verfaßte Flugschrift abgeschrieben. Was hätte ich nicht für ihn getan, wovon hätte er mich nicht überzeugt?!"

Mit einer so bedingungslosen Verehrung hing Becker an Büchner; nicht minder fest glaubte er an Weidig und so führte er diese beiden ungleichen Charaktere zusammen, die im Grunde eigentlich nicht viel mehr als ein vages fernes Endziel in ihrem Wollen gemeinsam hatten und sonst in Gesinnung, Charakter, Weltanschauung und in den Mitteln zur Verwirklichung ihrer Absichten weit auseinandergingen. Nach Beckers Aussage „war Weidig in Allem der Gegensatz zu Büchner". Der schwärmerisch religiöse Theologe, der bei allem praktisch politischen Wirken stets seinen romantischen Ideen mittelalterlicher „Teutschheit" und eines phantastischen Kaisertums nachhing, hielt dem konsequenten Republikaner und Skeptiker, der in seinem naturwissenschaftlichen Studium alle „Vorurteile des Glaubens" von sich geworfen hatte und dem Christentum ganz fern stand, seine materiellen, ja materialistischen Anschauungen vor, während Büchner wieder entrüstet war über Weidigs „Aristokratismus". Es

handelte sich im Tiefsten hier um die prinzipielle Frage des persönlichen Besitzes, in der Büchner eine sozialistische, ja kommunistisch gefärbte Anschauung vertrat, während Weidig an seinen liberalen, einen Umsturz der ökonomischen Verhältnisse nicht bezweckenden Prinzipien festhielt und die „Pöbelherrschaft" der französischen Revolution verabscheute. So kam es zu manchen Streitigkeiten und es ist ein Zeichen für die Macht von Büchners Persönlichkeit, daß er doch schließlich eine — wenn auch etwas entstellte — Prapagierung seiner Ideen durchsetzte. Einen besänftigenden Einfluß soll in Büchners Verkehr mit Weidig dessen Frau auf den jugendlichen Heißsporn ausgeübt haben. „Er verlor sein natürliches Ungestüm und ward zahm, wie ein Hirsch, wenn er Musik hört."

Auch in der Wahl der Agitationsmittel gingen die Ansichten der beiden auseinander. Büchner wollte an die Stelle der bisherigen, durch einzelne Vertrauenspersonen nur lose zusammengehaltenen Organisation einen eng und straff geschlossenen Bund setzen, der seine genau präzisierten Statuten und Ziele haben sollte. Nach seinem Plan mußte an jedem Ort, wo drei Parteigenossen zusammen waren, eine Gesellschaft gegründet werden und der Mittelpunkt dieser vielen Ortsverbände waren die „Union" und der „Männerbund" in Frankfurt a. M. Als Endzweck ihrer Bestrebungen sollte die Republik erklärt werden, als Mittel die Revolution. So schwere Bedenken Weidig gegen diesen kühnen Entwurf hatte, der die liberalen, nicht radikalen Kreise abschrecken und die Verschwörung der größeren Gefahr einer Entdeckung aussetzen mußte, so ließ er doch schließlich dem Jüngeren freie Hand. Büchner gründete binnen wenigen Wochen zwei solcher Ortsverbände, zu Gießen und zu Darmstadt, die er nach den oppositionellen französischen Arbeiterverbänden „Gesellschaft der Menschenrechte" benannte. In Gießen wandte er sich zunächst an die Studenten; als diese sich aber weigerten, auch Nichtstudenten zuzulassen, trennte sich Büchner völlig von der burschenschaftlichen Bewegung; er ersah aus ihrem exklusiven Dünkel zu deutlich, in

welchen „aristokratischen“ Vorurteilen sie noch befangen war. Seiner „Gesellschaft“ gehörten denn auch nur wenige Studenten, hauptsächlich Bürgersleute und Handwerker an. Die Darmstädter Gesellschaft begründete Büchner etwa einen Monat nach der Gießener im April 1834, als er sich von seiner schweren Erkrankung im Elternhause erholte; ihr Gedeihen lag ihm besonders am Herzen, und als er im Herbst nach Darmstadt zurückkehrte, hielt er mit den Genossen fleißig Versammlungen ab, in denen über die Fragen der Revolution und Freiheit diskutiert und Waffenübungen veranstaltet wurden, damit sie auch zur Tat gerüstet seien.

Die Tat aber lag noch in unerreichbarer Ferne, so lange nicht die breiteren Schichten der Bevölkerung aufgerüttelt waren, so lange nicht der Boden in der Tiefe gelockert und durchwühlt wurde, auf dem die Revolution erwachsen sollte. Dazu war eine wirklich zündende, das Volk im Innersten erregende Flugschrift von Nöten und Büchner schuf eine solche erhellende Fackel der Empörung in seinem „Hessischen Landboten“.

Der hessische Landbote

Unter den zahlreichen Pamphleten und Flugschriften, die die deutsche Sturmzeit von 1830—48, zwischen den Revolutionen, entstehen ließ und deren unübersehbare Fülle wohl eine systematische Sammlung verdienen würde, ist Büchners Landbote das einzige Meisterwerk, dessen flammende Beredsamkeit selbst die Gegner anerkennen mußten. Wohl hatten schon früher bald ein Frankfurter Flugblatt „Empörung!“ gerufen und in witzelnden Wortspielen die große Oper „Volksrache“ annonciert, bald ein thüringisches „Bauern-Lexikon“ davon erzählt, wie die Minister der Fürsten sich's gütlich täten mit Essen und Trinken und üppigem Leben. Aber von wütendem Schimpfen auf einzelne Machthaber und von pathetischen Anklagen bestimmter Uebergriffe hatte

sich niemand zur Proklamierung einer einheitlichen Anschauung, eines allgemeinen Standpunktes emporgeschwungen. Dafür bieten die unmittelbaren Vorgänger von Büchners Flugschrift, Weidigs seit dem Oktober 1833 herausgegebene fünf Blätter „Leuchter und Beleuchter für Hessen" den besten Beweis. Hier werden die reaktionären Maßnahmen im Einzelnen bekämpft, z. B. im vierten Flugblatt die Auflösung des Landtages von 1833; die hessischen Wahlmänner, die hessischen Stände werden ermahnt, der Opposition der Kammer treu zur Seite zu stehen. Bei bestimmten Anlässen wendet sich der „Beleuchter" an eng begrenzte heimatliche Kreise.

Ganz anders, viel großartiger und umfassender, waren Büchners Pläne, wie sie aus Beckers Geständnissen deutlich erkennbar sind. Die früheren Flugschriften hatten sich mit dem „Wiener Kongreß, Preßfreiheit, Bundestagsordonnanzen und dergleichen" beschäftigt, aber um so etwas kümmere sich das Volk nicht, solange es noch mit seiner materiellen Not beschäftigt sei. Bei aller parteiischen Vorliebe, die man für die Bauern haben könne, müsse man doch zugeben, daß sie an keiner Seite mehr zugänglich seien, als gerade am Geldsack. „Dies muß man benutzen, wenn man sie aus ihrer Erniedrigung hervorziehen will. Man muß ihnen zeigen und vorrechnen, daß sie einem Staate angehören, dessen Lasten sie größtenteils tragen müssen, während andere den Vorteil davon beziehen; — daß man von ihrem Grundeigentum, das ihnen ohnedem so sauer wird, noch den größten Teil der Steuern erhebt, während die Kapitalisten leer ausgehen; daß die Gesetze, welche über ihr Leben und Eigentum verfügen, in den Händen des Adels, der Reichen und der Staatsdiener sich befinden u. s. w. — Die Tendenz der Flugschrift, erklärt Becker aus Büchners Anschauungen heraus, läßt sich also dahin aussprechen: sie hatte den Zweck, die materiellen Interessen des Volkes mit denen der Revolution zu vereinigen, als dem einzigen möglichen Weg, die letztere zu bewerkstelligen. Die Versuche, die man bis jetzt gemacht hat, um die Verhältnisse umzu-

stoßen, sagt Büchner, beruhen auf einer durchaus knabenhaften Berechnung, indem man, wenn es wirklich zu einem Kampf, auf den man sich doch gefaßt machen müßte, gekommen wäre, den deutschen Regierungen und ihren zahlreichen Armeen nichts hätte engegenstellen können, als eine Handvoll undisziplinierter Liberaler. Soll jemals die Revolution auf eine durchgreifende Art durchgeführt werden, so kann und darf das bloß durch die große Masse des Volkes geschehen, durch deren Ueberzahl und Gewicht die Soldaten gleichsam erdrückt werden müssen."

Die neuen Ideen, die Büchner mit diesen Tendenzen in die deutsche Revolutionsbewegung warf, waren die schroffe Gegenüberstellung von Arm und Reich und die Mobilmachung der großen Massen im politischen Kampf gegen die Regierung. Die Stimmung des „Klassenhasses", die hier so leidenschaftlich und eigenartig hervorbricht, war zunächst in den ersten großen Arbeiter- und Fabrikländern, in England und Frankreich, geboren worden. Deutschland war in seiner ökonomischen Entwicklung gegen diese frühen Centren der Großindustrie zurückgeblieben; in den kleinbürgerlichen Verhältnissen regten sich eben erst die Anfänge des Proletariats, dessen Namen Baader 1835 in seiner Flugschrift über „Das Mißverhältnis der Vermögenslosen des Proletairs" allgemein in den deutschen Sprachgebrauch einführte. Das wissenschaftliche Rüstzeug im Klassenkampf war bereits von den großen englischen und französischen Sozialphilosophen geschmiedet worden, und von ihnen übernahm es Büchner. So berühren sich seine Ideen z. B. mit denen des englischen Sozialisten William Thompson, in dem man einen bedeutenen Vorläufer von Karl Marx erblickt hat; aber beeinflußt ist er doch wohl nur von den Franzosen worden, von Fourier und vor allem von Saint-Simon. Die geschichtliche Bedeutung der Klassenkämpfe, die Nutzlosigkeit der kapitalistischen „Drohnen", das Recht auf freie Entwicklung, auf materielle und geistige Güter für jeden Einzelnen waren von diesem großartigsten Sozialphilosophen der Zeit, in dessen Werke Büchner sich in Straßburg vertieft hatte, nachdrücklich gepredigt

worden. Aus solchen Quellen konnte der junge Pamphletist die Grundlagen für sein gewaltiges Kontrastbild der prassenden Reichen und der hungernden Armen schöpfen. Dann aber wirkten auch die ökonomischen Anschauungen der von ihm leidenschaftlich studierten Revolution, etwa wie sie in Babeufs System einen Niederschlag gefunden, stark auf ihn ein. Hier fand er als notwendiges Mittel für die Reform der Gesellschaftsordnung die politische Aktion aufgestellt, die offene Gewalt empfohlen, während die „utopistischen Sozialisten" von der „Vernunft" und der Zukunft alles erwarteten. Diese in Frankreich ausgebildeten Gedanken hatten sich zwar schon hier und da in Deutschland, so in Wirths Verteidigungsrede vor den Landauer Geschworenen, leise angekündigt, wurden aber in Büchners „Hessischen Landboten" zum ersten Mal mit Bestimmtheit ausgesprochen.

Nun ist Büchners Pamphlet mehrfach als die „erste sozialistische Flugschrift" in Deutschland gefeiert worden und ihr Verfasser als der „Johannes, welcher dem Messias Lassalle voranging". Besonders Franzos hat die „sozial-demokratische Tendenz" betont. Dagegen erklärt Franz Mehring in seiner „Geschichte der deutschen Sozialdemokratie" von unserer Schrift: „Sozialistische Anklänge enthält sie nicht". Diesen extremen Anschauungen gegenüber nimmt E. David mit Recht eine Mittelstellung ein. Gewiß ist der Grundton, der von einem tiefen Mitleid mit der sozialen Not und einem wilden Haß gegen die „Bourgoisie" getragen wird, sozialistisch; auch die von Büchner so genial gehandhabte Methode, aus den nüchternen Zahlen einer Statistik ein erschütterndes Bild des Elends heraufzubeschwören, hat etwas Sozialistisches nnd ist von den Sozialdemokraten oft nachgeahmt worden. Zudem stammen seine Hauptgedanken aus den Werken sozialistischer Schriftsteller. Aber eine eigentliche sozialistische Weltanschauung kann man nach David nicht bei dem Verfasser des „Hessischen Landboten" finden, weil er nirgends von der wirtschaftlichen Grundlage des Reichtums, vom Kapital oder den kapitalistischen Produktionsmitteln spricht, weil die so-

ziale Reform durch Herbeiführung einer veränderten Wirtschafsordnung nirgends von ihm in Betracht gezogen wird. Nun war aber in Deutschland der Kampf zwischen Arbeitern und Kapital trotz der traurigen Lage vieler Hausindustrien und einzelnen Fabrikcentren noch nicht zu so gewaltigen Dimensionen angewachsen, wie in Frankreich und England. Büchners Augenmerk richtete sich naturgemäß in Hessen auf die Bauern und noch nicht auf die spärlicheren Arbeiter in den Städten. Jedenfalls hätte er diese später wohl auch in den allgemeinen Aufruhr hineinziehen wollen. Da es noch kein ausgebildetes Proletariat gab, wie es Lassalle doch schon eher in geschlossener Form entgegentrat, konnte er es auch nicht zum Kampf aufrufen, noch weniger den Bauern von den Gefahren des Kapitalismus erzählen, da sie ihn dann nicht verstanden hätten. Und verstanden werden wollte er vor allem; in der leichten Faßlichkeit, der schlagkräftigen Anschaulichkeit liegt der höchste Reiz seiner Schrift.

Stellt man Gründe und Gegengründe in diesem Widerstreit der Meinung zusammen, so wird man den „Hessischen Landboten" gewiß keine sozialdemokratische Schrift nennen dürfen, aber wird in ihm doch wichtige sozialistische Grundgedanken erkennen, zumal diese Gedanken in Büchners ursprünglicher Fassung, die dann von Weidig stark umgearbeitet wurde, sicherlich noch markanter hervortraten. Und auch seine Ziele waren viel umfassender, als es zunächst den Anschein hatte. Dieses erste Flugblatt sollte nur ein Versuch sein, um die Stimmung des deutschen Volkes und der Revolutionäre zu erforschen. Aehnliche Schriften sollten dann auch in anderen Ländern verbreitet werden. Sein Haß richtete sich nicht gegen die Fürsten und Regierungen, wie der all seiner Genossen; er hielt sogar die hessische Regierung noch für eine von den besten. Was vernichtet werden sollte, war das monarchische Prinzip, das er für die Ursache alles Elends hielt. So ist denn diese flammende Anklagerede, frei von allen Bibelzitaten, allen unklaren Kaiser- und Zukunftsschwärmereien, durch die Weidig den reinen Eindruck auf ewig

vernichtet, aus seinem Kopfe entsprungen, schneidig-scharf und markig, in einfach unerbittlicher Folgerichtigkeit fortschreitend, die auftauchenden Einwendungen begrabend in der dichterischen Glut der Bilder und dem hinreißenden Pathos eines düstern Herzensfeuers.

Weidig hatte ja gleichsam die ganze Klangfarbe des Pamphlets in eine andere Tonart transportiert, als er die „Reichen" fast überall durch die „Vornehmen" ersetzte und in der Bearbeitung einer zweiten Auflage des „Landboten" sogar statt der „Vornehmen" „Fürsten, Beamte, Zwingherrn" schrieb. Aus der allgemein menschlichen Stimmung, aus der allen verständlichen Sprache des großen Hasses sollte damit die Frage mehr auf die enge politische Interessensphäre beschränkt werden; zwischen die atemlos hastigen, wild hinrasenden Sätze Büchners drängten sich breitere, fast behagliche Abschweifungen. Das starre, knappe, befehlende Tempo der Beweisführung, mit der Zahlen auf Zahlen aneinandergereiht und kurz kommentiert, geschichtliche Beispiele knapp und lebendig hingestellt waren, wurde von schwärmenden Ausrufen und religiösen Prophezeiungen unterbrochen und in ihrer unmittelbaren Wirkung verwischt. Der hoch auflodernde Ruf zur Empörung, der wie ein leuchtendes Flammenzeichen am Schlusse stand, ist in ein weitschweifig predigendes Zukunftsbild ohne packende Pointe verwandelt worden. Und doch kommt durch diese biblische Färbung Weidigs ein Ton herein, der den Stil des Pamphlets mit den größten Vorbildern in der Geschichte der deutschen Flugschrift verbindet.

Die ergreifende Größe des Landboten liegt, so geschickt auch einzelne aktuelle Tatsachen verwendet sind, in der Betonung der allgemeinen ewigen Gegensätze und Hoffnungen der Menschheit. So klingt hier der gleiche, über alle Kleinlichkeiten erhabene Posaunenton des Weltgerichts an wie in den Flugschriften der Bauernkriege und der deutschen Befreiungszeit. Der Geschichte des Reformationszeitalters und des Bauernaufstandes brachte Büchners Epoche, aus einem Gefühl der Verwandtschaft heraus, viel Interesse entgegen; Wilhelm Zimmermann, der diese gleiche Tendenz herausfühlte

und übrigens später eine Biographie Büchners schreiben wollte, hat seine vielfach grundlegende „Allgemeine Geschichte des großen Bauernkrieges“ damals verfaßt. Gar manches in Weidigs, aber auch in Büchners Pamphletstil erinnert an diese so fest auf das Bibelwort gegründeten, so realistisch anschaulich das Elend schildernden Kundgebungen der Bauern zu Luthers Zeit. Auch Büchner gibt herzzerreißende Kontrastbilder; auch er häuft die schrillen Ausrufe, schleudert die trostlos an die Herzen pochenden Anklagen in kurzen Sätzen heraus, stellt die „Magenfrage“ in all ihrer bittern sinnlichen Bildhaftigkeit in den Vordergrund. So gleich im Anfang, wo er das Leben der Reichen mit ihren feisten Gesichtern als einen langen Sonntag malt und von den Armen sagt: „Sein Leib ist eine Schwiele; sein Schweiß ist das Salz auf dem Tisch des Reichen“. Durch Weidig zum mindesten, bei dem der Zusammenhang mit den Ideen und dem Stil der Flugschriften aus der Reformationszeit ganz deutlich ist, hängt Büchners Landbote mit dieser klassischen Epoche der deutschen Flugschrift zusammen.

Vor allem aber ist sein Stil historisch begründet durch die Entwickelung, die die politische Flugschrift seit dem Anfang des Jahrhunderts genommen hatte. Ernst Moritz Arndt war der Meister, der recht eigentlich die Formen geschaffen, die Büchner für seine dem begeisterten Parioten so völlig entgegengesetzten Inhalte benutzen sollte. R. M. Meyer hat in seiner Abhandlung über die „deutsche Flugschrift“, die des „hessischen Landboten“ wunderlicherweise nicht gedenkt, diese vorbildliche Stellung Arndts treffend hervorgehoben. In der volkstümlich kräftigen, schlichten Sprache, in den lebendigen Bildern und schlagenden Vergleichen, in der klaren, wirksam gesteigerten Gliederung, auch in dem feierlichen, ohne direkte Zitate leicht biblisch gefärbten Ton ist ihm Büchner gefolgt. Wie man geschichtliche Ereignisse in kräftiger Einseitigkeit, im beredten, durchaus verständlichen Erzählungston, einfach zu Herzen gehend und doch mit pathetischer Wucht, darstellen mußte, das konnte ihn niemand so gut wie der Verfasser

des „Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann“ lehren. Wohl wird der Revolutionär nicht viel von diesem seinem politischen Antipoden gelesen haben und doch knüpft er, vom Standpunkt der historischen Entwicklung aus, an diesen Klassiker der deutschen Flugschrift an. Wenn man sich in die wortgewaltig hinströmenden Bekenntnisse, in die psalmodierenden Dithyramben Arndts vertieft, so werden einem hie und da deutlich die Funken aufblitzen, an denen Büchner das Feuer seines schönen, farbensatten Stils entzündete. Freilich ist er nicht so weitschweifig und auch nicht so natürlich groß wie sein Vorgänger, sondern knapper und pointierter, aber auch gesuchter, nervös erregter. Gemeinsam ist beiden die wilde Leidenschaft und die fortstürmende Kraft ihres Satztempos. Wo Arndts Prosa aber wie ein stolz wallender Strom im weiten Bett majestätisch hinbraust, stürzen Büchners Sätze unruhig rastlos, in mächtigen Sprüngen dahin wie ein tobender, ungezügelter Wasserfall.

Büchner, der in der zeitgenössischen französischen Literatur so wohl Bescheid wußte, hätte noch ein anderes ganz entgegengesetztes Vorbild in einem genialen gallischen Pamphletisten finden können, dessen Anschauungen den seinen viel verwandter waren als die Arndts: in Paul Louis Courier. Courier, der wohl aus persönlicher Gereiztheit und ohne innern Drang, aber mit der schärfsten Konsequenz für die Rechte der Bauern gegen die Regierung eintrat, hat aus dem Pamphlet, das für die Deutschen zumeist — mit der großen Ausnahme Lessings — eine wuchtig und schwer gehandhabte Keule war, einen eleganten, feingeschliffenen, aber sicher tötender Degen geschaffen. Sein wundervoller, geschmeidiger und zugleich blutvoller Stil, seine höhnisch-glatte Satire, sein pikanter, dramatisch spannender Dialog sind an dem Muster der Antike gebildet, die das stete Vorbild des begeisterten Hellenisten war. Büchner hat vielleicht in der Anlage und der großen Gliederung seiner Schrift auch bei Courier gelernt, aber im Ganzen steht er diesem raffinierten Künstler fern, der sich mit dem erlesensten Geschmack und dem feinsten Stilgefühl

die Maske des biedern Weinbauern umband, bei dem alles vollendete Kultur und nichts instinktive Natur war.

Büchner aber wurde durch sein starkes Mitempfinden mit dem verelendeten Volke, durch seinen idealen Glauben an ein Emporziehen, an eine Vervollkommnung und Veredelung der Massen zu seinem Bekenntnis getrieben. Mehr als der Verstand redet und eifert bei ihm das Herz. Nur ein im tiefsten Innern ergriffenes und erschüttertes Gemüt konnte solch apokalyptisch gesteigerte Bilder malen von dem grausigen Blutegel der Herrschgier, der zur Marter des Volkes auf dem Thron sitzt. An solchen Stellen erinnert Büchners Phantasie an die Rethels, dessen grandiose Totentanzbilder aus ähnlichen Revolutionsstimmungen geboren, in gleich düster großen Bildern gestaltet sind. Doch je begeisterter Büchner dieses Kampflied geschrieben, je höher er seine Hoffnungen gespannt hatte, desto enttäuschter und verbitterter mußte er werden, als das Gegenteil all seiner Erwartungen eintrat und Mißgeschick auf Mißgeschick sich an sein Werk knüpfte.

Zunächst war schon Weidig über die radikale Tendenz so entsetzt, daß er die Flugschrift stark überarbeitete. „Büchner war", so gab Becker später an, „über die Veränderung, welche Weidig mit der Schrift vorgenommen hatte, außerordentlich aufgebracht; er wollte sie nicht mehr als die seinige anerkennen." Ganz zu Büchner hielten überhaupt nur einige junge Leute, „denen allen er imponierte, ohne daß sie es vielleicht selber gestehen mochten, sowohl durch die Neuheit seiner Ideen, als auch durch den Scharfsinn, mit welchem er sie vortrug." Doch konnte auch Weidig der Schrift „einen gewissen Beifall nicht versagen", und so wurde sie denn nach mannigfachen Zusätzen und Streichungen in einem als Druckerei eingerichteten Keller gedruckt. Die Herstellung des kleinen, nur acht Oktavseiten umfassenden Heftes dauerte, da die ungeübten Setzer aus Furcht vor der Polizei nur des Nachts arbeiteten, vier Wochen. Unter den älteren liberalen Parteigenossen erregte das „allzu scharfe, ja ekelhafte" Libell allgemei-

nen Unwillen und gegen den jungen Feuerkopf machte sich nun eine geschlossene Opposition geltend, die wohl von Weidig, der den unüberbrückbaren Gegensatz ihrer Anschauungen und den wachsenden Einfluß Büchners immer klarer erkannte, organisiert worden war. In einer Versammlung auf der Badenburg bei Gießen suchte Büchner vergebens die hier vertretenen Marburger Revolutionäre für seine Ideen, seine Pläne in Betreff der Gründung von „Gesellschaften" und Verbreitung von Flugblättern zu gewinnen. Seine „Propaganda der Tat" schreckte die Besonnenen ab, wie aus seiner verärgerten Bemerkung zu Becker hervorgeht, „auch die Marburger seien Leute, welche sich durch die französische Revolution, wie Kinder durch ein Ammenmärchen, hätten erschrecken lassen, daß sie in jedem Dorf ein Paris mit einer Guillotine zu sehen fürchteten." Die angesehensten Mitglieder des Bundes, der Marburger Professor Jordan und der berühmte Forstmann Professor Hundeshagen in Gießen, erklärten sich heftig gegen die Flugschrift, die auch bei den Bauern gar keine Verbreitung fand. Eine gewisse Wirkung aber hat der „Hessische Landbote" trotzdem gehabt. Seine nationalökonomisch-präzise Form nahmen sich andere Flugschriften zum Muster und die Tonart, die er angeschlagen, ließ der erste Schöpfer eines sozialistischen Systems in Deutschland, der Schneidergeselle Wilhelm Weitling, weiterklingen.

Für Büchners persönliches Geschick jedoch hatte das Pamphlet die traurigsten Folgen; ein schmählicher Verrat knüpfte sich gerade an die Verbreitung dieser gefährlichen Blätter; sie wurden konfisziert und damit begann eine Zeit der heftigsten Erregung für ihren Verfasser. Immer enger zogen sich die Netze der Verfolgung und Entdeckung um ihn, vor denen er wie ein gehetztes Tier floh, um ihnen nur noch im letzten Augenblicke glücklich und heil zu entrinnen.

Die letzte Zeit im Elternhause

Büchner konnte nicht ahnen, als er mit aller Intensität seiner jugendlichen Energie und Phantasie an der Revolutionierung Hessens und ganz Deutschlands arbeitete, daß an den stolzen Baum seiner Hoffnungen bereits die Axt des Verrates gelegt war, daß sein Geschick, das seiner Genossen und des ganzen „Männerbundes" in den Händen eines gemeinen Angebers lag. Dieser hessische Judas war ein Butzbacher Bürger, Johann Kuhl, ein Jugendbekannter und Vertrauter Weidigs. Er hatte durch Vermittlung des Ministers du Thil mit dem Großherzog selbst einen Vertrag geschlossen, dem zufolge ihm Straffreiheit zugesichert wurde und für jede Angabe über die revolutionäre Bewegung ein ansehnlicher Geldlohn. Als ein zäher Schacherer verkaufte er nun die Verschworenen Kopf für Kopf und zwar sparte er sich die Führer der Bewegung bis zuletzt auf, da ja das möglichst lange Fortbestehen der Revolution für ihn bares Kapital war; unterdessen arbeitete er in dem Geheimbund als eifriger Hetzer und Lockspitzel weiter. Dieser Mann hatte die Existenz des „Hessischen Landboten" der Regierung verraten und bewirkt, daß einer der Verschwörer, der Student Minnigerode, der Exemplare der Schrift nach Gießen bringen sollte, am 1. August 1834 am Stadttore verhaftet und vor den Universitätsrichter geführt wurde. Büchner sah mit Entsetzen, wie der gefangene Freund, mit dem zugleich auch der „Landbote" in die Hände der Polizei fallen mußte, an seinem Fenster vorbeigeschleppt wurde. Er dachte nicht im Entferntesten an Verrat, glaubte vielmehr an eine Unvorsichtigkeit Minnigerodes; nichtsdestoweniger beschloß er die anderen sofort zu warnen und eilte sogleich zu Weidig, dann nach Offenbach zu dem Studenten Schütz, der eben weitere Exemplare des „Landboten" nach Gießen bringen wollte. Während Schütz die Flucht ergriff, wanderte sein Warner weiter nach Frankfurt, um auch den Vorständen des „Männerbundes" die Schreckenskunde mitzuteilen; er blieb dort bis zum 4. August, weil er zufällig seinen alten Straß-

burger Freund Böckel traf. Eine eigenartige Spiegelung hat diese in Hast und Entsetzen ausgeführte Reise in den Briefen nach Hause erfahren, wo sie als eine idyllische Fußwanderung im weichen Sternenlicht erscheint. Büchner verbarg sein böses Gewissen und seine Aufregung hinter möglichst harmlos gefärbten Schilderungen, die bald darauf sogar in die Tonart des ungerecht Verfolgten und in seiner Unschuld Gekränkten übergingen, da er selbst in die Untersuchung hineingezogen wurde.

Als er nämlich aus Frankfurt in seine Wohnung zurückkehrte, fand er seine Türe versiegelt: es war strenge Haussuchung bei ihm gehalten worden. Glücklicherweise bewahrte er damals gerade keine kompromittierenden Papiere bei sich auf und fühlte sich so sicher, daß er sich bei dem Disziplinargericht der Universität über dies widerrechtliche Verfahren beschwerte. Er wäre wohl weniger stolz und trotzig gewesen, hätte er gewußt, wie die höchste Gefahr um Haaresbreite an ihm vorübergegangen war. Seine Freundschaft mit Minnigerode und sein Verschwinden nach dessen Verhaftung hatten einen dringenden Verdacht auf ihn gelenkt und die Polizei war so fest von seiner Mitschuld überzeugt, daß du Thil dem Kuhl eine bedeutende Summe anbieten ließ, wenn er bestimmte Angaben über Büchner machen könne. Der Verräter aber scheint, wie alle andern Mitglieder der Verschwörung, etwas von der Größe dieses jungen Mannes verspürt und in seinem Bann gestanden zu haben. Vielleicht wollte er sich auch diesen „fettesten Bissen" bis zuletzt aufsparen, jedenfalls antwortete er diesmal, wie auch später noch einmal, er kenne diesen Herren Studenten nicht. Die Eltern aber konnten sich, nachdem das Gerücht einer Verschwörung in Gießen und Umgegend sich immer mehr bestätigte und durch Kuhls Denunziationen stets neue Nahrung erhielt, über den radikalen Feuerkopf nicht mehr beruhigen; trotz der beschwichtigenden Briefe, die der Sohn schrieb, ahnte der strenge mißtrauische Vater etwas Schlimmes und befahl ihm daher, als er Ende August nach Darmstadt kam, unter seinen Augen im elterlichen

Hause zu bleiben. Der düstere Schlußakt von Büchners Revolutionsdrama, vom September 1834 bis zu seiner Flucht im Februar 1835, spielte sich also an der Stätte ab, wo er seine Kindheit verlebt. In dieser aufgeregt wilden Zeit ist er zum Dichter geworden: „Dantons Tod" entstand hier.

Wir sind über diese dunklen Monate fieberhafter Tätigkeit, furchtbarer seelischer Depression und aufreibender innerlicher Konflikte nur durch die Darstellung unterrichtet, die sein einziger damaliger Vertrauter, der siebzehnjährige Bruder Wilhelm, später Franzos gegeben hat. Ein kurzer Lichtstrahl fiel in diese schwere schwüle Gewitterstimmung durch den Besuch der Braut in Darmstadt, die sich im Spätherbst 1834 den künftigen Schwiegereltern vorstellte und rasch ihre Liebe errang. Als Minna wieder fort war, fühlte sich Georg mehr denn je in einem Kerker eingeschlossen, von dem argwöhnischen Aufseherblick des Vaters bewacht und von der Schwere der auf ihm lastenden, schweigend bewahrten Taten in tiefster Seele bedrückt. Für dieses innere Chaos und die äußere Unfreiheit gab es bei ihm, dem nervös aktiven Menschen, nur ein Mittel: rastlose unaufhörliche Arbeit, Betäubung durch Tätigkeit. So studierte er denn unermüdlich in des Vaters Laboratorium vergleichende Anatomie und hielt im Winter in seinem Auftrage anatomische Vorlesungen für junge Leute, die sich der Chirurgie widmen wollten. Daneben las er unendlich viel, ganze Nächte durch, philosophische und dichterische Werke. Descartes' so unerbittlich folgerichtiges, starr unbeseeltes System zog ihn flüchtig an; er versenkte sich in Byrons von gespenstischen Schatten ungewiß verhüllte, von Verhängnis und Reue umwitterte Welt. Trat der Vater ins Laboratorium, wo Georg sich fast den ganzen Tag aufhielt, so mußte ein großer Atlas der Anatomie das Buch verdecken, in dem er gerade las, denn der alte Arzt duldete keine andere Beschäftigung als die mit den Naturwissenschaften. In dieser unheimlichen Einsamkeit, zwischen Skeletten und in Spiritus gelegten Präparaten, ist nun „Dantons Tod" entstanden, unter nicht minder strenger Aufsicht, als Schillers Räuber in der Karls-

schule. Die Begeisterung zum Schaffen, die düster schwelende Glut des Hasses und des verzweifelten Galgenhumors aber holte sich Büchner bei den nächtlichen Zusammenkünften der Verschwörer, die er mit fieberhaftem Eifer organisierte.

Die Unterdrückung zu Hause, die strenge und unwürdige, schulbubenmäßige Behandlung durch den Vater riefen als Kontrastelement eine um so stärkere Beteiligung an den revolutionären Umtrieben hervor. Büchner steckte nun bereits so tief im Verschwörerwesen drin, daß er nicht mehr zurück konnte. Er bedurfte dieser unmittelbaren Wirkung auf gleichaltrige Genossen, um seine Macht über Menschen zu erproben und sein Selbstbewußtsein zu erhalten; die gefährlichen Wagnisse, die aufgeregten Debatten waren ihm als Sensationen notwendig, mit denen er seine zitternden Nerven noch mehr aufpeitschte. Die Enttäuschungen, die er erlitten hatte, trieben ihn blindlings und eigensinnig nur noch tiefer in die revolutionären Wirrnisse hinein. Seine großen zukunftsreichen Pläne waren gescheitert, der stolze Geheimbund war zersprengt, seine Hoffnung auf einen allgemeinen Aufstand vernichtet. So verbiß er sich denn nun in einen Winkelputsch, in ein zweck- und zielloses kleinliches Komplott. Wir sehen jetzt keinen genialen, objektiv und kühl denkenden und handelnden Menschen mehr vor uns, sondern einen Fanatiker, der sich und die andern mit seinen Reden berauscht.

In einem verfallenen kleinen Gartenhäuschen an der Dieburger Landstraße vor Darmstadt versammelte er des Nachts die von ihm gegründete „Gesellschaft der Menschenrechte", die bald an vierzig Mitglieder umfaßte, außer dem Vorsitzenden selbst nur zwei oder drei Studenten, sonst lauter junge Darmstädter Bürgersöhne. Man kam bewaffnet, unter größter Vorsicht zusammen und trennte sich vor Morgengrauen. Die Ideen, die Büchner hier predigte, waren wohl hauptsächlich die der französischen Revolution, und zwar die radikalsten jakobinischen. Alles hatte den phantastisch abenteuerlichen Reiz eines Geheimbundes; da gab es einen Auf-

nahmeeid, in dem die Schlußworte lauteten: „werde ich je zum Verräter, so mag mir mein Recht werden: der Tod", und als Programm eine „Erklärung der Menschenrechte". Auch Waffenübungen wurden abgehalten und kühne Versuche unternommen, die im Gefängnis schmachtenden Gefährten zu befreien. Bei all dem scheint schon mehr der phantasiebegabte Künstler, als der verstandesklare Politiker in Büchner tätig zu sein. Nicht der Verfasser des „Hessischen Landboten" bekundet hier seinen überlegenen Scharfsinn, sondern der Dichter des „Danton" macht eine reizvoll gefährliche Maskerade mit. Dieses seltsame Doppelleben, das er tags als ein gehorsamer Sohn und eingesperrter Schulknabe und nachts als Führer einer Verschwörerbande, als der Proklamator weltumstürzender Ideen verbrachte, mußte ihn in die entsetzlichsten Seelenkonflikte verstricken. Bald empfand er die tiefste Reue über sein frevles Beginnen, durch das er einige Freunde ins Gefängnis gebracht, seine Eltern auf's härteste betrübt hatte und das ihn mit seinem Glück, dem Glück seiner Braut und vieler Genossen ein schlimmes Spiel treiben ließ. Dann stachelte ihn wieder der Trotz an, immer häufiger die nächtlichen Zusammenkünfte zu veranstalten und sich immer fieberhafter noch in das Aufrührerwesen zu stürzen. Außerdem arbeitete er rastlos an seinem Drama, das ihm „Freiheit und Leben retten sollte", denn das Honorar dafür würde ihm die Mittel zur Flucht gewähren.

Er war nämlich im Januar 1835 zweimal vorgeladen und als Zeuge vernommen worden, ohne daß man ihn selbst anschuldigte. Aber der Umstand, daß man von andern Verschwörern so viel wußte, hatte doch ein tiefes Angstgefühl in ihm erweckt. Er begann nun zu ahnen, daß da ein Verräter wohl sein lichtscheues Handwerk treiben müsse. Dieser Verräter hatte ihm Ende Januar buchstäblich noch einmal das Leben gerettet. Man war nämlich damals, obwohl Kühl nichts gegen Büchner ausgesagt hatte, im Verlauf der Untersuchung auf wichtige Verdachtsmomente gegen ihn gestoßen und ließ sich nur dadurch von einer sofortigen Verhaftung abhalten, daß Kuhl feierlich Büchners Unschuld erklärte.

Gleich darauf aber verriet er das Bestehen der Darmstädter Gesellschaft und am 2. Februar wurden drei Mitglieder des Bundes verhaftet. Nun hielt Büchner alles für verloren. Er beschwor die Freunde zur Flucht; er selbst mußte bleiben, denn er hatte kein Geld, um den heimatlichen Boden, der ihm unter den Füßen brannte, zu verlassen. Dem Vater durfte er sich nicht anvertrauen, da ihn der strenge Mann wohl selbst dem Richter überantwortet hätte. In der heftigsten Erregung, die Verhaftung beständig erwartend und beim kleinsten Geräusch zusammenschreckend, arbeitete er mit dem letzten Aufgebot der Kräfte an seinem Drama. Er wurde bereits polizeilich beobachtet, und wenn er den Blick von seinem Manuskript aufhob, fiel er auf die Schatten der vor dem Haus auf- und abpatrouillierenden Häscher. Nur solange er an seinem Werk seine fieberhafte Extase immer wieder entzündete und die Anspannung des Schaffens ihn in einer Art wilden hitzigen Rausches erhielt, bewahrten die bis auf's Aeußerste angestrengten Nerven ihre zitternde Spannung. Als er seinen „Danton" vollendet und mit einem verzweifelten Brief, dem grellen Aufschrei seiner gemarterten Seele, an den einflußreichsten Mann der damaligen jungen Literatur, an Gutzkow, geschickt hatte, brach er völlig zusammen und versank in ein stumpfes gleichgültiges Hinbrüten, aus dem ihn am 27. Februar früh eine neue dringliche Ladung aufrüttelte, die ihm anbefahl, noch am Vormittage vor dem Untersuchungsgericht im Darmstädter Arresthause zu erscheinen.

Büchner wußte, was dieses letzte Pochen des Verhängnisses an die Pforte seines Geschickes bedeutete: eine langwierige furchtbare Untersuchung, endlose Jahre im Gefängnis und Kerker, vielleicht den Tod. Mit gräßlich verzerrten Zügen wankte er in die Stube des Bruders Wilhelm und sagte nur: „Sieh' her! Das ist mein Todesurteil!" Um den Bruder zu retten und ihm Zeit zur Flucht zu lassen, erbot sich Wilhelm, statt seiner hinzugehen, sich für Georg auszugeben und das Gericht zu täuschen. Aber der Richter, vor den Wilhelm geführt wurde, kannte Georg ganz genau, da der alte

Büchner bei ihm Hausarzt war; er schickte den jüngeren, der den älteren stammelnd mit Krankheit entschuldigte, heim und gab ihm mit scharfer Betonung die bedeutungsvollen Worte auf den Weg: „Merke wohl auf! Wenn dein Bruder krank ist, so wollen wir ihm zwei Tage Ruhe lassen; dann aber m u ß er aufs Aresthaus!"

Nun wußte Georg, daß ihm noch eine Galgenfrist gegeben sei, aber sie dünkte ihm entsetzlich kurz, denn er hatte gehofft, warten zu können, bis er für seinen „Danton" Geld erhielt. Jetzt blieb kein anderer, als der eine Ausweg, sich der Mutter zu entdecken und durch sie Geld zur Flucht zu erhalten. Das scheint Büchner auch in der höchsten Not, in den letzten drängenden Stunden, die ihm noch blieben, getan zu haben, nachdem er noch eine entsetzlich qualvolle Zeit mit vergeblichem Harren und Zergrübeln seines Hirns nach Hilfe verbracht hatte. Das nächste Lebenszeichen, das wir nach seiner Flucht besitzen, ist an die Seinen, eine Woche später, geschrieben; er meldet darin, daß er wohlbehalten in Weißenburg eingetroffen und die Reise „schnell und bequem" vor sich gegangen sei. Ein volles Geständnis scheint er auch der Mutter nicht abgelegt zu haben, denn der Brief hält seine Unschuld aufrecht. Doch schon die Gefahr einer schwebenden Untersuchung hatte der angstvoll besorgten Frau genügt, um ihm zu der „freiwilligen Verbannung" zu verhelfen.

Der gehetzte, vor Angst halb wahnsinnige arme Sünder, der sich in der Frühe des ersten März 1835 bei Nacht und Nebel aus Darmstadts Toren herausgestohlen, er hatte Zukunftsfreude und Lebensmut rasch wiedergefunden: ihm winkte das liebe Straßburg, wo er so schöne Stunden verbracht, das Wiedersehen mit der Braut, das er so heiß ersehnte, und ein wissenschaftlich freies Studium nach seinem Wunsch und Willen. Wie ein böser nächtiger Alptraum, wie grausiger Geisterspuk erschien ihm nun die ganze Wirrnis von Aufruhr und Todesgefahr, Seelenangst und Gewissensnot. Diese entsetzlich krankhaften Jahre in Gießen und Darmstadt, die ihn so weit fortgerissen hatten in wilder Lebens-

gier und so tief verstrickt in namenlose Qual, versanken gleich Morgennebeln vor der Sonne: ein neues Leben, ein neues Glück lagen vor dem aus dunklem Grabe Auferstandenen. Alles Vergangene hatte er von sich geworfen; nur die Dornenkrone des Märtyrers für die Freiheit leuchtete um seine Stirn und der Lorbeerkranz jungen Poetenruhms. Nicht nur die Feuertaufe im Kampf des Lebens hatte der junge Student erhalten, der einst so weltunerfahren seine waghalsigen Theorieen gesponnen: es war auch der Dichter von „Dantons Tod“, der nach Straßburg zurückkehrte.

Dantons Tod

Das Erscheinen von „Dantons Tod“ sicherte dem unbekannten, blutjungen, flüchtigen Studenten, hinter dem das Darmstädter Gericht in den süddeutschen Zeitungen einen Steckbrief erließ, einen festen Platz in der Literatur seiner Epoche. Töne einer so gewaltig erlebten Leidenschaft, Ausbrüche einer so naiv echten Tragik schlugen den Zeitgenossen an die Ohren, wie sie seit den Tagen des „Sturm und Drang“, seit Goethes „Götz“ und Schillers „Räubern“, kaum gehört worden waren. Doch wie unfertig, gleichsam nur die glühende Lava seines vulkanischen Innern hervorstoßend, bot sich das neue Genie dar! Zwischen Szenen der eigentümlichsten Schönheit, der schärfsten packenden Beobachtung standen lange, aus Thiers' Geschichte der französischen Revolution übersetzte Reden; zwischen lebendig fortstürmende, Atem raubende Bilder voller Wucht und knapper Kraft waren lang ausgesponnene philosophische Diskussionen eingesprengt. Hier hoben sich aus der chaotischen Stoffmasse einige wenige Gestalten, wie Danton, Robespierre, die Hetäre Marion, in plastischer runder Pracht der Menschengestaltung, dort waren mit wenigen kühnen Akzenten Episodenfiguren lebendig ge-

macht, wie der Genußmensch Barrère, der Schuft Laflotte. Aber die ganze Fülle der Personen blieb doch zum dumpfen Knäuel geballt, nur als Gesammtheit, als starker Hintergrund auftauchend; wie Wesen wirkten sie, die des Künstlers Schöpfungsgewalt noch nicht aus dem Stoff zu lösen wußte, gleichsam in den Stein gebannt, nur in einer scharfen Linie, in einer einzigen Gebärde sichtbar. Auch diese Unfertigkeit hatte ihren Reiz und hat ihn vielleicht heute noch mehr. An Rodins Kunst mag man denken, an die Visionen seines Höllentores, läßt man die nur zum Teil geformten Gruppen dieses Dramas auf sich eindringen, die plötzlich, wie von Geisterblitzen umzuckt, sich riesengroß aufrecken und dann jäh wieder in Dunkel versinkend, von einem ahnungsvollen Schattenspuk umhüllt sind. Der Dichter hatte seinen Wesen von seinem Herzblut zu trinken gegeben, so daß sie vom heißen Feuerschein des Lebens durchseelt, den alten wundersamen Takt des einstigen Seins von Neuem in sich fühlten; aber nicht für alle hatte der vom Tod erweckende Trank gereicht, und so standen denn viele, wie bei der Hadesfahrt des Odysseus, sehnsüchtig gierig als traurige Schatten zur Seite ....

Der ganze Stil des Dramas, dieses Komponieren in Massen und nicht in Linien, dieses Kontrastieren von Licht und Schatten, dieser Versuch einer inneren Einheit und Verzicht auf jede äußere Regel, all das ging natürlich auf Shakespeare zurück und damit auch auf die Zeit deutscher Dichtung, die am entschiedensten die Kunst Shakespeares in sich aufgenommen, auf den „Sturm und Drang". Weit mehr als etwa der „Julius Caesar" oder der „Coriolan", deren kompositorische Größe und folgerichtige Entwickelung gerade am wenigsten erreicht wird, sind es „Götz" und „Räuber", deren großzügige Freskotechnik in dem kühnen Wurfe, der genialen Anlage zum Vorbild dient. Ein künstlerisch sicherer Instinkt hatte den Anfänger schon im Stoff eine weise Abgrenzung vornehmen lassen, so daß er eine Hauptgestalt zum natürlichen Mittelpunkt erhielt und die Ereignisse einer verhältnismäßig kurzen Zeit, von dem Fall Héberts bis zum

Sturz Dantons (24. März — 5. April 1794), aneinanderreihen konnte. Dadurch ward ein völliges Zerflattern der Szenen vermieden, wie dies seinem Zeitgenossen Grabbe bisweilen passiert ist.

Den Einfluß Grabbes, des einzigen Dramatikers, der in der damaligen neuen Literaturbewegung als gleichgestimmter, ebenbürtiger Gestalten in Betracht kam, hat Hans Landsberg in seiner eingehenden Arbeit über Büchners „Danton" ganz abgelehnt. Doch möchte ich wohl einen gewissen Zusammenhang zwischen diesen beiden so oft zusammengenannten, so verschieden gearteten „Elementar-Dramatikern" anerkennen. Zwar sind sie in ihrem Wesen und ihrer Begabung grundverschieden: Büchner ein Besieger des Lebens, Grabbe ein vom Leben Ueberwundener, Büchner eine innerlich feste, gesunde, nur äußerlich in Wirrnisse verstrickte Natur, Grabbe ein im Innersten zerrissener, krankhaft abgeirrter Charakter, der den „Kampf mit den Trolden im Herzen und Hirn" nicht aufzunehmen vermochte, den Büchner tatkräftig-mannhaft bestand. Hebbel hat das angedeutet in den Worten: „Grabbe und Büchner: der Eine hat den Riß zur Schöpfung, der Andere die Kraft." So ist denn auch ihre Kunst, selbst wo sie sich scheinbar nähert und Aeußerliches gemein hat, im Seelischen des Stils ganz verschieden. Bei Büchner strebt alles auf Reinheit der künstlerischen Wirkung, auf Natürlichkeit hin; seine Entwicklung, so kurz sie auch war und so rasch sie auch endete, ging deutlich auf das Objektive, Gemäßigte, auf den Kern der Dinge zu, strebte nach Harmonie; seine Maßlosigkeit, sein gequälter Witz sind echt und wahr erlebt. Grabbes eigenstes Talent zeigt sich gerade in seinen Uebersteigerungen und Verzerrungen; im Forcierten ist er am genialsten und erreicht seine höchste Tragik da, wo seine titanische Gier nach dem Großen, das innere Unvermögen freier starker Wirkungen zu einem gewaltigen Virtuoseneffekt sich durchringt. Was beiden gemeinsam ist, so z. B. die überstiegene Gewaltsamkeit einzelner Bilder, das stockende, überstürzte Hinrasen mancher Sätze, wie es sich im Danton findet,

ist aus dem gemeinsamen Zeitcharakter zu erklären.
Aber im Technischen ist Büchners erster Versuch wohl von Grabbe beeinflußt. 1831 war der „Napoleon“ erschienen, der großartige Versuch, Szenen der nächsten Zeitgeschichte in einem eigentümlich impressionistischen Stil zu schildern. Daß Grabbe auch stofflich ganz ähnliche Pläne hatte wie Büchner, beweist sein „Kosciusko“-Entwurf, in dem er Danton und Robespierre gegenüberstellen wollte; er trug sich sogar lange mit dem Plan eines Revolutionsdramas „Robespierre“. Aber auch in der Form bot er Büchner ein beachtenswertes Vorbild. Einzelne Momentbilder, knapp pointierte Ausschnitte wurden höchst anschaulich nebeneinandergestellt, um sich erst im Geiste des Zuschauers zu einem einheitlichen Ganzen zusammenzuschließen. Diese skizzenhafte Manier, die in knappen Dialogen und schnell wechselnden Situationen viel von der Unmittelbarkeit des Daseins auffing, mag Büchner zum Nachschaffen gereizt haben, als ihm das Aufsehen erregende, wirklich vom Geist der Geschichte getragene Werk in die Hände fiel. Seine Volksszenen, vor allem die Spaziergänger-Szene, in der freilich auch in dem Bänkelsänger und den Mädchen ein Nachhall des Faust'schen Ostermorgens zu verspüren ist, schlossen sich an Grabbe an, so gleich an die erste Szene des „Napoleon“, die auch noch in dem soviel reiferen „Wozzeck“ anklingt. Viel weniger möchte ich in diesen Dingen an einen Einfluß Lenzens glauben, der erst im „Wozzeck“ stärker hervortritt.

Eine Besonderheit der Büchnerschen Technik, für die man auch im „Sturm und Drang“ die beste Parallele findet, ist die sehr enge Anlehnung einzelner Szenen an ihre Quellen. Wie Shakespeare aus seinem Plutarch und Holinshed manches übernahm, so hat auch Goethe im Götz aus der Lebensbeschreibung des Ritters geschöpft und im „Clavigo“ Beaumarchais' Memoiren ausgiebig benutzt. Büchner geht noch weiter. Schon bei der ersten Vorlesung des Stückes durch Gutzkow an dem Abend, da er es erhielt, wurde die Bemerkung gemacht, „dies oder das stände im Thiers“, und den geringen Erfolg

beim Publikum erklärte Gutzkow später dadurch, „weil Sie die Geschichte nicht betrogen haben, weil einige der bekannten heroice Dicta in Ihre Komödie liefen und von den Leuten gesprochen wurden, als käme der Witz von Ihnen. Darüber vergaß man, daß in der Tat doch mehr von Ihnen gekommen ist, als von der Geschichte, und machte aus dem Ganzen ein dramatisiertes Kapitel des Thiers". Nun sind wirklich die Reden im Jakobiner-Klub, im Nationalkonvent, vor dem Revolutionstribunal aus dem Thiers'schen Werk, in dem sich am Schluß des 32. Kapitels Dantons Tod ausführlich erzählt findet, ziemlich wörtlich übersetzt. Auch für historische Aeußerungen der einzelnen Personen, besonders Dantons, dem so manche seiner geschichtlich beglaubigten Kraftworte und Bonmots in den Mund gelegt sind, ist Thiers benutzt und daneben besonders Mignet, dessen Charakteristik Dantons auch für Büchners Gesamtauffassung wichtig gewesen ist. Aus dem Moniteur und den Briefen Mirabeaus an seine Wähler sind Einzelheiten in die Dichtung verwoben worden; die unaufdringliche glänzende Psychologie Barrères, der nur in einer Szene auftritt, hat Büchner aus seinen Memoiren genial nachgeschaffen. Für die Gefängnisszene wird ihm wohl auch die wichtigste Originalquelle, Riouffes „Mémoire sur les prisons de Paris" zu Gebote gestanden haben, denn einzelne farbige Details, die er verwendet, wie z. B. der treffliche Szenenabschluß, bei dem Danton zur „Pucelle" und Desmoulins zu Youngs „Nachtgedanken" greifen, konnten ihm nur durch diese ausführliche Schilderung vermittelt werden. Nach Landsbergs Angabe hat er auch das 1832 in Darmstadt erschienene, die Revolution vom reaktionär-dogmatischen Standpunkte behandelnde Buch „Das Jahr 1840" gekannt.

Aber wenn man damals ungerechterweise fragte: „Was ist denn an dem ganzen Kerl noch Original zu nennen", so ist dem gegenüber zu betonen, daß von den zweiunddreißig Szenen des Danton doch höchstens fünf bis sechs in ihren wichtigeren Teilen als Entlehnungen zu bezeichnen sind und daß die den Quellen

entnommenen Bilder, Redewendungen und Pointen zumeist mit außerordentlicher neuschöpferischer Feinheit verwendet sind. Der theatralisch und rhetorisch gefärbte Stil, mit dem Thiers die Reden seiner pathetischen Geschichtsschreibung aufgeputzt, kam bereits einer Verarbeitung im Drama entgegen, aber Büchner hat doch sowohl in den Tiraden Robespierres wie den Deklamationen St. Justs neue Lichter aufgesetzt, höchst charakteristische Zusätze gemacht, die die Seelen erhellen. Es gelang ihm, aus diesen, im wesentlichen von Thiers der offiziellen „Histoire parlamentaire" entnommenen Reden, die leisen Schwingungen der Zeitstimmung in die von ihm frei erfundenen Szenen hinüberzuretten und ein erstaunlich richtiges, anschauliches Bild von der geistigen Atmosphäre der Revolution zu entwerfen. So gibt er ausgezeichnet den antikisierenden Republikanerton wieder, der in Desmoulins „altem Kordelier" sich entfaltete, und stellt in der Römermaskerade des gemeinen Simon die kräftige Parodie daneben; auch die Wiedergabe des philosophischen Jargons der Zeit gelingt ihm täuschend in der Unterhaltung Paynes und des „Philosophen Anaxagoras" Chaumette. Und von packender Wahrheit ist die Gegenüberstellung der beiden großen, in Büchners Drama wie in dem damaligen Zeitpunkt der Revolution mit einander kämpfenden Weltanschauungen, deren Vertreter Danton und Robespierre sind. Mit unvergeßlicher Wucht stoßen da in der großen Szene des ersten Aktes die geniale Sinnlichkeit einer bedeutend und reich angelegten, aber zynisch unbeherrschten Natur mit dem nüchtern starren, doktrinären Verstandshochmut eines sich selbst belügenden, in Theorien verrannten Moralisten zusammen.

So ist denn auch der Held selbst, den Büchner so sehr nach seinem eignen Bilde modelte, im wesentlichen historisch richtig gezeichnet. Die neueren Historiker, die Danton von allen Flecken reinwaschen wollten, haben mit ihrer Mohrenwäsche doch nicht überzeugt. Wohl mag er in dieser Zeit seiner zweiten Ehe mit der jungen Sophie Gély nicht so von Grisetten umgeben gewesen sein wie im Drama — die menschlich sympathische Seite

seines Wesens, die sich in seinem Familienleben enthüllt, bleibt bei Büchner fast völlig im Schatten und die zweite Ehe wird überhaupt gar nicht erwähnt —; dennoch hat er Ausschweifungen aller Art nie vermieden und ist immer wieder in jene dumpfe Trägheit der Seele zurückversunken, in der ein unverbesserlicher Leichtsinn, eine sorglose Gleichgültigkeit die stolze Schwungkraft seines Wesens völlig lähmte. Wie in der Dichtung lag seine ungeheure Macht über die Menschen in der momentanen Aufwallung des Gefühls, in der hinreißenden Improvisation. Er war ein Zyniker, ein Skeptiker und Atheist, der über jede Wahrheit und jedes System spottete, aber zugleich eine leidenschaftliche Bekennernatur, bereit, sich anzuklagen, leicht zerknirscht, im Innersten gutmütig, ein mit den Leiden und Bedürfnissen der Proletarier tief mitfühlender Mensch, dem nichts Menschliches fremd war. Der einzige, nicht zu dem historischen Bilde stimmende Zug, den der Dichter diesem derb naiven, unbewußt richtig handelnden, stets klar und sicher fühlenden „Mirabeau der Gasse“ geliehen hat, ist ein grübelnder zergliedernder Scharfsinn, ein beständiges Nachdenken über Gott und Welt, ein Reflektieren über sich selbst.

Dieses „Titanentum der Reflexion“ verdankt Büchners Danton seinen literarischen Vorbildern. Weltschmerzliche Ausrufe entringen sich seiner Brust, die an Hamlet, an Werther gemahnen; in seiner passiven Träumerei, seiner „Geistesfaulheit“, gleicht er den Helden der Romantik, der „Lucinde“ von Friedrich Schlegel, des „Godwi“ von Brentano, und ebenso zeigt das Problematische seines Wesens, die Todessehnsucht, die Verwirrung des Gefühls, die bis zur Spaltung des Ichs geht, die grelle Verzweiflung über sich selbst, ganz die gleichen Züge, die Jean Pauls dämonisch-titanischer Roquairol den Menschen Tiecks und E. T. A. Hoffmanns hinterlassen hat. So spukt eine starke Romantik in diesem Charakter der Revolution und sie äußert sich noch reiner in der Gestalt der Marion, die diesen Namen wohl und auch eine gewisse mondäne Note der 1831 aufgeführten „Marion de Lorme“ Victor

Hugos, diesem Urbild aller edlen Hetären, verdankt. Ihre Seelengeschichte jedoch stammt, wie Alfred Kerr bemerkt hat, von Frauengestalten der deutschen Romantik her. Sie hat die zügellose Leidenschaft der Lucinde, ist früh verführt worden wie Brentanos Violette, die ebenfalls durch eine unverständige, alles Erotische verheimlichende Erziehung ein Opfer ihrer erregten Sinne wurde; sie hat den gleichen tragisch schwärmenden, unruhig sehnsüchtigen Ton wie die Annunciata des „Godwi". Die innere Wahrhaftigkeit und die realistisch tiefbohrende seelische Erhellung ihres Wesens, die ihre Geschichte zu einem so ergreifenden Aufschrei aus tiefster Brust gestaltet, ist ihr jedoch erst von Büchner gegeben worden, dem hier ein Meisterwerk der weiblichen Psychologie gelang.

Landsberg führt eine ganze Reihe von Einflüssen an, die dem jungen, noch nicht selbständigen Dichter aus seiner reichen Belesenheit entgegentraten. Am wichtigsten scheint mir die Abhängigkeit von Shakespeare in den Volksszenen. Die Aufruhrszene des Jack Cade im zweiten Teil von Heinrich VI, eine der genialsten Schilderungen des jugendlichen Shakespeare, hat Büchner vorgeschwebt, als er in der zweiten Szene des ersten Aktes die Episode mit dem jungen Aristokraten gestaltete. Wie den Schreiber von Chatham, wollen die Revolutionäre auch das vornehme Herrchen totschlagen, weil es lesen und schreiben kann, ein Grund, der wohl auf die altenglischen Verhältnisse, aber nicht mehr für das aufgeklärte Zeitalter der französischen Revolution recht paßte. Die Plebejer im „Coriolan" führen die gleiche Sprache der bittersten Anklage gegen die im Wohlleben schwelgenden Patrizier, wie die Bürger im Danton. Das Volk zeigt bei ihm dieselbe Wankelmütigkeit, dasselbe rasche Umschlagen aus einer Stimmung in die entgegengesetzte wie in der großen Szene des „Julius Caesar", da Brutus und Antonius zu der Menge reden. Auch die gespenstische, nachtdunkle Stimmung, die in den von schwerer Ahnung und Reue visionär durchzuckten Brutus-Szenen waltet, lebt in den Gesprächen des absinkenden Danton-Dramas auf; ja sogar die phantastische Ge-

wissensqual des „Macbeth“ klingt nach in Robespierres blutiger Vision, in Dantons wildem Angsttraum, aus dem ihn die Stimme seiner Gattin weckt. Die Szenen der wahnsinnigen, ihren Mann und den Tod suchenden Lucile Desmoulins, bei deren Ausgestaltung wohl auch ein Fiesko-Motiv wirksam geworden ist, lassen an Ophelias Wahnsinn denken. Ueberhaupt ist des Hamlet quälend spitzer Antithesenstil, seine wilde Weltverachtung für Dantons tragischen Cynismus, seine hohnvoll derben Wortspiele sehr wichtig geworden. Jener Ekel vor der Unzucht der Natur, der sich in den echt Hamletischen Worten ausdrückt: „Die Mädel guckten aus den Fenstern; man sollte vorsichtig sein und sie nicht einmal in der Sonne sitzen lassen. Die Mücken treiben's ihnen sonst auf den Fingern; das macht Gedanken“, er tritt dann im „Wozzeck“ verstärkt auf. Die Fuhrleute auf den Henkerskarren treiben dieselben wüst grausigen Späße wie die Totengräber in der Kirchhofsszene des „Hamlet“.

Von Goethes Werken läßt sich besonders der „Egmont“ anführen, an den Anklänge auch in den Volksszenen erscheinen. Für das politische Gespräch zwischen Danton und Lacroix macht Landsberg auf die Szene zwischen Egmont und Oranien aufmerksam. Auch Reminiszenzen aus dem „Götz“ treten auf und in der schmerzlichen Todesschwärmerei, in dem hymnischen Schwung seiner Anbetung des Nichts und der Ewigkeit kommen dem totgeweihten Danton Klänge aus dem „Werther“ auf die Lippen. Für Desmoulins' begeisterte Griechenträume, die in Büchners „Leonce und Lena“ wiederkehren, kann auf Heine verwiesen werden, der damals Desmoulins', „alten Cordelier“ zitierte und begeisterte Töne für eine antike „Emanzipation des Fleisches “anschlug, worin die Gutzkow und Mundt ihm folgten. Sehr sparsam sind noch die Elemente des deutschen Märchens und Volksliedes verwendet, die im „Wozzeck“ eine so künstlerisch feine, naturbeseelende und stimmungweckende Rolle spielen. Nur gerade angeschlagen mit einem Vers wird die Tonart eines volkstümlichen Aufruhrliedes, ein Motiv, das gesteigert in

den „Webern" Hauptmanns wiederkehrt; mit kecken Volksliedversen begrüßen sich die Soldaten und Grisetten; ein Galgenliedchen summen die Henker in der letzten Szene. Eine Liebesstrophe singt die wahnsinnige Lucile vor dem Kerker ihres Mannes und mit dem schönen Lied Violettens aus dem „Godwi" vom Schnitter Tod, das Brentano nach einem bekannten Volkslied bearbeitete, spornt sie sich zu dem Ruf an: „Es lebe der König", der sie der Guillotine ausliefert.

Doch nicht nur aus historischen und literarischen Quellen ist Büchner sein Stoff entgegengetragen worden: seinen stärksten Impuls empfing er aus dem Leben, wie jeder wahre Dichter. Im Danton hat er sein eigen Fühlen, sein eigen Schicksal dargestellt. In einer schwülen Atmosphäre der Gefahr, des Aufruhrs hatte er die letzten Jahre gelebt. Er fühlte sich als „Vater und Sohn der Revolution zugleich", wie sein Held. Wie Danton erfüllte ihn ein tiefes Mitleid mit dem Elend und der Not der Armen; wie dem „Gott der Pariser Gasse" erwuchs ihm aus dieser großherzigen Anteilnahme eine geheimnisvolle Macht über die Menschen. Man hat Danton „den echtesten, vielleicht den bedeutendsten Demagogen, von dem die Geschichte weiß", genannt. Ebenso hatte Büchner seine Befähigung zum Führer der Massen nicht nur in seiner Flugschrift, sondern auch durch seinen dominierenden Einfluß in den „Männerbund" bewiesen. Wie genial weiß er den Ton des Volksaufhetzers in der Schlußszene des zweiten Aktes anzuwenden, wo gegen Danton dieselben Verleumdungen laut werden, die er im „Hessischen Landboten" gegen den Großherzog und seinen Hof schleuderte.

Worin sich Büchners Wesensart von der Dantons völlig unterschied, das war das Zügellose, Lethargische, das Sinnlich-Dumpfe und Vulkanisch-Losbrechende in dem Charakter der Revolutionshelden. Aber auch hierin hatte die entsetzliche Gefahr der Stunde, die nervös aufgepeitschte Erregtheit einer unerträglichen Spannung vieles verwischt und ausgeglichen. Büchner fühlte sich im Schicksal Danton gleich: auch er verfolgt, von Häschern umstellt, Gefangennahme, Verurteilung und

Tod vor Augen. In dem Los seines Helden erlebte er zitternd die eigene nahe Zukunft mit all ihren Martern, die ihm so deutlich vor der Seele standen. Es drängte ihn mit magischer Gewalt, sich das verzweifelte Toben der Verurteilten, die gräßliche Todesangst der zum Richtplatz Geführten vorzustellen und auszumalen. Das ist ihm glänzend gelungen und die Szenen, in denen Danton und Camille in den grellen Phantasien von Verwesung und Fäulnis schwelgen, in ihren Träumen alle Gräueln des Grabes auskosten, haben den heißen Atem und die bezwingende Wahrhaftigkeit wirklich durchlebter Stunden.

Büchner hat selbst in einem solchen Paroxysmus der Angst gerast, in dem ihn das Nichts aus leeren Augenhöhlen angrinste und die sich aufbäumende Lebensgier in gräßliche Verzweiflung trieb. Auch er beruhigte sich wie sein Danton, der stets das „Sie werden's nicht wagen" auf den Lippen führte. Lachend rief er: „Sie wissen nichts!" und doch wollte das Gespenst der furchtbaren Ahnung nicht von ihm weichen. Stimmungen seiner ersten Gießener Zeit, wie sie in seinen Briefen an die Braut leben, sind ebenfalls in die Liebesszenen verwoben, leben in Dantons selbstquälerischer Zerfaserung seiner Empfindungen für Julie, in Desmoulins verzücktem Sehnsuchtstraum nach seiner Lucile. Kräftig dringt auch sein alter Haß gegen die Schule in Dantons Worten durch: „Ich habe die Schulbänke satt, ich habe mir Gesäßschwielen wie ein Affe darauf gesessen."

Ein eigener Seelenton liegt sodann in dem Zynismus des Dramas, der sich mit einer kaum je in der deutschen Dichtung vernommenen Rücksichtslosigkeit entladet. In den Jugendwerken des Mediziners Schiller findet sich freilich Aehnliches, wie überhaupt Erleben und Gestalten im Danton nicht selten an die Räuber erinnert. Wohl liebte der historische Danton derbe, beißend satirische Aussprüche, die Büchner großenteils übernahm, z. B. das Wort: „Ja, wenn ich Robespierre mein Gesäß (wofür im Drama „Huren" gesetzt ist) und Couthon meine Beine (bei Büchner „Waden") hinter-

lassen könnte!“ Aber das wesentliche Element des Cynismus im Drama, das über das ganze Werk einen schweren schwülen Moderduft, die verpestete Luft eines Spitals legt, ist das spezifisch Medizinische, die ätzende Schärfe dieses Witzes. Der historische Danton liebte die freien Unanständigkeiten, die groben Zoten; Büchner verwendete den sarkastischen Spott eines jungen Arztes. Sein geschlechtlicher Humor hat als Hauptzielscheibe die Geschlechtskrankheiten. Gutzkow hat einmal recht fein bemerkt, daß Büchner der Medizin seine seltene Unbefangenheit und Objektivität, die Exaktheit der Autopsie, die Sicherheit die Diagnose verdanke. Nun ist sicher richtig, daß nur ein naturwissenschaftlich geschulter Geist so unfehlbar und genau beobachten konnte. Aber auch die „Ferkeleien“, wie Büchner dies sexualpathologische Element später selbst nannte, entsprangen seinen Medizinstudien. Dieser grimmig-grausame Humor hat künstlerisch unleugbar hohe Bedeutung. Die im innersten Mark verseuchte und angefaulte Gesellschaft des Rokoko, die man z. B. aus dem Studium der de Sade-Literatur so genau kennen lernt, diese in Ausschweifungen zerrüttete Epoche der bacchantisch rasenden, von Orgie zu Orgie taumelnden Revolution konnte durch „Quecksilberblüten“ durch die „Rosenkränze in den Leistendrüsen“, durch die das Rückenmark ausdörrenden Strahlen schöner Augen und die „Sublimattaufe“ am besten charakterisiert werden.

Die streng naturwissenschaftliche Weltanschauung Büchners kommt übrigens in ernsthafter, nicht verzerrter Form in der großen Rede St. Justs im Nationalkonvent zum Ausdruck, in der das natürliche Geschehen mit dem historischen interessant in Paralle gesetzt wird. Die moralische Natur geht in ihren Revolutionen so rücksichtslos vor wie die physische, eine Idee vernichtet ebenso, was sich ihr widersetzt, wie ein Gesetz der Physik. Es ist „der gräßliche Fatalismus der Geschichte“, von dem er sich selbst „wie zernichtet fühlte“. Die Welt erschien ihm, wie ähnlich dem „Sturm und Drang“, als ein großes Theater, dessen Puppen von unbekannten Gewalten am Draht gezogen werden, dessen

Szenen kaleidoskopisch vorüberrollen. So will er sich denn nicht mehr „vor den Paradegäulen und Eckstehern der Geschichte bücken“; er kennt keine eigentlichen Helden und Genies. Auch Danton ist nur der Mittelpunkt, um den sich die andern gruppieren; auch er ist nur Symbol des Volkes und der Zeit. Der eigentliche Held des Dramas ist die Revolution selbst. Darum hat Büchner auf die Schilderung des „Milieus“, der allgemeinen Stimmung, des Massengeistes soviel Sorgfalt und Ausführlichkeit verwendet. Seine Geschichtsauffassung, die übrigens kaum etwas mit den Theorien des Materialismus, viel mehr mit dem Milieubegriff Taines gemein hat, stand im engsten Zusammenhang mit seiner Technik, in der ihm Grabbe voraufgegangen. Wirklich geht von dieser realistischen Beseelung historischer Epochen und handelnder Massen eine direkte Entwickelungslinie zu Hauptmanns „Webern“ und „Florian Geyer“, wie man des öfteren betont hat.

Büchners philosophische Studien, die erst später systematisch fortgesetzt werden sollten, fanden einen ersten Niederschlag in der Diskussion zwischen Payne und Chaumette im Luxembourg-Gefängnis. Vor allem macht sich hier eine eifrige Spinoza-Lektüre geltend, doch seine Gedankengänge sind noch verquickt mit einem geistreich vorgetragenen, aber unreifen Atheismus und Hedonismus, wie er etwa in Holbachs „Système de la Natur“ hervorgetreten. Solche philosophische Ideen der Revolution, die überall geschickt angedeutet werden, wie die Gedanken Rousseaus und die Ansichten Condorcets, wurden dem eifrigen Leser der Revolutions-Literatur durch die Reden des Anacharsis Klootz, Chaumettes u. a. direkt übermittelt.

In einzelnen Zügen des Werkes schimmert die ursprüngliche politische Tendenz des Planes, die dann durch eine rein künstlerische Gestaltung des Stoffes verdrängt wurde, noch deutlich hindurch. Das aufreizende Pathos des „hessischen Landboten“, die sozialistischen Ideen, die erst eine spätere Zeit als die Revolution ausbilden sollte, erscheinen in den Reden. Leise klingt ein Motiv an, das Eduard David in seinen Bemerkun-

gen über den „Danton“ vom sozialistischen Standpunkt aus ins Zentrum rückt, daß nämlich Danton und seine Freunde dadurch, daß sie Genießende, „Aristokraten“, geworden sind, ihrer Ueberzeugung untreu, abtrünnig von ihrer ursprünglich proletarischen Gesinnung wurden und durch diesen Bruch mit ihrer Tradition und Grundanschauung zugrunde gingen. Den Pamphletisten Büchner meinen wir auch zu hören in jener genialen Gegenüberstellung von Proletariern und Aristokraten. „Ihr habt Kollern im Leib, und sie haben Magendrücken; ihr habt Löcher in den Jacken, und sie haben warme Röcke; ihr habt Schwielen in den Fäusten, und sie haben Sammethände usw.“ (Zweite Szene des ersten Akts.) Gut bezeichnet Büchners Danton die Seelenstimmung des Proletariers, wenn er von Robespierre sagt: „Er haßt die Genießenden, wie ein Eunuch die Männer“. Wie bei Danton gehen eben auch bei seinem Schöpfer eine tiefe Verachtung und eine Verehrung der Menge Hand in Hand; sie haben beide bei aller überlegenen und geringschätzigen Gebärde das reinste Mitgefühl mit dem Elend des Volkes und glauben fest an die Möglichkeit eines Emporhebens, einer Veredelung der Massen.

Die hohe dichterische Bedeutung von „Dantons Tod“ liegt hauptsächlich begründet in der reifen Beherrschung eines großartigen Realismus, der sich von den ersten Worten an offenbart und durch das ganze Stück seine leuchtende Spur zieht. Aus der Verachtung alles Künstlichen ward Büchners Kunst geboren! Die höchste Geringschätzung des Theaters spricht sich in Camilles Worten aus, die die noch unausgebildete Aesthetik des Dichters enthalten: „Nimmt einer ein Gefühlchen, eine Sentenz, einen Begriff, und zieht ihm Rock und Hosen an, färbt ihm das Gesicht, und läßt das Ding sich drei Akte hindurch herumquälen, bis es sich zuletzt verheiratet oder totschießt — ein Ideal! Sie vergessen ihren Herrgott über seinen schlechten Kopisten. Von der Schöpfung, die glühend, brausend und leuchtend in ihnen sich jeden Tag neu gebiert, hören und sehen sie nichts.“ Diese große, brausende und leuchtende Schöpfung war

es, die Büchner anbetete; die Wirklichkeit war die fruchtbare Gottheit, der er in seinem Werk einen Tempel errichten wollte.

Die scharfe, bis ins Einzelne lebendige Beobachtung äußert sich nicht nur in Nüancen des Sprechtons, wie in den redselig schleppenden Wiederholungen der alten Weiber („seht ihr“, „dacht ich“), der pedantisch und phrasenreich dahinstolzierenden Rhetorik eines Mannes, der sich gern selbst hört, wie Robespierre, und dem wild leidenschaftlich dahinstürmenden Tempo einer Bekennernatur, wie Danton, sondern auch in dem seelischen Tiefblick, der mit ein paar Strichen Labyrinthe des Herzens und Abgründe des Gefühls aufdeckt. In ein paar Sätzen wird das Sich-Regen des Weibes im Mädchen so hellseherisch, so psychologisch tief dargestellt, daß die längsten und genauesten Schilderungen moderner Frauenromane dagegen verblassen. Als Meisterstücke knappster und vollendeter Charakteristik dürfen die Figuren des alten Haudegen Dillon, des Epikuräers Barrère, des verräterischen Schuftes Laflotte, des pathetischen Trunkenboldes Simon, in dem bereits die ganze Gestalt des Holz-Schlafschen „Papa Hamlet“ angedeutet ist, gelten, die alle mit jedem Satz unbewußt das Innerste ihres Wesens enthüllen.

Dieses Streben nach der wahrsten und einfachsten Formel in der Darstellung der Menschen und der Dinge führt allerdings manchmal zu Entgleisungen und zu gegenseitigen Uebertrumpfungen der Personen, wie in den immer gesuchteren Vergleichen und forcierteren Pointen, mit denen die Gefangenen in der Conciergerie vor dem letzten Gang die Todesfurcht verbergen. Aber diese grandiose Phantasie steigert die Wirklichkeit auch zu ergreifenden und gewaltigen Symbolen empor, wie in den Schlußworten der Lucile in der Abschiedsszene von ihrem Mann, wo sie in dem leeren Zimmer mit den offenen Fenstern die Ahnung einer Totenkammer überkommt; wie in Dantons Traumszene, in die die dunkel schlafende Ruhe der Großstadt heraufklingt und das einsame Schreien eines Kindes wie das Stöhnen einer gequälten Seele

hineinzittert. Und wie großartig ist das andere Nachtbild von Paris, das in Robespierres Träumen hineinragt! „Die Nacht schnarcht über der Erde und wälzt sich im wüsten Traum." Die düstere Gespenster geheimer Verbrechen und verborgner Qualen werden da wach und umtanzen den „großen Maximilian" in schaurig unheimlichem Reigen. In ewige Sphären der Vision erheben sich auch die beiden dichterisch großen Phantasien Dantons, der Traum, in dem er mit der Erdkugel kämpft, und jene Todeslitanei, die sich vom skurrilen und barocken Humor zu einer kosmischen Schönheit des Sterbens emporringt.

In seinen ästhetischen Anschauungen, die erst in dem Bekenntnis des „Lenz" ausgereift sind, schloß sich Büchner an das in Victor Hugos Vorrede zu seinem „Cromwell" ausgesprochene Programm vielfach an. Wir werden diesen im Danton nur angedeuteten Zusammenhang später verfolgen müssen, wie überhaupt dieses Erstlingswerk bereits alle Keime seiner späteren Dichtungen enthält. Die ganze Skala seines später entfalteten Könnens läßt sich schon hier heraushören; die ganze Eigenart seiner Begabung ist bereits gegeben. In Marions Erzählung kündet sich die psychologische Analyse des „Lenz" an und auch die enge Beziehung von Seele und Landschaft erscheint schon hier, so in den angedeuteten nächtlichen Stimmungen, die Robespierres Gemüt in ganz anderer Weise wiederspiegeln wie das Dantons. Recht deutlich wird bereits ein Hang zu Wortspielen fühlbar, der sich erst in „Leonce und Lena" zum künstlerischen Prinzip entwickelte und daher dort ausführlicher analysiert werden muß. Danton erlebt überhaupt eine humorvoll stilisierte Auferstehung in Leonce, mit dem er das „feurig-träge, blasiert-schwärmerische" Naturell gemein hat. Marion wandelt zierlicher, in trippelnden Tanzschuhen als Rosetta daher; der ganze eigentümliche, spielerisch vieldeutige, ironisch deklamierende Stil des Lustspiels ist schon in einzelnen Wendungen vorbereitet. Auf den „Wozzeck" aber, der in einem einfach menschlichen Konflikt und einer rein tragischen Durchführung die Vollendung des

im „Danton" Gewollten und Unfertigen bringen sollte, deuten ein paar mystisch schwärmerische und volkstümlich getragene Töne hin.

Der dramatische Stil, den Büchners „Danton" ausprägte, hat in der deutschen Literatur weitergewirkt. Sein erster Leser und Verehrer, Gutzkow, wußte sich dem starken Eindruck des Werkes nicht zu entziehen. Seine schattenhaft visionäre dramatische Phantasie „Hamlet in Wittenberg", die unmittelbar unter dem Eindruck des Büchnerschen Dramas August 1835 entstand, enthält in der pointenreich barocken Prosa, den philosophischen Paradoxien Hamlets, der Feier des Lebendigen durch Faust Nachklänge des „Danton", wenngleich sonst in dieser ausgeklügelten, unerlebten Umformung der Helena-Erscheinung in der „Hexenküche" des ersten Teils des Faust wenig von der sinnlichen Anschaulichkeit und Leidenschaft des jungen Genies steckt, das an dichterischer Fülle und Kraft seinem Protektor so unendlich überlegen war. In der zwiespältig hin- und herschwankenden Psychologie, in dem ironischen Sarkasmus seines „Nero" war er Büchner schon vorher nahe gekommen, ohne ihn zu kennen. Den zwischen kalter Reflexion und unheimlich wilder Phantastik schwebenden Danton-Ton hat erst ein anderer größerer Dichter fortgeführt: Hebbel. Sein Holofernes der „Judith" zeigt die Uebermenschenzüge des Danton ins Unmenschliche, ja ins Karikierte gesteigert. Wo in Büchner das warme ungestüme Leben überschäumt und sich im Maßlosen vergißt, da entfaltet sich eine starre ungeheure Empörung. der Gedanken bei Hebbel.

So unendlich viel beherrschter, kunstvoller, konsequenter die Kunst des späteren Dichters erscheint, so viel unmittelbarer, erlebter, genialer wirken die Ausbrüche des unvollendeten, frühgestorbenen Vorgängers. Wenn Julian Schmidt für die jäh abgebrochene Entwicklung Büchners eine ungünstige Prognose stellte, indem er als ein warnendes Beispiel für die Durchführung und Ausbildung dieses Stils Hebbel anführte, so verkannte er die tiefe Verschiedenheit in der Anlage beider Dich-

ter. Der Ditmarsche zeigt sich von früh an als eine grübelnde, nach der Gestaltung eines inneren Weltbildes ringende Natur, als ein in seinem Erleben begrenztes, sich in seine Motive einbohrendes Talent, das seine Stoffe meisterhaft vertieft und in großartiger Einheit gestaltet. Er ist ein ganz subjektiver, nur sich selbst beobachtender Dichter, ein Idealist, der seine ganze Umwelt aus seiner Seele schafft. Büchner war ein viel objektiverer, ein viel reicherer Geist, der einen gewaltigen Kreis menschlichen Geschehens mit seinem Fühlen umfaßte und mit seiner beseelenden Kraft einen vielgestaltigeren Ausschnitt der Natur zu durchdringen vermochte. Nie hätte den Individualisten Hebbel die breite Schilderung einer Epoche gelockt, wie die französische Revolution; in einzelnen kühnen Pointen, in der reflektierenden Glut mancher Monologe, in dem fragenden, hastenden, abbrechenden Sprechton lernte er von Büchner. An seinen kraftvollen Realismus und seine anschaulich malende Milieuschilderung haben nach mißlungenen Versuchen eines Gottschall, Griepenkerl und Nissel erst die Naturalisten angeknüpft, so Bleibtreu und Haptmann im Stil der „Weber". Die Heutigen haben von ihm gelernt in der Stimmung und Formung historischen Lebens.

Büchners Erstlingswerk steht einzig da in der Einheitlichkeit des verwegenen Wurfs, der jugendlich unfertigen und doch fabelhaft lebendigen Behandlung der Massen und der Loslösung der Einzelnen, in der zitternden Spannung und der Wahrhaftigkeit des Erlebten. Innerer Drang, starke Schöpferkraft und die fortreißende Energie des bedeutenden Momentes durchdrangen sich hier zu einer Form, die bei aller rührenden Skizzenhaftigkeit, bei aller naiven Nachlässigkeit einen Hauch der Größe atmet, ein Leuchten tragischer Schönheit ausstrahlt, die nicht verschwinden werden.

Der zweite Straßburger Aufenthalt

Ein seelischer Krankheitsstoff hatte sich in Büchners geistiger Entwicklung durch seine Frühreife, die gefährliche Innerlichkeit und Einsamkeit seines Erlebens, durch seine geniale und sensible Veranlagung aufgespeichert. In einer heftigen Krise, einem chaotischen Gären und einem jähen Explodieren der zum Ausdruck drängenden Kräfte hatte sich diese Erkrankung geäußert, zu wilden Ausschweifungen der Phantasie geführt und den Jüngling auf Bahnen geleitet, die hart am Abgrund äußerer und innerer Vernichtung hinführten. Nun war diese Krise überstanden; als Genesener kehrte er nach Straßburg zurück, und die elastische Leichtigkeit, die seltene Geisteshelle und das stolze Gefühl wiedergegebener, neu zu erprobender Kräfte, die den von langem Leidenslager auferstandenen physisch Kranken durchdringen, entfalteten sich auch in diesem physisch dem Leben neu geschenkten Jüngling.

Diese Krise, wie sie auch Goethe nur in früherem Alter und in leichterer Form nach seiner Rückkehr aus Leipzig durchgemacht hat, war im wesentlichen nicht durch körperliche Gründe bedingt. Nirgends findet sich eine Andeutung in den Berichten derer, die ihn kannten, daß er etwa kränklich oder für einen frühen Tod prädisponiert gewesen sei, wie dies z. B. bei Wackenroder oder Novalis die sich bald zeigende Krankheit erkennen läßt. Vielmehr eine gesunde, wenn auch zart und äußerst feinnervig organisierte Natur war er, dem eine erstaunliche Energie und eine gewaltige Arbeitskraft gegeben waren. Alles ging bei ihm von der geistigen Stimmung aus und so sind seine körperlichen Affektionen stets nur Begleiterscheinungen hochgradiger seelischer Erregung. Die unerträglichen inneren Hemmungen suchten nach dem ersten Gießener Jahr einen Ausbruch in der Hirnentzündung, die ihn im Frühjahr 1835 überfiel; die neuen schweren nervösen Störungen, die das nächste Jahr auf ihn gehäuft, wurden leicht und schnell überwunden, als der seelische Zwang und die marternde Spannung fortfielen, als er in einer frischen geistigen

Atmosphäre, in der Nähe der Geliebten frei aufatmen, in einem ihm sympathischen Milieu sich bewegen durfte. Zwar fanden ihn Mutter und Schwester im Sommer 1836 bei einem Besuch in Straßburg nervös erregt und ermattet, aber er war vollkommen gesund, auch noch in Zürich, bis ihn das tötliche Fieber, wie aus dem Hinterhalt, plötzlich überfiel und dahinraffte. Von einer höchsten Gesundheit zeugen die zwei Jahre, die ihm noch blieben; sie umfassen eine schier unbegreifliche Fülle und Reife des Schaffens, einen Aufstieg ohne Gleichen, eine Vielgestaltigkeit der Arbeiten und Ideen, eine Intensität des Aufnehmens und des Neugestaltens, die wohl einen Menschen bisweilen müde machen konnten, aber zugleich eine großartige Steigerung der Kräfte verrieten. Aus der Wirrnis seiner Sturm- und Drangjahre war der Einundzwanzigjährige als ein geläuterter, gefesteter, als ein im Grunde fertiger Mann hervorgegangen.

Der Brief an Gutzkow, kurz nach seiner Ankunft, läßt zwar noch die bizarre Dantonnote nachklingen, wie das abgerissene Verhallen einer gesprungenen Saite; aber rasch wird sein Ton freier, fröhlicher, fester und sicherer. Er hat sich seinen Studien- und seinen Zukunftsplan streng vorgezeichnet, wird sich den medizinisch-philosophischen Wissenschaften widmen und fühlt Kraft genug in sich, auf diesem Gebiete etwas Tüchtiges zu leisten. In seinen Briefen an die Familie, mit der er hinter dem Rücken des Vaters verkehrt und von der er, natürlich hauptsächlich von der leidenschaftlich sparenden Mutter, ohne Wissen des Vaters unterstützt wird, fragt er angelegentlich nach den Schuldgenossen, die in strenger Untersuchungshaft schmachten, nach den politischen Ereignissen und den traurigen Fortschritten der Reaktion in der Heimat; er beschäftigt sich auch noch mit Politik und macht scharfsinnige Bemerkungen über den Wettlauf; aber jeder Gedanke an ein neues Eingreifen durch die Tat, jeder Glaube an die nahe Möglichkeit einer Umwälzung ist zerstört.

Büchner hat sich völlig abgekehrt von allem Parteitreiben, von allen Abenteuern der Wirklichkeit und in dem

Reich der Ideen, des dichterischen Schaffens eine Welt gefunden, in der er sich ganz heimisch macht, in der er zum Herrscher wird. Das Schreiben, das er im Juli 1835 an den Bruder Wilhelm richtete, zeigte seine Resignation in allen Dingen der Politik: „Ich habe mich seit einem halben Jahre vollkommen überzeugt, daß Nichts zu tun ist, und daß Jeder, der im Augenblick sich opfert, seine Haut wie ein Narr zu Markte trägt .... Hoffen wir auf die Zeit!“ Die eigene Lage, die auch in Straßburg noch unsicher ist und bisweilen durch Schreckschüsse von Auslieferung und Gefangennahme gefährdet scheint, zwingt ihn, stets ein wachsames Auge auf die Vorgänge innerhalb der revolutionären Bewegung zu haben, von der er sich immer mehr zurückzieht. Zwar bleibt er seinen Anschauungen im Innersten treu, verkehrt auch hauptsächlich mit freiheitlich gesinnten Männern, doch wird er von den eigentlichen Revolutionären für einen Abtrünnigen gehalten, denn er ist eifrig bemüht, auch den Schein einer engeren Verbindung mit ihnen zu vermeiden. Die greifbarste Erinnerung an diese dunkle Verschwörungs- und Revolutionszeit, die seiner hellen heitern Gegenwart wie ein ferner Schatten dünkt, war die Phantasiegeburt dieser Stimmungen, sein „lieber Sohn“ Danton, der ihn mit der Literatur in nähere Beziehungen brachte.

Nicht umsonst spielte Büchner in seinen Aeußerungen an die Familie mit dem Gedanken, eine freie schriftstellerische Laufbahn einzuschlagen. Es war ihm zwar nie Ernst damit; denn er hing mit Leib und Seele an seinen wissenschaftlichen Studien. Auch täuschte er sich selbst nicht darüber, daß er von ein paar Kritiken und Aufsätzen nicht leben könne. Aber es gab ihm doch ein gewisses Relief, daß er durch den „Danton“ einen bekannten Namen erhalten hatte und zu einer Gruppe der modernen Literatur in Beziehung getreten war. Er betont, daß er mit Gutzkow fortwährend in Korrespondenz steht, empfiehlt dem vielgeschäftigen und vielvermögenden Redakteur des Literaturblattes zum „Phoenix“ eine gelehrte Abhandlung seines Freundes Baum und die Gedichte der Brüder Stoeber und fühlt sich

schon als Protektor. Er will für Gutzkow Kritiken über neu erscheinende französische Werke schreiben und erscheint im Mitarbeiterverzeichnis der von dem Freunde projektierten „Deutschen Revue“. Mit den andern Vertretern des „jungen Deutschlands“ ist der jenseits des Rheins lebende Flüchtling nicht in Berührung gekommen. Er gehörte also äußerlich jedenfalls nicht zu dieser Gruppe der deutschen Literatur, zu der man ihn aus Bequemlichkeit oder Verlegenheit so häufig rechnet.

Einen solchen Zusammenhang hat er selbst schon in seinem Schreiben vom 1. Januar 1837 abgelehnt; er wollte nicht, wie die „Jungdeutschen“, mit künstlerischen Mitteln gesellschaftliche Verhältnisse umgestalten; er fühlte sich in vielen Ansichten, z. B. über Ehe und Christentum, weit von ihnen getrennt. Mochten ihn auch mit diesen wahlverwandten Zeitgenossen sonst gleiche Ideen ästhetischer und politischer Art verbinden, so unterschied sich sein Dichten von dem ihren durch die Ablehnung jeder ausgesprochenen Tendenz und durch die rein künstlerische Form seiner Werke. Vielleicht trennte ihn aber so scharf von dem „jungen Deutschland“ nur das Eine, aber eben das Entscheidende, daß er ein Genie war und auszuführen vermochte, was die andern erstrebten. In seiner ganzen Erscheinung war er, wenn man überhaupt nach alter schlechter Literaturgeschichten-Sitte ihn eine Rubrik einsperren will: ein Führer auf jenem von vielen betretenen, von wenigen weiter verfolgten Pfade, der von der Romantik zum Realismus führte. Auch die „Jungdeutschen“ waren auf diesem Wege, aber während sie sich in den Irr- und Kreuzgängen der Tendenzdichtung verliefen, ging Büchner unentwegt gradaus, fast bis ans Ende . . . .

Die Beziehung zu Gutzkow ward für Büchner in mannigfacher Hinsicht wichtig. Sein Lob des Danton, von dem, wie Gutzkow sagt, „Büchners Bescheidenheit schmollte, daß ich ihn zu hoch gestellt“, von dem er aber doch der Familie gern erzählte, hatte ihm Mut gemacht; der ältere Freund drängte ihn zu neuen Arbeiten und veranlaßte Büchners Uebersetzungen für die von ihm geleitete, bei Sauerländer erscheinende Sammlung

der Werke Victor Hugos, drängte für die „Deutsche Revue“ zur Bearbeitung des Lenz-Stoffes. Gutzkow, der ältere, erscheint in dem Briefwechsel als der Ratende, Erfahrnere, der Fördernde und Helfende; Büchners Aeußerungen zeigen seine warme Sympathie mit dem tapferen Kämpfer, der „bisher einen edlen und kräftigen Charakter“ gezeigt und „Proben von großem Talent“ abgelegt hat, aber in seinen letzten Briefen klingt doch ein überlegener, ironisch verbergender Ton durch. So gern der Jüngere die hohen Absichten des stets in Händel verwickelten Literaten anerkannte, so herzlichen Anteil er an dem von den Regierungen Verfolgten nahm, er fühlte doch die tiefe Kluft, die den in ganz anderen Anschauungen lebenden, von Natürlichkeit und künstlerischer Beobachtung weit entfernten Gutzkow von ihm selbst und seinem dichterischen Ziele trennte.

Die beiden Uebersetzungen, die Büchner in Gutzkows Auftrag von Hugos „Lucretia Borgia“ und „Maria Tudor“ für den sechsten Band der „sämtlichen Werke Victor Hugos“ anfertigte, sind rasch im Mai und Juni 1835 entstanden und auch schon 1835 erschienen. Maria Tudor wurde übrigens am 28. Dezember 1835 unter Immermanns Leitung in Düsseldorf aufgeführt und von Grabbe rezensiert. Büchner war nicht mit viel Lust bei der Sache, denn es fiel ihm schwer, „sich durch Victor Hugo durchzunagen“, dessen „aufspannende Situationen“ er als grobe Effekte verachtete und dessen Schwächen er deutlich zergliederte. Die Uebersetzungen sind flott und in einem Wurf gearbeitet, in derselben charakterischen und dabei nachlässigen Manier, wie die Uebertragungen aus dem Thiers im Danton. Sie sind gleichsam aus dem Aermel geschüttelt, mit großer Anpassung an das Original, einem instinktiven Treffen der wichtigen Ausdrücke und einer scharfen Betonung der Hauptakzente. Jedenfalls stehen sie im Gesamteindruck hoch über den Uebersetzungen eines Duller u. O. L. B. Wolff, die den fünften Band füllen. Die viel wirksamere „Lucretia Borgia“ mit ihren theatralischen Reißern und unleugbar dramatischen Wucht ist auch von Büchner kraftvoller herausgebracht; aber der Stil der Uebertragung

ist doch in beiden Stücken der gleiche. Er macht es sich leicht, läßt eingelegte Lieder aus, während er andere wieder hübsch und klingend wiedergibt, streicht ganze Sätze, Verdoppelungen, Anreden. Manchmal ersetzt er ein Gleichnis durch ein anderes (z. B. Maria Tudor I, 2: er läßt einem Menschen den Kopf abschlagen in weniger Zeit, „als eine Nonne ein Ave betet", bei Hugo: bei Büchner das merkwürdige: „als ein holländischer Bürgermeister braucht, um einen Löffel Suppe zu essen"). Sehr glücklich ist Büchner im anschaulicheren belebteren Ton, wenn er direkte Rede gibt statt der indirekten bei Hugo oder ein Bild versinnlicht. Vielfach verstärkt und unterstreicht er die Ausdrücke, fügt ein „der Teufel!" zu, sagt statt „Mädchen" „Dirne", „sauft" statt „trinkt" usw. Diese Brotarbeit war jedoch eben nur eine behagliche Erholung von den ernsten philosophischen Studien und den naturwissenschaftlichen Arbeiten, denen er sich eifrig zuwandte. Von morgens früh bis zur Mitternacht saß er über den Büchern und bei seinen Experimenten; daneben lernte er noch englisch, um den geliebten Shakespeare und auch naturwissenschaftliche Facharbeiten im Original lesen zu können.

Die praktische Medizin hatte er nun ganz aufgegeben. Sein Lieblingsgebiet, die Anatomie, stand im Vordergrund seiner Forschungen. Die beiden Gönner aus den ersten Semestern, Lauth und Duvernoy, nahmen sich wieder seiner an und waren ihm in jeder Weise behilflich; u. a. machten sie ihm die Schätze der Straßburger Stadtbibliothek und einzelner bedeutender Privatbibliotheken zugänglich. Seine vergleichend anatomischen Studien führten ihn im Winter 1835 zu der Entdeckung einer bis dahin noch nicht bekannten Verbindung unter den Kopfnerven der Fische und gaben ihm damit ein Thema zur Doktorarbeit. Seit dem Dezember 1835 war er eifrig mit dieser Dissertation beschäftigt, die im März 1836 fertig war und von ihm in der Straßburger Gelehrten Gesellschaft für Naturwissenschaften in den drei Sitzungen vom 13., 18. April und 4. Mai vorgelesen wurde. Die Gesellschaft ließ der französisch geschriebenen Abhandlung auf den Antrag

von Lauth und Dúvernoy die Ehre zuteil werden, sie in ihren Annalen unter dem Titel „Mémoire sur le système nerveux du barbeau. (Cyprinus barbus. Barbe.)“ drucken zu lassen. Noch deutlicher und eingehender als in dieser streng experimentellen Arbeit legte Büchner seine naturwissenschaftlichen Anschauungen in der bei dem Antritt seiner Dozentur in Zürich gehaltenen Probevorlesung „Ueber Schädelnerven“ nieder, die er in eben dieser Zeit zusammen mit einem Kolleg über vergleichende Anatomie ausarbeitete.

Ludwig Büchner hat auf Grund dieser Arbeiten über seines Bruders Zukunft die Prophezeiung gewagt, „er würde vielleicht, wenn er am Leben geblieben wäre und seine wissenschaftliche Laufbahn weiter verfolgt hätte, derselbe Reformator geworden sein, welchen wir jetzt in Darwin verehren.“ An dieser gewagten Behauptung ist jedenfalls das Wahre, daß Büchner in seiner Grundtendenz einen Platz in der langen Reihe der Vorahner, Vordeuter, Vorgänger Darwins beanspruchen darf. Der von Goethe so stark betonte Entwickelungsgedanke ist in seinen exakten Forschungen lebendig und am Schluß seiner Abhandlung über das Nervensystem der Fische versuchte er es, in einer kühnen, jedoch damals im Prinzip nicht mehr neuartigen Analogie, Kopf und Rumpf, Gehirn und Rückenmark, die Lagerung der Wirbel und anderes bei Fisch und Säugetier zu vergleichen und die großen Aehnlichkeiten zu erweisen. Hatte doch Oken die Paradoxie ausgesprochen: „Der ganze Mensch ist nur ein Wirbelbein!“ Es herrscht zwar auch noch bei Büchner der „Zauberstab der Analogie“, den die romantischen Naturphilosophen so eifrig geschwungen, aber bei ihm sind es keine phantastischen Ahnungen mehr, sondern Resultate des genauen Experiments. Die achtzehn Figuren, die er selbst gezeichnet und seiner Arbeit beigegeben, bewiesen die Schärfe und Richtigkeit seines Blickes.

Auch von dem Vorurteil einer Unabänderlichkeit der organischen Arten, das erst Darwins Lebenswerk aufhob, hatte er sich prinzipiell schon freigemacht, denn er will auf „den ursprünglichen

Typus" zurückgehen, nach dem sich die einzelnen Organe entwickelt haben. So sind auch sein Kolleg und seine Darstellung der Schädelnerven derart angelegt, daß er von den einfachsten Formen der niedrigen Wirbeltiere, die den sichersten und bestimmtesten Typus erkennen lassen, zu den kompliziertesten organischen Bildungen des Menschen aufsteigen will. Sogar den Haeckel'schen Gedanken eines genauen Studiums des Embryos wirft er auf, ohne ihn freilich mit den damaligen Kenntnissen fruchtbar verwerten zu können. Dieser Nachweis des Typischen in der organischen Gestalt, dem Goethes hauptsächlichste Untersuchungen galten und der von Oken so maßlos übertrieben wurde, ist also auch bei Büchner wirksam und Richtschnur seines Forschens; er diente ihm dazu, die Welt nach einem einheitlichen Gesetz zu betrachten: „Die Natur ist groß und reich, nicht weil sie in jedem Augenblick willkürlich neue Organe für neue Verrichtungen schafft, sondern weil sie die höchsten und reinsten Formen nach dem einfachsten Plane hervorbringt". Und noch mehr war es der „Seelenführer" Spinoza, der einst auch Goethes Naturerkenntnis geklärt und aus dumpfem Ahnen befreit hatte, durch dessen Studium er eine feste Stellung zu den naturwissenschaftlichen Problemen gewann.

In der Einleitung seiner Probevorlesung hat er in einer kristallenen Klarheit des Stils und der Gedanken gleichsam sein Glaubensbekenntnis als Forscher abgelegt. In schärfster Anschaulichkeit stellt er die nun schon so lange in den Naturwissenschaften sich streitenden Grundanschauungen einander entgegen, die teleologische, die „die Lösung des Rätsels in dem Zweck, der Wirkung, in dem Nutzen der Verrichtung eines Organes" findet, und die philosophische, die das Gesetz der um ihrer selbst willen vorhandenen Natur sucht. Er weist nach, daß die teleologische Methode sich in einem ewigen Zirkelschluß bewegt, wobei er an Spinozas Beweisführung anknüpft, und entscheidet sich dann für die philosophische Methode, für die „das ganze körperliche Dasein des Individuums nicht zu seiner eigenen Erhaltung aufgebracht wird. Sondern es wird die Ma-

nifestation eines Urgesetzes, eines Gesetzes der Schönheit, das nach den einfachsten Rissen und Linien die höchsten und reinsten Formen hervorbringt. Alles, Form und Stoff, ist für sie an dies Gesetz gebunden. Alle Funktionen sind Wirkungen desselben; sie werden durch keine äußeren Zwecke bestimmt, und ihr sogenanntes zweckmäßiges Aufeinander- und Zusammenwirken ist nichts weiter, als die notwendige Harmonie in den Aeußerungen eines und desselben Gesetzes, dessen Wirkungen sich natürlich nicht gegenseitig zerstören".

Büchner bekennt sich also hier zu einer Methode, die Goethe mit den Worten bezeichnet hat: „Die Art, die Naturprodukte in sich selbst zu betrachten, ohne Beziehung auf Nutzen oder Zweckmäßigkeit, ohne Verhältnis zu ihrem ersten Urheber, bloß als lebendiges Ganze, das eben weil es lebendig ist, schon Ursache und Wirkung in sich schließt, an das wir also hintreten und von ihm selbst Rechenschaft fordern können". Als Quelle der Erkenntnis aber lehnt Büchner den „Dogmatismus" des Vernunftphilosophen" ab, wendet sich also ebenso sehr gegen Hegel wie gegen die damals herrschende Naturphilosophie. Immerhin hat er den Spekulationen der romantischen Forscher, unter denen der damals in Zürich lehrende und Büchners Vorlesung beiwohnende Oken hervorragte, eine zugleich anmutige und gerechte Beurteilung zuteil werden lassen. „War nun auch nichts absolut Befriedigendes erreicht", sagt er von ihnen, „so genügte doch der Sinn dieser Bestrebungen, dem Naturstudium eine andere Gestalt zu geben; und hatte man auch die Quelle nicht gefunden, so hörte man doch an vielen Stellen den Strom in der Tiefe rauschen, und an manchen Orten sprang das Wasser frisch und hell auf."

Als Quelle der Erkenntnis hatte Büchner in seiner Rede auch der „Anschauung des Mystikers" gedacht, ohne sie zu widerlegen. Das Studium Spinozas hatte den fanatischen Realisten, den Anhänger des Experiments für eine philosophische Versenkung und Vertiefung in die Natur gewonnen. Wohl hatte er schon in Gießen, als ihn die schwere Gemütsdepression ergriff, die sich wie ein verdüsternder Schleier vor sein geistiges

Auge legte, ganz instinktiv Rettung und Klarheit bei den Lehren der Weltweisen gesucht; aber zu diesem fieberhaft Suchenden sprach keine Philosophie. In allen Systemen fand er seine eigene Zerrissenheit, die eigene Wirrnis wieder; ihm blieb der Mund der großen Welterklärer stumm. Zu was für Paradoxieen und Spitzfindigkeiten er dabei getrieben wurde, erweist das philosophische Gespräch zwischen Payne und Chaumette im Danton, das sein in jener Zeit gern geübtes, verzweifeltes Spiel mit den Welträtseln wiederspiegelt. Der Gesundete, der Lebensfrohe war nun erst fähig und wohlgeschickt geworden, die Weisheit aus den Reden und Ideen der Meister zu erfühlen, und die leidenschaftlich liebende, leidenschaftlos denkende Natur Spinozas, seine hellklare, heiterstarke Gottweltstimmung zog ihn besonders an. Diese philosophischen Neigungen wurden jetzt so stark in ihm, daß er beschloß, auch auf einen Lehrkurs in Philosophie sich vorzubereiten; er arbeitete zwei Kollegs aus, eins über griechische Philosophie, das andere über Descartes und Spinoza. Seine Studien über den großen Amsterdamer erfüllten im Sommer 1836 so seine Seele, daß er seine Dozentur mit einem philosophischen Kolleg eröffnen wollte und später nur ungern darauf verzichtete.

Die Manuskripte über philosophische Themen, die noch Franzos vorlagen, bestanden aus drei Heften mit über 1200 eng beschriebenen Seiten. Das umfangreichste und zuerst entstandene Manuskript enthielt ausführliche Exzerpte und Materialsammlungen zur griechischen Philosophie von Thales bis Epikur. Schon hier hatte sich der kritische Geist geregt, der sich mit einer objektiven Wiedergabe des Gelesenen nicht begnügen wollte und in Randbemerkungen oder flüchtigen Andeutungen eine subjektive Kritik übte. Mit einer ganz individuellen und für Büchner charakteristischen Beurteilung tritt er aber dann in den beiden andern Manuskripten hervor, die Descartes und Spinoza behandeln. Descartes hat ihn augenscheinlich nicht mehr interessiert; er beschäftigte sich zunächst mit Spinoza, sah sich aber dann gezwungen, auf den Vorgänger zurückzugreifen, unter dessen Vor-

aussetzung, wie er selbst sagt, „der Spinozismus erst sein wissenschaftliches Fundament erhält.“ Eine historische Betrachtung philosophischer Systeme in ihren Voraussetzungen und Wirkungen lag ihm fern. Die Persönlichkeit interessierte ihn und ganz persönlich sind seine Einwendungen und Bedenken.

Sein Mißfallen über den wirklich höchst ungewissen und zweideutigen Substanz-Begriff Descartes' äußert er mit einem fast körperlichen Unbehagen und die schwachen Seiten seiner Beweisführung kehrt er mit aller Schärfe, ja in der Zerfaserung des „cogito, ergo sum“ sogar mit haarspaltenden Distinktionen hervor. Er liebt diesen nüchternen Skeptiker nicht, aber er sieht ihm bis in's Herz. Sehr fein ist das Wesen der Descartes'schen Philosophie in dem pointierten Apercü erkannt: „Die Philosophie des Cartesius ist aus dem Neide geboren worden. Der Philosoph hat den Mathematiker um seine Sicherheit beneidet“, und psychologisch tief bemerkt er, als er die Mängel seines Gottesbegriffs aufweist: „Die Existenz Gottes wirklich zu beweisen, war ihm, glaub' ich, schon von vornherein durch den Charakter und die Triebfeder seines Denkens, den Zweifel, unmöglich.“ Kühl nimmt er seine „instinktartige Schärfe“ hin, spürt ihm bis in die geheimsten Gänge seines Denkens nach, um ihn auf einen Widerspruch zu ertappen, und bewundert mit fachmännischer Reserviertheit seine naturwissenschaftlichen Leistungen. Stets steht Descartes' größerer Schüler unsichtbar im Hintergrunde, um als Maßstab zu dienen: „Spinoza korrigiert ihn und führt dann aus, was Cartesius in seinen Sätzen ahnend und verworren aussprach.“

Büchners reifste philosophische Leistung sind seine Betrachtungen über Spinoza, von dessen Ethik er den ersten Teil vollständig übersetzte, für sich erklärte und mit polemisierenden Exkursen versah. Er nimmt die Lehrsätze einzeln durch, bespricht die Beweise und erhebt seine Einwände. In einer zusammenhängenden Darstellung von Spinozas System entwirft er dann ein Bild seiner Lehre, gesehen unter dem Gesichtswinkel

seines eigenen Temperaments, seiner eigenen charakteristischen Denkart. Die Grundidee des Spinozismus, gegen die er sich am meisten gesträubt und um die er am härtesten gerungen hat, ist der Gottesbegriff Spinozas. Diese Gottesliebe, der Urgrund alles seines Denkens, dünkt dem früheren Materialisten, dem leidenschaftlichen Naturanbeter zunächst noch als Rudiment irgend einer kirchlichen Religion. Er weigert sich, Spinozas Beweis für das Dasein Gottes zuzugeben, und glaubt sich darin unterstützt und bestärkt von seinem begrenzten Verstand, der das Unvollkommene kennt und nicht die Vollkommenheit Gottes, und von seinem menschlichen Gefühl, das den Schmerz kennt. Es sind ganz dieselben Argumente, die Payne in der Philosophenszene des „Danton" anführte. „Was berechtigt uns aber diese Definition zu machen?" fragt er, indem er gegen die Erklärung Gottes als des absolut Vollkommenen protestiert. „Der Verstand? Er kennt das Unvollkommene. Das Gefühl? Es kennt den Schmerz." Aber als er sich „an das Wort „Gott" nicht mehr stößt", als er begreifen lernt, daß Gott die ewige Form des Lebens und Seins ist, der unfaßbare, allumfassende Schoß, in dem die Welt und die Seele ruht, da ergreift ihn „unendliche Ruhe": „Alle Glückseligkeit ist allein im Anschauen des Ewig-Unveränderlichen. Nicht von dem Endlichen soll zum Unendlichen, nicht von den Dingen soll zu Gott fortgeschritten werden, sondern aus Gott heraus soll erkannt werden."

Und diese Erkenntnis ist eine intellektuelle! Das war dem Verstandsmenschen Büchner das Erlösende, über allen Zweifel Erhebende, daß er hier keinen vagen Schwärmereien ausgeliefert war. Auch die materialistische Seite des Spinozismus, die die körperliche Welt als einen einzigen Mechanismus darstellte und sich dadurch mit den Forderungen der Naturwissenschaft vertrug, zog Büchner an. Er prägte das Wort: „Der Spinozismus ist der Enthusiasmus der Mathematik." (Bei Nietzsche heißt es von Spinoza: „selig aus Verstand".) Und dieser Enthusiasmus Spinozas beflügelte seine Phantasie, ließ ihn das Gött-

liche, Goethes „Gottnatur“, in Mensch und Tier, in Stein und Pflanze, im Leben und Weben der Landschaft suchen und erfühlen. Auch seine dichterischen Kräfte wurden in dieser beherrschten Verzücktheit seiner Gedanken mächtig befruchtet und gesteigert.

In glücklicher erfolgreicher Arbeit lebte er diese zweite Straßburger Zeit hin, der Geliebten nahe, Ruhe und hoffendes Glück in ihrem gütig sanften Wesen findend, durch ihr verstehendes Miterleben gestärkt, ermutigt. Die alten Freunde von früher her, die beiden Stoeber, Prof. Baum, Dr. Boeckel boten ihm mancherlei Anregung, freundliche Geselligkeit zur Erholung nach harter anstrengender Arbeit. Denn überwältigend groß ist die Summe all dessen, was Büchner in diesen ein und einem halben Jahr, vom März 1835 bis Oktober 1836, geschaffen und gearbeitet hat. Nicht nur, daß er seine naturwissenschaftliche Doktorarbeit abfaßte und die ganze vergleichende Anatomie durcharbeitete, daß er umfangreiche philosophische Studienhefte entwarf und Kollegs skizzierte, er hat auch in dieser kurzen Zeit die Hochblüte seines dichterischen Talents erlebt, hat sich in seiner Kunst weit über die Anfänge seines Schaffens erhoben und in genialen Entwürfen die Genesung, Läuterung und Festigung seines Charakters gezeigt, mit diesen Dichtungen das neue Stadium seiner Entwickelung gleichsam gekrönt.

In einer künstlerisch objektivierten, reineren Existenz traten ihm in diesen Phantasiegebilden die früheren verworrenen, überwundenen Formen seines Seins vor die Seele. Aus den dunklen Nebelflecken der Gießener Zeit tauchte die Gestalt Lenzens hervor, umhüllt von Wahnsinn; dem tragisch düstern Danton stellte sich in lustiger Selbstironie und in spöttisch-wehmütigem Rückblick der Lustspielheld Leonce gegenüber. In starken, gewaltig erregenden Visionen begann sich ein Trauerspiel großen Stils zu formen und ward in flüchtigen grandiosen Szenen festgehalten: der Wozzeck. Jedem dieser drei dichterischen Produkte dieser furchtbaren Periode müssen wir ein besonderes Kapitel der Betrachtung einräumen.

Lenz

Als Büchner das Dichten und Leben Lenzens zu fesseln begann und ihm seelisch näher trat, verknüpfte es sich bald für ihn mit der Erscheinung eines merkwürdigen Mannes, der entscheidend in eine kurze, doch wichtige Lebensepoche des heimatlos Umgetriebenen, vom Wahnsinn Befallenen eingegriffen hatte. Es war das der Pfarrer Johann Friedrich Oberlin, den die einen „den Heiligen“, die andern den „Narren im Steintal“ genannt hatten. Wie wir annehmen dürfen, hat ihm der alte Jaeglé von dem wunderlichen Schwärmer und wohltätigen Mann der Tat erzählt, denn er hatte ja wohl die Leichenrede 1826 an seinem Grabe gehalten. So trat dem jungen Dichter naturgemäß die Episode zunächst nahe, die Lenz und Oberlin zusammen zeigte, jene tragische Zeit in Lenzens Schicksal, da der Schwermütige bei dem Natur- und Seelenarzt Oberlin in Waldersbach, an den er von Christoph Kaufmann gewiesen worden war, eine Zuflucht suchte, bis der Irrsinn in Tobsuchtsanfällen ausbrach und er nach Straßburg zu seinem Freunde Roederer geschafft wurde. Die Aufzeichnungen über diese Ereignisse von Oberlins Hand waren im August Stoebers Besitz; sie bestimmten die ganze Anlage des Plans. Büchner lockte sogleich die Darstellung einer inneren seelischen Zerrüttung im Rahmen einer großen freien Natur.

Gutzkow, dem Büchner eine Novelle über Lenz für die „Deutsche Revue“ versprochen hatte, dachte freilich an eine amüsante Intriguengeschichte; in seinem stets findigen und kombinierenden Geiste fällt ihm zunächst die Erzählung aus „Dichtung und Wahrheit“ ein; die Herzenswirren, in die Lenz gerät, als er „eine ihm in Kommission gegebene Geliebte schützen“ soll und dabei sich selbst in sie verliebt, scheinen ihm ein prächtiger Stoff. So völlig diese Behandlung des Stoffes aufs Inhaltlich-Spannende, Aeußerliche gerichtet ist, mit eben solcher Entschiedenheit wendet sich Büchners Konzeption ganz der psychologischen Seite, der innerlichen Vertiefung, den Handlungen der Seele zu. Hätte er das erst

viel später von Urlichs veröffentlichte „Tagebuch“ aus der von Gutzkow angedeuteten Periode gekannt, so hätte ihn auch hier die komplizierte Verwirrung des Gefühls zum Nachschöpfen, Neuschöpfen reizen können. So fand er rein und objektiv in Oberlins Erzählung die „documents humains“ eines tragisch verirrten Lebenslaufes beigebracht, dessen ursprüngliche Genialität sich auch noch in dieser Verzerrung ausdrückte.

Wie in einem Bergwerk lagen hier im naiv getreuen Bericht die Goldadern einer scharfen psychologischen Beobachtung da und harrten des Bergmanns, der stark genug sein würde, die Einzelheiten aus der ungeformten Masse zu lösen und ins Licht der Dichtung zu heben. Wohl wollte Büchner den Stoff dann noch nach andern Quellen abrunden, ihm die vollkommene Gestaltung geben. Aber den eigentlichen Anstoß und die wichtigste Quelle erhielt er aus Oberlins Geschichte, die in seiner so klaren und reifen Meisterdichtung eine geheimnisvoll wirkende Existenz weiterführen sollte. Um dieses fremde, in vollster Harmonie mitschwingende Element zu verstehen, um zugleich in die Tiefe des Büchnerschen Schaffens zu dringen, ist es notwendig, auch der Gestalt Oberlins einige Worte zu widmen, die hier zu neuem Leben mit erweckt wurde.

Oberlins Lebensgeschichte liest sich in ihrem Anfang wie eine lehrhaft erziehliche, von echter gesunder Menschenkraft erfüllte Bauerngeschichte von Pestalozzi oder Zschocke. Nachdem er als Feldprediger eine schwere Schule durchgemacht, erhält er mit 27 Jahren 1767 im Steintal bei Straßburg die ärmste Pfarre im ganzen Land, Waldbach, und wandelt in harten Jahren rastloser Arbeit und schwerer Kämpfe die verwahrlosten und verwilderten Bauern zu einer blühenden und gottesfürchtigen Gemeinde um. Er bringt die Dörfler zum Bau einer Straße, indem er selbst als erster Hand anlegt, lehrt sie, den Ertrag der Aecker durch rechte Düngung zu mehren, führt den Flachsbau ein und errichtet eine Baumwollspinnerei. Ueberall ist er als ein Helfer in den irdischen Nöten nicht minder tätig, denn

als Tröster in den seelischen. Doch in diesem resoluten praktischen Manne, der ein unendlich wohltätiges und segensreiches Wirken entfaltete, wohnte die Seele eines ekstatisch mystischen Schwärmers. Er fühlte in sich die Gabe des fruchtbringenden Gebets, die innere Fähigkeit, Menschen zu beeinflussen und seinem Willen zu unterwerfen. Er hielt es mit den Enthusiasten, Pietisten und Mystikern, mit Lavater und Jung-Stilling. Immer mehr ward er zur Beobachtung seiner selbst gedrängt und erlangte bald eine gewisse Fertigkeit im Aufschreiben seiner täglichen seelischen Erlebnisse und inneren Vorgänge. Und seine Bauern wurden von ihm angesteckt. Eine geheimnisvolle, ahnungsreiche Stimmung lagerte über dem Steintal; Seher traten auf und gottrunkene Visionäre; die einfachen Leute wußten in der nach Swedenborg geformten Astral- und Himmelswelt nicht schlechter Bescheid, als der „Papa“, wie Oberlin genannt wurde, der nach einer richtigen Landkarte des Nachts im Jenseits herumreiste.

Wenngleich sich diese mystisch-phantastischen Ideen bei Oberlin erst völlig nach dem Tode seiner über alles geliebten Frau (1748) ausbildeten, hat Büchner doch mit hoher Feinheit die ganze, in religiöse Erregung und Wahn eingesponnene Atmosphäre des Steintals überall in seiner Dichtung angedeutet und besonders bei dem Besuch Lenzens in der Hütte, in der Szene mit dem Mädchen und dem Alten, geisterhaft erklingen lassen. Oberlin verband ja in seiner Persönlichkeit merkwürdig das 18. Jahrhundert mit dem 19., Pietismus mit Romantik. Ein Führer der Naturphilosophie, der Entdecker der „Nachtseiten der Naturwissenschaft“, G. H. von Schubert, gab Oberlins „Berichte eines Visionärs über den Zustand der Seelen nach dem Tode“ aus dem Nachlaß heraus. Elemente romantischer Naturphantastik sind auch von Büchner in seine Erzählung verwebt. Zudem gab er dem Pfarrer selbst einen mystisch-visionären Zug, indem er ihn von Erscheinungen und Symbolismus reden ließ, und verstärkte dadurch noch die unheimlich gespenstische Stimmung. Versenkte er sich so in die Per-

sönlichkeit Oberlins, von dem ihm Jaeglé, von dem ihm die Braut viel erzählen konnte, so schlug ihm eine Welle verzückter Religiosität entgegen, die ihm den Berichterstatter fast wertvoller werden ließ als den Bericht.

Denn Oberlins Erzählung, aus seiner frühen, noch ziemlich rationalistischen Zeit stammend, ist recht nüchtern und möglichst objektiv gehalten. Er berichtet in einer fast kindlich naiven, gutmütig treuherzigen Weise, die eine scharfe Beobachtung verrät und in der Erfassung des Krankheitsbildes auch einen gewissen praktisch-medizinischen Blick zeigt, aber ohne Auswahl breit und behaglich Gleichgiltiges neben Wichtigem vorbringt, bei eignen Erlebnissen und Anschauungen redselig verweilt und gar nicht die Absicht zeigt, eine psychologische Schilderung zu versuchen. Oberlin wollte sich nur vor der Oeffentlichkeit in seinem Verhalten rechtfertigen und den Kranken mitleidigen Menschen durch seinen Bericht empfehlen; er war für die Aufgabe einer solchen Analyse allerdings dadurch vorbereitet, daß er sein eigenes Seelenleben in knappen charakteristischen Sätzen aufzeichnete und in seinem Tagebuch einen gewissen Stil dafür sich herausgebildet hatte. Dennoch hat er nur das Rohmaterial geliefert und der Vergleich, den unsere Ausgabe zwischen Dichtung und Vorlage gestattet, läßt in überaus anschaulicher Weise erkennen, wie in der Kunst der Inhalt nichts ist und die Form alles. Aus der holprig unbeholfenen Aneinanderreihung der Vorgänge bei Oberlin ist in Büchners seelisch erlebter Gestaltung das stimmungsreiche, lebendig wahre und tieferschütternde Bildnis eines von den dunklen Flügeln der Geistesnacht umrauschten, von zuckenden Blitzen qualvoller Erkenntnis jäh erhellten Menschenschicksals geworden.

Was Büchner von Oberlin übernahm sind im wesentlichen nur die tatsächlichen Angaben, einige Dialoge und wörtlich angeführte Aeußerungen Lenzens. Gegen den Schluß hin werden diese Anführungen häufiger und länger, lassen eine gewisse Hastigkeit und Nachlässigkeit erkennen. Sie wären sicherlich noch durchgearbeitet wor-

den, wenn Büchner die Novelle nicht liegen gelassen hätte, als das Erscheinen der „Deutschen Revue" verboten wurde, für die sie bestimmt war. So unterläßt er z. B. zu erwähnen, daß Lenz nach dem Besuche des Genieapostels Kaufmann aus dem Schulhause in die Kinderstube des Pfarrhauses zog, und der Leser der Novelle findet ihn ganz plötzlich dort einquartiert. Den Namen des Schulmeisters von Bellefosse, der dem armen Lenz zur Beaufsichtigung beigegeben wird, vergißt Büchner aus Oberlin zu übernehmen, auf der nächsten Seite aber finden wir ihn dann Sebastian genannt. Solche Flüchtigkeiten erweisen nur, daß der Dichtung die letzte vollendende Hand fehlte.

Sonst hat aber der Dichter doch überall, wo er sich an Oberlins Text anlehnt, ihn erst eigentlich belebt und beseelt. Die eigentümliche Kraft, fremde Elemente mit seinem eigenen Stil in dem Feuer eines erneuten Durchfühlens völlig zu verschmelzen, hatte er schon im Danton bei den Stellen aus Thiers gezeigt; hier ist die Eingliederung der übernommenen Teile in den Körper seiner Dichtung noch viel meisterhafter durchgeführt. Niemand wird beim Genießen seiner Novelle ahnen können, daß ganze Perioden und zahlreiche Wendungen darin enthalten sind, die nicht von dem Dichter selbst geprägt sind. Er drängt die wortreichere Darstellungen Oberlins zusammen, führt den knappen prägnanten Wechsel von Rede und Gegenrede durch, verlebendigt und versinnlicht die Vorlage, indem er den Bericht Oberlins in eine sich vor unsern Augen abspielende Handlung umsetzt, ganz subjektiv in Lenzens Seele verlegt, was dort objektiv gegeben ist, die indirekte Rede in die direkte verwandelt. Alles, was Oberlin von sich selbst erzählt, alles Kuriositätenhafte und Aeußerliche, wie die lange Erzählung von Lenzens Wunde am Fuß, die allgemeinen Betrachtungen des Seelenpädagogen über Erziehung, das wird schonungslos ausgemerzt. Jede Ablenkung von den inneren Vorgängen soll vermieden werden. Um die Situation zu vereinfachen, läßt er Lenz Worte zu Oberlin sprechen, die eigentlich an dessen Frau gerichtet waren.

Durch leise Nüancierung und Veränderung formte er Oberlins Prosa um, verlieh ihr Rhythmus, Wärme und Farbe.

Es ist etwas Seltsames um den Stil des Büchnerschen Lenz! Er bringt etwas ganz Neues in die deutsche Dichtung, schafft der Sprache ein feines und kompliziertes Instrument, um Seelenstimmungen wiederzugeben, das erst eine viel spätere Generation in voller Meisterschaft handhaben lernte. Es ist ein nervöser, unruhig suggestiver Rhythmus darin, eine impressionistisch scharfe Anschaulichkeit, die dann von den Meistern der modernen Dichtung, von Flaubert und Jens Peter Jacobsen, wieder erreicht und in die Poesie eingeführt wurde. Vielleicht läßt sich das Rätsel dieses packenden, hastigen, die seelische Stimmung momentan ausdrükkenden Stils zum Teil dadurch erklären, daß er bereits in Oberlins abgerissener Art, in seinem naiven Sprechton vorgebildet war. Aber wenn wir diese Vorstufe, von der Büchners Sprachkunst deutlich ausging, in ihrer harmlosen Einfalt vor uns sehen, erscheint uns die Geburt des modernen Sprachstils im Lenz noch wundersamer.

Man hat gesagt, daß diese Sätze in ihrem inneren Ton und Takt so klingen, als ob sie heut geschrieben wären; die ersten Impressionisten unserer deutschen Literatur, Bahr, Hauptmann, haben sich direkt daran angeschlossen. Ein ganz originaler Klang tönt herauf aus den Tiefen des Gemüts. Diese kurzen, abrupt nebeneinander gestellten Hauptsätze, diese sparsam akzentuierten Verben, diese vorüberfliegenden, rasch wechselnden Bilder, die ganze leidenschaftliche Unruhe, die plötzlichen Ausrufe, die hervorgestoßenen Fragen und Antworten, die ans Satzende gestellten, bang und ängstlich klopfenden Adjektive, all das malt unübertrefflich die Disharmonien eines zerwühlten, rastlos fortgetriebenen, zitternd erregten Gemütes und gibt zugleich das anschaulichste Bild innerer Vorgänge. Und als ein schönheitsvoller, weicher, milder Kontrast rauscht dann die Melodik der Naturbilder herein, der heimliche Gesang der Wälder und Wolken, auch noch in

Sturm und Tosen wohltönend und majestätisch, wie ein Wiegenlied das fiebernde Menschenherz umklingend. In dieser Kunst der Seelen- und Landschaftsschilderung ist jede Erinnerung an die Quelle ausgelöscht; vergessen ist vor dieser überwältigenden Macht der Beseelung jeder Gedanke an Oberlin; hoch über den wackern Chronisten erhebt sich die Darstellung in die reinen ewigen Sphären hoher Kunst.

Wenn Büchner für die Formung seines Stils von jemandem gelernt hat, so hat er nur von Lenz selbst gelernt. In den Briefen an Salzmann, die soviel von religiösen Dingen sprechen und die August Stoeber im Stuttgarter Morgenblatt 1831 veröffentlicht hatte, waren solche Töne zerquälter Selbstbeobachtung zu vernehmen, noch stärker in den rührenden Briefen des schon in seinem Denken getrübten Lenz an Sarazin, die sich in Tiecks Ausgabe befinden. Lenzens Prosastil, in seinen Romanversuchen „Der Landprediger“, „Der Waldbruder“, hat etwas Fahriges, Abgerissenes, auch schon „Impressionistisches“. Die Ereignisse folgen rasch, unvermittelt; die Sätze überhasten und verwirren sich; Gespräche werden ohne jede Einführung begonnen und in hastigem Tempo geführt. Dadurch erhalten seine Schilderungen etwas sehr Lebendiges, aber auch Unklares, Launisch-Zufälliges. Ob er ein ruhiges Idyll schildert oder eine schnelle Schlittenfahrt, einen behäbigen Geistlichen oder einen halbverrückten Einsiedler, stets ist es die gleiche kapriziöse Spiegelung seines sprunghaften, eigenwillig sensiblen Naturells. Büchner bedient sich dieses Hilfsmittels eilig flüchtiger Satzrhythmik, das aus Lenzens Schriften in leichten Schwingungen und Schwebungen in ihm lebt, bewußt zur Charakteristik seines Helden, verwendet als reifer Künstler die überstürzt nervöse Steigerung und die aufflackernde Glut exakt gesehener Augenblicksbilder. So hat er erst diesen im Sturm und Drang und in der Romantik hie und da auftauchenden Stil mit überlegter Kunst zur Meisterschaft ausgebildet. Er schuf sich damit zugleich erst die Dichtungsform, um die Psychologie einer bis zum Wahnsinn zerrissenen Seele auszudrücken.

Den Wahnsinnigen hat die Romantik oft dargestellt. Das große Vorbild hatte schon Goethes Werther gegeben in der tragisch auftauchenden, unheimlich vordeutenden Gestalt des Schreibers, der aus unglücklicher Liebe zu Lotte verrückt geworden. Dieser mitten im Winter Blumen suchende Unglückliche erscheint als die traurige Vollendung jenes Schicksals, das Werther mit selbstquälerischer Wollust auf sich selbst eindringen sieht. Lenz hatte im Werther die Sympathie einer verwandten Seele genossen, im „Waldbruder" gleichgestimmte Töne der Seelenmalerei angeschlagen: er war ein Opfer jener überschwenglich fühlenden, in einen ewigen Zwiespalt des Empfindens verstrickten Epoche, deren Symbol der Werther ist. Goethe hat ihn so in Dichtung und Wahrheit aufgefaßt und Büchner die Schilderung seiner äußeren knabenhaften Erscheinung in Einzelheiten benützt. So stand denn auch für Büchner Goethes vielbeweinter Schatten ganz in der Nähe seines Helden; ein leiser Hauch seines zärtlichen Naturgefühls, seiner leidenschaftlichen seelischen Bekenntnisse strömte über in die Dichtung. Doch viel lebendiger waren unterdessen solch pathologische Erscheinungen vor das Dichterauge getreten.

Keiner hatte stärker mit diesen betäubenden Giften des entarteten Gefühls gespielt als der junge Tieck. Er glaubte sich dem Wahnsinn nahe, der Gedanke des Selbstmordes drängte sich ihm auf; Zustände der verzweifeltsten Aufregung wechselten mit Zuständen bewußtloser Versunkenheit. Erschütternde Abbilder dieser geistigen Verdüsterung bieten einige der früheren Werke, vor allem der „William Lovell"; aber wie gequält und absichtlich wirkt hier der Spuk krankhafter Vorstellungen, wie unfähig ist dieser Dichter, den Wahnbildern eines gestörten Hirns Anschaulichkeit zu leihen! Die Mittel der Sprache und der Beobachtung waren noch nicht reif zu solcher Darstellung. Der längst zu ruhiger historischer Betrachtung gelangte, gealterte Tieck hat Bilder religiöser Wahnideen, diesmal auf geschichtlicher Grundlage, in seiner Meisternovelle „Der Aufruhr in den Cevennen" dargestellt. Diese Erzählung war ein

Lieblingsbuch Büchners; er las sie mit der Braut zusammen, er hielt sie für ein Muster ihrer Gattung. Aber auf den Stil des „Lenz" konnte ihr behaglich breiter, ästhetisch wohlgerundeter Erzählerton kaum von Einfluß sein. Nur die Analyse, die der Held Eduard von seinen Empfindungen unter den fanatischen kamisardischen Religionsschwärmern gibt, sucht ein religiös aufgewühltes Seelenbild viel matter zu malen und in einigen leidenschaftlich erregten Szenerien hat schon Tiecks pathetische Naturmystik etwas von Büchners Naturbeseelung.

Das langsame Hinstreben und das plötzliche ekstatische Ueberschlagen von Stimmungen, bis zum ausbrechenden Wahnsinn hin, ist wohl nirgends vor Büchner genialer dargestellt worden als in einigen Gestalten Jean Pauls, deren Innenleben sich bis ins Grenzenlose selbst übersteigert. Schoppe im „Titan" ist solch ein in der Wollust des Denkens toll gewordener Uebermensch, und unvergeßlich waren dem eifrigen Jean Paul-Leser die grotesk phantastischen Szenen im Irrenhaus und die in ein träumerisches Helldunkel getauchte Gewitterabend-Stimmung, in der der geistesgestörte Schoppe dem Schutz Albanos entspringt. Der eigentliche Schilderer des Wahnsinns in der Romantik wurde aber E. T. A. Hoffmann, so viele andere Poeten sich auch noch sonst an den „Nachtseiten der Seele" versuchten.

Seine dichterischen Figuren bieten eine einzige Galerie von seelisch abnormen Charakteren. In einem feinen Buch hat der Irrenarzt Otto Klinke die Bedeutung von Hoffmanns Schilderungen für die Psychiatrie dargelegt. Die kompliziertesten Geistesstörungen sind scharf beobachtet und nach eigener Anschauung dargestellt, denn Hoffmann machte seine Studien im Bamberger Irrenhaus. Das exakteste Krankheitsbild bietet sich in den Träumen, Zwangsvorstellungen, Wahnideen und Halluzinationen seiner Personen. Die innere Unruhe, die drängende Angst, die visionäre Phantasie, die Wut der Tobsuchtsanfälle sind in einer fragmentarisch abgerissenen, chaotisch wirren und doch sehr bewußten, fein be-

herrschten Form gestaltet. Büchner hat in den gespenstischen Erscheinungen des Callot-Hoffmann eigenes Seelenleben gespiegelt gefunden. Das langsame Entstehen des religiös betonten Wahnsinns in dem Pater Medardus der „Elixiere des Teufels“ und die Gestalt des genial verwirrten Kreißler, des wahnsinnigen Musikers, der in seinen lichten Stunden das Wesen der Kunst so tiefsinnig erklärt, boten ihm die stärksten Anregungen für die pathologische Schilderung des Lenz.

Und doch ist ein großer Unterschied in der künstlerischen Behandlung dieser Motive bei Hoffmann und Büchner. Dem konsequenten Romantiker wird die Welt des Wahnsinnigen zur Wirklichkeit; er schildert die Erscheinungen, wie sie subjektiv in dem Zerrspiegel des erkrankten Hirns sich formen; seine abnormen Menschen leben in einer ebenso abnormen Umgebung und wir werden mit ihnen unwiderstehlich hineingezogen in das bizarre Reich des Märchens, des Wunders, der bunten Phantastik. Büchner, der Realist, gibt eine objektive Darstellung des Seelenzustandes; indem er den Geisteskranken in die ewig harmonische Natur stellt, entgeht er der Versuchung, auch die Umwelt gleichsam wahnsinnig werden zu lassen, wie dies bei Hoffmann bisweilen der Fall ist. Er gewinnt so ein ganz neues, in der deutschen Dichtung noch kaum gekanntes, grandioses Bild: den Wahnsinnigen in der Natur. Der Dichter der „Serapionsbrüder“ hat eine derartige Verbindung nicht in seinen Dichtungen durchgeführt; bei Jean Paul wird der Kranke zur Staffage der Landschaft, verschwindet in dem schwärmerischen Rausch der Naturhymnen. Büchner gelang zum ersten Mal die dichterische Verknüpfung einer leidend erregten Seele mit der sie umgebenden Natur. Indem er aus eigenem Erleben schöpfte, sein Seelenstudium mit seinem Naturgefühl verschmolz, schuf er eine eigene Stimmung, eine Schönheit, wie sie keiner seiner Vorgänger gesehen und gefühlt.

In Gießen war Büchner selbst dem Wahnwitz nahe gewesen; in den Briefen an die Braut aus dieser Zeit klingen die ersten Lenz-Töne an. „Die Finsternis wog-

te über mir, mein Herz schwoll in unendlicher Sehnsucht, es drangen Sterne durch das Dunkel, und Hände und Lippen bückten sich nieder." Die Wachträume verdichten sich zur Vision. Sein Herz stöhnt auf im Anblick der Natur, des Frühlings: „Ein einziger, forthallender Ton aus tausend Lerchenkehlen schlägt durch die brütende Sommerluft, ein schweres Gewölk wandelt über die Erde, der tiefbrausende Wind klingt wie ein melodischer Schritt." Diese Intensität eines vermenschlichenden und doch zugleich die Seele dem All preisgebenden Naturbetrachtens erhebt sich in einem späteren Brief zum höchsten Ausdruck des Schmerzes, den die in der Romantik zuerst zu beobachtende Frühlingsschwermut in ihm auslöst. So herrscht in ihm eine beständige starke Beziehung zwischen Seele und Natur. Wie Lenz von jener Zeitkrankheit des „Wertherismus" ergriffen wurde, die mit sich selbst umging „wie mit einem kranken Kind", so war Büchner damals einer ähnlichen kranken Seelenstimmung verfallen, die aus der Romantik entstanden war und die man wohl „Byronismus" genannt hat. Die psychischen Erscheinungen einer „Schwelgerei des Daseins", einer „maßlosen Temperatur der Seele", denen in der Romantik Clemens Brentano, Graf Loeben, der Physiker Winkelmann und so manch anderes Opfer der befreiten Schwarmgeister erlegen waren, spukten auch noch in dem späteren Geschlechte fort.

So hatte also Büchner eine ähnliche, gleichfalls aus der seelischen Zeitatmosphäre geborene Krisis durchgemacht und vermochte den innerlichen Zerrüttungsproceß aus eigener Erinnerung zu verstehen. Gegen dieses persönliche Erleben, das der Novelle den wahren erschütternden Grundton verlieh, müssen die Entlehnungen der einzelnen Krankheitserscheinungen aus Oberlin und die von Hoffmann in ihm angeregten Details der Beobachtung weit zurücktreten. Wie Lenzens Seelenbild, so vertiefte er auch das in der Quelle nur angedeutete Verhältnis zu Friedericke aus der eigenen Erfahrung. Es ist das Empfinden seines beglückten Liebens, das Bild seiner Braut, das uns in der wehmütigen Erinne-

rung Lenzens entgegentritt, wenn er Frau Oberlin erzählt: „Sehen Sie, wenn sie so durchs Zimmer ging und so halb für sich allein sang, und jeder Tritt war eine Musik, es war so eine Glückseligkeit in ihr, und das strömte in mich über, ich war immer ruhig, wenn ich sie ansah, oder sie so den Kopf an mich lehnte".

Hinzu kamen, um den Rahmen für diese Seelenstudie zu schaffen, die Erlebnisse auf seinen Wanderungen durch das Elsaß. Die dramatisch bewegte, im steten Wechsel tragisch groß scheinende, zerklüftet düstere Natur, wie er sie in dem Reisebrief aus den Vogesen malt, mußte die Phantasie verlocken, eine gleichgesinnte Seele sich in ihr ausleben zu lassen. Der durchs Gebirge wandernde Lenz war daher die erste anschauliche Gestalt, die beim Entstehen des Werkes sichtbar-sinnlich vor sein Auge trat. Das grandioseste Bild der in einem Menschen verkörperten wilden Naturgewalten, das die Dichtung kennt, Shakespeares im Sturm und Blitzen rasender Lear, gab wohl den Ausgangspunkt. Erst daran schloß sich die weitere Entwickelung des Stoffes nach Oberlin. Daraus erklärt es sich, daß die Dichtung so ganz Fragment geblieben ist. Denn sie bricht nicht nur jäh und unvermittelt ab, wie eine gesprungene Saite; sie setzt auch ohne jede Vorbereitung und Einführung des Helden plötzlich ein. Dieses Momentane, ungestüm mitten Hineinreißende, Abgebrochene von Anfang und Ende verleiht nun wohl der ganzen Form einen Stimmungsreiz, wie die Romantik im Fragmentarischen ihre eigentümliche Kunstform sucht, z. B. Hoffmann im „Kater Murr". Aber Büchner hätte sich zu dieser Auffassung sicherlich nicht bekannt. Er würde den Lenz, wenn er ihn hätte vollenden dürfen, in einer geschlossenen psychologischen Entwicklung dargestellt haben, nicht nur in einem zuckend aufleuchtenden Momentbild. Das beweist die künstlerische Rundung und Reife in der ganzen Anlage, die vor allem begründet ist in der Behandlung der Landschaft.

Büchners Landschaftsschilderungen bringen eine neue Note in die reiche Skala des Naturgefühls, die seit Rousseau ausgebildet war. Während der Goethe'sche

Werther in seiner Anbetung des Alls sich doch noch mit Liebe in jede Einzelheit der Naturformen versenkt, schuf Jean Paul recht eigentlich jenes pantheistische Weltumfangen, das sich ganz an die Natur preisgibt. Wandert sein Victor im „Hesperus“ trunken „durch Perlenschnüre betauter Gewebe, durch sumsende Täler, über singende Hügel“, so schwimmt „sein Herz bebend wie das Sonnenbild im unendlichen Ozean .... Ueber der dämmernden Flut stand der Unendliche als Sonne und in ihr das Menschenherz als zurückgespiegelte Sonne. Alles war eins — alle Herzen wurden ein größtes — ein einziges Leben schlug — die grünenden Bilder, die wachsenden Bildsäulen, der Staubklumpe des Erdballs und die unendliche blaue Wölbung wurden das anblickende Angesicht Einer unermeßlichen Seele. — Er mochte immerhin die Augen zuschließen; in seiner dunkeln Brust ruhte noch diese blühende Unendlichkeit“. Während der Mensch Jean Pauls sich so ganz an die Natur verliert und ins Gestaltenlose eines Allgefühls flüchtet, formt Büchners Lenz die Erscheinungen der Natur in einem gewaltigen Ringen nach seiner Wesensart um. Bei Jean Paul tritt noch, wie dies Rousseau als erster durchlebt, nach der Spannung des zur Entladung drängenden Genusses eine Lösung und Erlösung ein. All seine Hymnen werden angestimmt, um die tiefe Harmonie der Seele mit der Natur zu feiern. Bei Büchner herrscht ein unüberwindbarer Zwiespalt; der Mensch fühlt sich der Natur fremd und diese Fremdheit, diese Naturferne führt zu einer desto heißeren Sehnsucht, zu einem desto inbrünstigeren Sichanklammern an die Natur.

Büchners Lenz fließt in seinem Gefühl nicht mehr mit Himmel und Erde in trunkener Schwärmerei zusammen, sondern er wühlt sich gewaltsam, keuchend, mit vorgebogenem Leib in das All hinein, mit einer Lust, die ihm wehe tut. In dem Naturempfinden dieses Geistesgestörten ist zugleich die Stellung des modernen Menschen zur Natur entdeckt, die schon in Hölderlins „Hyperion“ leise vorgeklungen hatte und dann bei Heine, bei Jens Peter Jacobsen, in

der ganzen modernen Dichtung sich ausdrückt. Dieser tragische Mensch, der immer einen Gegensatz fühlt zwischen sich und der Natur und in heißem Bemühen diese Kluft zu überbrücken sucht, ohne daß es ihm völlig gelingt, erblickt ihre Formen mit einem viel schärferen, objektiveren Blick, als der in Wolken und Wäldern versinkende Phantast. Mit einer kalten Gier trinkt er alle Schönheit in sich ein, sucht den eigentümlichen Gehalt der Dinge in sich aufzusaugen und findet doch überall nur sich selbst wieder und sein Ebenbild. So entsteht die erstaunliche Anschaulichkeit, das plastische, sinnliche Erfassen der Natur und die kühne Kraft der Vermenschlichung, die alle Dinge mit der eignen Empfindung belebt, ja sogar in die Grenzen der eignen Körperlichkeit zieht.

Auch bei Jean Paul schon fliegen die Wolken wie Rosse dahin, kriechen Nebel über die Bäche, schüttelt sich der Wald und wird die Erde zum Pokal, über dem Lichtwogen schäumen. Aber all diese anschaulichen Einzelbeobachtungen gehen unter in der rauschenden Melodik seiner Wortsinfonien. Seine Kunst der Naturschilderung ist ganz musikalisch, hinausschweifend über alle Grenzen von Wort und Bild, in einer betäubenden Verzückung schwebend. Dieser hymnenhaft überschwängliche Tönerausch ist kein Mittel, um feine seelische Nüanzen zu analysieren, sondern er erreicht aufs Wundervollste seinen Zweck, Jubel und Qual des Menschenherzens mit starken Akkorden in der Natur wiederzufinden. Büchner bildete sich für seine subtileren Absichten einen ganzen plastischen, in Einzelbeobachten scharf sich abhebenden Stil heraus. Die kosmischen und phantastischen Elemente Jean Pauls erscheinen in einem klaren hellen Licht. Einige seltene Male fühlt sich Lenz in einem gewissen Frieden mit der Natur, aber dann ist es, wie in der Winterlandschaft, ein abgeleitetes Empfinden, „ein heimliches Weihnachtsgefühl“; er meint, „seine Mutter müsse hinter einem Baum hervortreten, groß, und ihm sagen, sie hätte ihm dieses alles beschert“; die heilige Ruhe des im Schnee begrabenen Waldes ruft also nur neue Sehn-

sucht in ihm wach. Manche der schönen schlichten Naturbilder stehen auch in ihrer eignen unpersönlichen Existenz da, ganz gelöst und getrennt von der Seele des Menschen. Ein anderes Mal wieder ist es ein dumpfes Träumen in die abendlich verschwimmenden Linien des Horizonts hinein. Doch viel stärker, als die Geister der Sänftigung, sind die Dämonen der Erregung, die aus der Natur gegen ihn gehetzt werden. Ihm ist's, als jage der Wahnsinn auf Rossen hinter ihm drein; er möchte vor Angst der Sonne nachlaufen, denn der Alp des Wahnsinns setzt sich zu seinen Füßen; eine wilde Angst starrt ihn aus der nahen Finsternis an. Ebenso quält es ihn, wenn er die heißerstrebte Harmonie nicht erlangen kann, sondern kalt, ernüchtert das Schattenspiel des ihn umgebenden Lebens vorüberziehen sieht.

So legt der Dichter die kompliziertesten seelischen Beziehungen in dieses ewig wechselnde Anziehen und Abstoßen, mit dem die Natur den Menschen äfft. Es ist das, was ein späterer Schilderer der gleichen Probleme, Henri Frédéric Amiel, dessen Tagebücher gleichsam die ausführliche Erklärung zu Büchners genialem künstlerischem Umriß geben, „die Tragikomödie seines Schicksals" genannt hat, das Heraushören einer Disharmonie in der ganzen Umwelt und die unerfüllte Sehnsucht, die Harmonie herzustellen. Auch Amiel weiß, daß der kranke Mensch vor allem im Anblick der Natur von tiefer Melancholie ergriffen wird. Er fühlt sich herausgerissen aus jedem Zusammenhang mit ihr, denn sie ist Kraft, Freude und Gesundheit. Diesen mit der Natur entzweiten, mit der Außenwelt in den entsetzlichsten Zwiespalt geratenen Menschen hat Büchner gezeichnet mit vollendeter Kunst. Amiels Entdeckung, daß „die Landschaft ein Zustand der Seele" ist, ist hier bereits dargestellt in dem qualvollen Hinüberwogen von Stimmung und Natur ineinander. Mit der meisterlichen Ruhe einer nirgends versagenden Technik ist dieser tragische Wanderer gegeben und die Landschaft um ihn. Der Dichter erreichte hier jenes Ideal einer streng realistichen Aesthetik, das er seinen Helden ausprechen läßt.

Außer einer eigenartigen psychologischen Analyse und einer neuen Form der Naturschilderung hat Büchner in seinem kurzen Fragment noch eine ganz orginale Leistung geschaffen, nämlich jenes ästhetische Bekenntnis, das er Lenz in der Unterhaltung mit Oberlin und Kaufmann vortragen läßt. „Besser ist das Dogma des Realismus niemals formuliert worden", hat R. M. Meyer von diesen Aeußerungen gesagt. Schon mehrfach hatte der Dichter versucht, seine Kunstanschauung präzise und scharf auszudrücken; erst hier war es ihm in einer klassischen Form gelungen. Im „Danton" ließ er Camille Desmoulins seinen Haß gegen alles Künstliche, seine Vergötterung der Natur in starken Paradoxen vortragen. David imponiert ihm, der die Opfer der Septembermorde kaltblütig zeichnete, um die letzten Zuckungen des Lebens zu erhaschen. Auch in einem Brief nach Hause, der vom Danton und dem Geschichtsdrama ausgeht, läßt er kein höheres Prinzip gelten als Naturwahrheit und beruft sich auf Goethe und Shakespeare. „Der liebe Gott, der die Welt gewiß gemacht hat, wie sie sein soll", so daß sie der Dichter nicht besser zu machen braucht, kehrt wie in diesem Briefe, auch im Anfang der Lenz'schen Rede wieder. Aber dann faßt er seine Forderungen viel pointierter zusammen, zieht viel kühnere Schlüsse und entfaltet eine außerordentliche Konsequenz.

Bei der Ausgestaltung seiner Ideen ging Büchner hauptsächlich auf Lenz selbst zurück. Die „Anmerkungen übers Theater", dieses bedeutsame theoretische Manifest der „Sturm- und Drang"-Periode, lagen ihm in Tiecks Ausgabe vor. Hier fand er angedeutet, was er selbst so stark in sich fühlte, den Drang des Dichters nach Darstellung der Wirklichkeit. Durstig und gierig nimmt der Poet mit seinen Sinnen die Wirklichkeit in sich auf; sein Genie ist es, „den Gegenstand zurückzuspiegeln". Die Dichtkunst ist nichts anderes als Nachahmung der Natur; sie soll besonders die individuelle Menschenkenntnis fördern, die Gesetze der einzelnen Seele ergründen. Darum ist Lenz ein Verehrer der volkstümlichen Dichtung, die „dem Volk auf's Maul

sieht", und ein begeisterter Anhänger Shakespeares. Aus den andeutend kühnen, unklar gährenden Gefühlen und Anschauungen dieser „Anmerkungen", die doch von einem so tiefen Instinkt für den Gehalt aller Kunst getragen wurden, las sich Büchner das Wesentliche seiner Poetik heraus. Auch hier war ja nur Herders Evangelium gepredigt, das Wienbarg in seinen „Aesthetischen Feldzügen" (1834), dem Programm des „jungen Deutschland", wieder aufgenommen und verteidigt hatte.

Wienbarg, der übrigens nach einer Aeußerung Gutzkows den „Danton" mit Vergnügen gelesen hat, bekannte sich ebenfalls zu einer streng realistischen Kunstauffassung; er betonte die Bedeutung der genauen Milieuschilderung, der exakten Beschreibung, um aus den vielen äußeren Einzelheiten eine zwingende Stimmung zu gestalten. Spuren für die Befolgung dieses Prinzips hat man bei Laube gefunden und kann sie bei Büchner deutlicher konstatieren. Stärker und entscheidender als Wienbargs schneidiger Vorstoß gegen die romantische Poetik wirkte auf den Verfasser des Lenz die Aufsehen erregende Proklamation, die Victor Hugo 1827 seinem Drama „Cromwell" voransetzte. Was Hugo da forderte, daß man den Menschen in seiner ganzen vielgestaltigen Wesenheit darstelle, mit all seinen Widersprüchen und kontrastierenden Leidenschaften, das hatte er schon im Danton befolgt. Alles solle man in möglichster Vollständigkeit malen, das Schöne und das Häßliche, das Erhabene und Gemeine, das Tragische und Groteske. Diese Vermischung von Tragischem und Groteskem hat Büchner dann im Wozzeck durchgeführt.

Doch er ging in seinen Forderungen des Realismus weiter als alle andern, man könnte sagen bis zum „konsequenten Naturalismus", wenn das Wort nicht Arno Holz für sich erfunden hätte. Was Lenz einst in seinen Werken erstrebt und geahnt, das fand Büchner aus ihnen heraus: „Man versuche es einmal und senke sich in das Leben des Geringsten und gebe es wieder in den Zuckungen, den Andeutungen, dem ganz feinen, kaum bemerkten Mienenspiel". Das Leben erscheint ihm in jedem Moment zu einem

Bilde voll hoher Schönheit konzentriert; in einer unendlichen Reihenfolge von Kunstwerken rollt so gleichsam das stets wechselnde Spiel des Daseins sich ab. Es ist die Theorie des Impressionismus, die dabei entwickelt wird. Wie Monet hundertmal denselben Heuhaufen malen kann und doch stets eine andere Harmonie von Licht und Farben gibt, so möchte auch Büchner irgend eine Szene des alltäglichen Lebens in jedem augenblicklichen Eindruck festhalten, weil sie in jeder Sekunde eine eigentümliche Schönheit entfaltet. „Die schönsten Bilder, die schwellendsten Töne gruppieren, lösen sich auf". So liegt im flüchtigsten Zug, in der kleinsten Veränderung des Lebens eine unendliche Schönheit. „Man muß nur Aug' und Ohren dafür haben". Aber wer hatte damals Augen für die zartesten Lichtreflexe, für die feinsten Nüanzen des Ausdrucks, Ohren für die zarten Unterschiede im Sprechton, für die stillen Geräusche des Lebens?

Büchner mußte in der Vergangenheit eine Verwirklichung seiner Forderungen suchen, und wie er sich mit richtigem Instinkt an das Volkslied, an Shakespeare, an den jungen Goethe angeschlossen, so fand er auch in der Malerei die wahren Ahnen unserer modernen Kunst mit feinstem Gefühl heraus, die großen Niederländer. Hegel war wohl der erste gewesen, der in seiner Aesthetik eine warme Sympathie für sie bekundet hatte; Wienbarg schwärmte von ihnen in seinen holländischen Briefen (1833). Büchner waren seit seiner Jugend die prächtigen Bilder der Darmstädter Galerie bekannt, die an guten Niederländern so reich ist. Die ungeheure Lebensmacht Rembrandts, die man heute als eine germanisch-innerliche Kunstreligion der antik-klassischen Welt der Renaissance gegenüberstellt, war von ihm begriffen worden. Rembrandts Verzicht auf alle äußere Schönheit, sein Aufglühenlassen des strahlenden Seelenfunkens in unscheinbar häßlicher Gestalt, seine Verklärung des Leidens und der Niedrigkeiten zauberten ihm all die tiefen Gefühle in Glanz und Harmonie, in künstlerischer Form vors bewundernde Auge, die sein eigen Mitleid mit dem Volk, sein soziales Emp-

finden ihm eingaben. An zwei Beispielen, in denen er mit heiß erlebtem Nachschaffen die innersten Motive und Absichten des Malers zum Kunstwerke zusammenfaßt, stellt er Vorbilder jenes Naturgestaltens auf, das er vom echten Künstler verlangt. Das eine dieser Bilder, der Gang nach Emmaus in der Darmstädter Galerie, atmet sicher Rembrandt'schen Geist, wenn es auch nur von einem seiner Schüler gemalt ist.

Die Aesthetik des „Lenz“ hat auf die Dichter des Naturalismus stark gewirkt; sie fanden hier in klarer Prägnanz ausgesprochen, was sie selbst dunkel ahnten und erstrebten. Aber auch der Stil des Fragmentes hat erst in dieser Zeit seine eigentliche Wirkung ausgeübt. Zwar hat schon Otto Ludwig, der sich übrigens auf den Büchner geleisteten Dienst berief, als er sein Erstlingsdrama an Gutzkow sandte, diese minutiöse Form der seelischen Analyse weitergeführt; andere, besonders ausländische Dichter waren unterdessen selbständig auf dem von Büchner eingeschlagenen Weg weitergegangen. Da knüpfte Gerhart Hauptmann in seiner Erzählung „Der Apostel“ direkt an den „Lenz“ an und machte dadurch seinen Stil für die moderne Bewegung fruchtbar.

Zürich, wo Büchner gestorben, ist der Schauplatz dieser Seelenstudie; von der Höhe, da sich Büchners Grab hoch über Stadt und See erhebt, blickt der Apostel verachtend-traurig auf die eklen Auswüchse der Kultur hernieder. Mit einem kurzen, abrupten Auftakt, jäh einführend, wie im „Lenz“, setzt die Schilderung ein. Stürmisch abgerissene, sich jagende Sätze spiegeln in der erregten Seele die äußeren Eindrücke. Hauptmann schildert wie Büchner das Aufdämmern, Anschwellen, Ausbrechen eines religiös betonten Wahnsinns. Allerdings klingt das Christus-Gefühl, das im Apostel dominiert, im Lenz nur in dem Auferweckungsversuch an dem toten Mägdlein an. Ueberhaupt ist des modernen Dichters Psychologie geschlossener und exakter; er hat nach einem lebenden Modell (Johannes Gutzeit) geschaffen; er erklärt das Auftreten der Wahnideen aus den in der krankhaften Seelenspiegelung wirr aufleuchtenden Erinnerungen der Vergangenheit; die Umgebung ist bei ihm viel mi-

nutiöser, in realistischen Details beschrieben. Aber auch bei ihm sind die Mittel Büchners verwendet, um das Zusammenströmen von Vorstellung und Wirklichkeit in rauschenden Phantasien zu gestalten, um das Schwanken und Suchen, das Aufbäumen und Zusammensinken eines kranken Gemüts zu schildern. So werden viele Nüanzen und Feinheiten des Büchner'schen Stils hier wieder aufgenommen und klingen in der modernen Dichtung weiter, da wo sie komplizierte physische Erscheinungen künstlerisch zu formen und zu analysieren sucht. Die wundervolle Vermählung eines seelischen Lebens mit der Schönheit einer gleich gestimmten und doch so verschieden sich offenbarenden Natur ist aber wohl nirgends sonst so gelungen wie in Büchners „Lenz".

Leonce und Lena

Die Stimmungen aus Büchners Sturm und Drang, die im „Lenz" einen tragisch-phantastischen Ausdruck gefunden, flackern in vielfach gebrochenen ironischen Lichtreflexen lustig-toll durch die bunte Welt seines Lustspiels „Leonce und Lena". Ein geheilter, geläuterter Melancholiker und Phantast, leichter und graziöser als der Held der Novelle, präsentiert sich Leonce als ein neues Spiegelbild seines Schöpfers. Es lockte Büchner von der freien heitern Höhe der Gesundung aus, von der er objektiv und lächelnd auf die Zeit des Weltschmerzes und der Verzweiflung herabblickte, das Tragikomische dieser Erlebnisse zum Vorwurf eines Lustspieles zu nehmen. Das Preisausschreiben, das der Cotta'sche Verlag 1836 für das beste Lustspiel erlassen hatte, gab den äußeren Anlaß. Auch hier galt, was Goethe in dem dafür maßgebenden Preisausschreiben von 1801 betont hatte, daß die reine Komödie, das lustige Lustspiel sich von aller Sentimentalität und sittlichen Rührung frei erhalten müsse, daß eine absolute moralische Gleichgiltigkeit in der Behandlung des Stoffes walten solle.

Derselben Anschauung huldigte ja Büchner. Wie er in dem ästhetischen Glaubensbekenntnis des „Lenz“ seine unbedingte Verehrung der Natur als Maxime aller Kunst aufstellte, so war ihm überhaupt jede Tendenz verhaßt. Für die platte Aufdringlichkeit der aktuellen Pointe und der empfindsamen Phrase konnte ihm der Zeitgenosse Raupach ein trauriges Beispiel geben, wie einst den Klassikern Iffland und Kotzebue. Er erklärt unbekümmert: „Ich zeichne meine Charaktere, wie ich sie der Natur und der Geschichte angemessen halte, und lache über die Leute, die mich für die Moralität und Immoralität derselben verantwortlich machen“. „Was noch die sogenannten Idealdichter betrifft“, meint er ein andermal, „so finde ich, daß sie fast nichts als Marionetten mit himmelblauen Nasen und affektiertem Pathos, aber nicht Menschen von Fleisch und Blut gegeben haben, deren Leid und Freude mich mitempfinden macht, und deren Tun und Handeln mir Abscheu und Bewunderung einflößt“. Das tief Erlebte, das Notwendige und Zwingende seines Schaffens fühlt man auch in „Leonce und Lena“ durch, wo in dem raschen Tanz der Worte und Antworten, in dem flink behenden Tempo der Szenen beständig Funken und Lichter aus seinen so spärlich erhaltenen Briefen aufsprühen, wo uns wieder in der Stimmung des Ganzen eine ganz eigenartige Gebärde, ein höchst persönlicher Wesenszug des Dichters entgegentritt.

Der weltschmerzlich müde Narr, der souveräne Fürst seiner Träume Leonce, das ist Büchner, reifer und froher geworden, wie er es einstmals als der traurig wilde Danton war, und Leonce ist nur der in einem stillen Weiher unter einem hellblauen Himmel sich spiegelnde Revolutionsheld, aus der blutdürstig aufgeregten Schreckenszeit ins spießbürgerlich romantische Biedermaiertum versetzt. Leonces Erweckung und Entfaltung aus versonnener Dumpfheit zur Tat durch die Liebe spiegelt Büchners eigenen inneren Werdegang in einem sanft gedämpften Licht. Solch schwärmerisch weltumarmende Hymnen, wie sie der Lustspielheld seiner endlich gefundenen Traumprinzessin

vorstammelt, hat der einundzwanzigjährige Büchner aus Gießen an die Braut geschrieben; der gleich trunkene, im All versinkende, sich aufopfernde Pantheismus betet hier wie in dem Aufschrei des Leonce vor seinem Selbstmordversuch. Der Wunsch nach „Pracht und Lust", die „Vorliebe für schöne Säle, Lichter und Menschen", die in Büchner lebten, steigern sich in seinem Helden zu einer Atmosphäre der überfeinerten Lebenskunst, einem Raffinement des Genusses, das in der Violetta-Szene fast pervers wirkt.

Aber nicht nur von dem irrenden Ritter der Liebe, sondern auch von seinem groben Gegenbild, dem wackeren Knappen Valerio, trägt Büchner so manches in sich. Ihm, dem leidenschaftlichen Naturforscher, war jene zynische materielle Weltauffassung wohl vertraut. Valerios begeisterte Lobrede auf die Faulheit findet ihren auch sonst wörtlich anklingenden Reflex in einem Brief Büchners an Gutzkow, in dem er „den subtilen Selbstmord durch Arbeit" von sich weist. (Vergl. „Leonce und Lena" I, 2: „Wer arbeitet, ist ein subtiler Selbstmörder".) Das wahre Amt des Humoristen, allen überstiegenen Idealismus durch das Korrelat einer nüchtern gesunden Verständigkeit zu ergänzen, war ihm recht eingeboren, und stets drängte es ihn, den Träumer aus seinen Wolkenhöhen gar derb auf die Erde fallen zu lassen. Welch eine starke komische Begabung Büchner besaß, erhellt z. B. aus einer köstlichen Briefstelle, aus Gießen vom 2. Juli 1834. Sie hat bereits ganz die Stimmung der Polizistenszene aus „Leonce und Lena", deren Druck die vorsichtige Zensur nicht gestattete. Auch diese lustige Parodie auf die hasenherzigen Diener des Gesetzes mag schon der Student in Gießen beobachtet haben; trat er ja damals mit der Polizei in nähere Berührung, als ihm lieb war! So zieht eigenes Erleben und Beobachten die goldenen Fäden durch das ganze luftig feine Gespinnst des Werkes, und doch haben fremde Vorbilder, literarische Anregungen einen nicht minder wichtigen Anteil an der Entstehung dieser scheinbar einfachen und doch in ihren Kunstmitteln so komplizierten Dichtung; ja

eine genauere Untersuchung dieser Einflüsse läßt eigentlich erst die hohe literarische Kultur, die Feinheit der Arbeit ins rechte Licht treten.

Mit Brentanos Lustspiel „Ponce de Leon“ hatte Büchners Werk das äußere Schicksal gemein, für ein Preisausschreiben verfaßt und von den Richtern refüsiert zu sein. Brentano war direkt sein Vorbild, wie das Preisausschreiben von 1801 das Vorbild für das Preisausschreiben von 1836 war. Die innere Entstehungsgeschichte ist nicht minder innig mit diesem Lustspiel verbunden. Brentanos Ehrgeiz war in seinem „Ponce“ darauf gerichtet, wie er selbst in der Vorerinnerung sagt, „das Komische und Edlere hauptsächlich in dem Mutwill unabhängiger, fröhlicher Menschen zu vereinigen“, und um diesen Mutwill als Element in ihnen vorauszusetzen, hatte er „ihre Sprache durchaus frei und mit sich selbst in jeder Hinsicht spielend gehalten.“ Der heitere Faschingston der romanischen Commedia dell'arte, in der die improvisierten Scherze und Wortspiele wie bunte Bälle hin- und herflogen, schwebte ihm vor; ein graziöses Meisterstück der koketten Plauderei als farbigen Abglanz einer reichen Lebenskunst wollte er schaffen in dem übermütig neckenden Dialog, in dem durcheinander wirbelnden Reigen der Antithesen. Doch die tolle Ueberfülle seiner Humore verwirrte die lichten luftigen Bilder; anstatt eleganter Klarheit der Causerie entstand nicht selten ein Chaos von Anspielungen und Arabesken; die tiefsinnig wunderliche, poetische Theorie der Romantik ward auf die Spitze getrieben und aus dem geträumten, schlank und schwebend hintänzelnden Maskenscherz ward eine schwerfällige, überladene Szenenfolge mit einzelnen unvergänglichen Schönheiten, die wie glänzende Flitter auf das buntgeflickte Kleid des Ganzen geheftet waren. Dem entarteten Sonntagskind der Romantik, dem „Ponce“, ist erst im Leonce ein ebenmäßig schöner edler Nachfahr geboren worden. Büchner hat die spielende Leichtigkeit der Sprache, die unirdische, lachend selige Traumsphäre, die Worte wie schimmernde Seifenblasen in die Luft steigen läßt, von Brentano übernommen; aber er hat seine

Fehler vermieden, seine Maßlosigkeit mit feinem Geschmack überwunden und zur Klarheit geläutert; er hat das Ideal einer romantischen Komödie erfüllt.

Besonnenen Mutwillen und überschäumende Lebensfülle verlangte Friedrich Schlegel von der Komödie; sie sollte wie die sokratische Ironie „das Heiligste mit dem Fröhlichen und Leichtfertigen verweben." Das romantische Mysterium von der unbeschränkten geistigen Freiheit des Genies erlebte in dem romantischen Ideal der Komödie seine Verwirklichung. Ironie und Witz, die beiden liebsten Kinder ihrer philosophischen Laune, konnten und sollten hier ein ewig heiteres Spiel entfalten. Der Begriff der Ironie umschloß ja in klarer Bewußtheit „die Stimmung, welche alles übersieht und und sich über alles Bedingte unendlich erhebt, auch über eigene Kunst, Tugend oder Genialität." Die Begebenheiten, die Menschen, kurz das ganze Spiel des Lebens sollte wirklich auch als Spiel genommen und dargestellt werden. „Kinder der Klugheit, o haltet die Narren eben zu Narren auch, wie sich's gehört!" In einer „transzendentalen Bouffonerie" entwickelt der echte Künstler seine Kräfte. Darum muß dem himmelstürmenden Don Quixote der erdenhafte Sancho Pansa beigesellt sein, damit sich ein allseitiges Bild der Welt darstelle und jene vollkommene dichterische Objektivität gewahrt werde, die aus der Höhe einer unendlich reichen Individualität und mit unerschöpflicher Fülle des Verständnisses die Dinge beobachtet. Die Komödie braucht sich ihrer alle Schranken durchbrechenden Fröhlichkeit nicht zu schämen. „Die höchste Regsamkeit des Lebens muß wirken, muß zerstören; findet sie nichts außer sich, so wendet sie sich zurück auf einen geliebten Gegenstand, auf sich selbst, ihr eigen Werk; sie verletzt dann, um zu reizen, ohne zu zerstören. Dieser charakteristische Zug des Lebens und der Freude wird in der Komödie noch überdem bedeutend durch die Beziehung auf die Freiheit". Aus überquellender Schöpfungslust und ungebundenstem Weltgefühl soll also das Lustspiel geboren werden.

Das muß sich auch in der Form ausdrücken.

Bei Shakespeare und Cervantes findet Fr. Schlegel diesen großen Witz der romantischen Poesie, der sich in wunderlich phantastischen „Spielgemälden“, in üppigen Arabesken mit all ihren Schnörkeln und Verzierungen auslebt. „Ja, diese künstliche Verwirrung diese reizende Symmetrie von Widersprüchen, dieser wunderbare, ewige Wechsel von Enthusiasmus und Ironie, der selbst in den kleinsten Gliedern des Ganzen lebt“, so orakelt er, „scheinen mir schon eine indirekte Mythologie zu sein; die Organisation ist dieselbe und gewiß ist die Arabeske die älteste und ursprünglichste Form der Phantasie“. Das Arabeskenhafte wird also die Idealform der Romantik; der Witz, das Wortspiel, die Pointe, all die unruhig blitzenden Ornamente des Stils, werden zu herrlichen Blüten im anmutigen Irrgarten der Poesie. Ansätze dazu sind schon in Sternes keckem Humor, in Jean Pauls „Grotesken“ zu finden. Doch der echte romantische Scherz taucht auf aus dem heiligen Urgrund der Liebe; er birgt einen großen Ernst in sich, läßt aus dem Verkehrten und Verrückten, dem Einfältigen und Dummen den naiven Tiefsinn hindurchschimmern. In der Arabeske wohnt dieser heitere „Geist der Liebe“; sie bietet dem flüchtigen, weichen, nur im Gefühl pulsierenden Leben der Menschheit die entsprechende, zwanglose, durchsichtige Form. So vermag das genial hinspielende Element der Arabeske die feinste Stimmungskunst zu entfalten, die die Dinge und Menschen mit weichem Schleier des Gefühls umhüllt und in eine Sphäre des ahndungsvollen Traums taucht.

Aus solchen und ähnlichen Gedankengängen und Theorieen ging das romantische Lustspiel hervor und besonders Brentano war Friedrich Schlegels getreuster Schüler. Der Witz ist das Lebenselement des „Ponce“, und zwar ist es der gesellige Wortwitz, das ausgelassen improvisierte Spielen, Hin- und Herwenden, Verdrehen und Verwirren, Anhäufen und Zerlegen der Worte. Der einfache Ausdruck einer Empfindung gilt diesem Stil als nicht poetisch; er muß umwunden sein von üppigstem Rankenwerk, in mannigfachsten Varia-

tionen und Fiorituren wiederklingen, in immer neuen Brechungen und Farbenspielen aufblitzen, kurz in jener von Friedrich Schlegel geforderten Arabeskenform erscheinen. Das wichtigste Vorbild für diese in deutscher Dichtung noch kaum versuchte Brillianz der Causerie findet Brentano in Shakespeares Narren- und Kavaliersszenen, die im euphuistischen Modeton gehalten sind.

Aug. Wilh. Schlegel waren die verzierten Blüten gelehrter Vergleiche und Kontraste in seiner Meisterverdeutschung besonders fein gelungen. Bei Brentano sprießen sie aber aus genialem Uebermut und virtuosem Formenspiel viel reicher und bunter hervor. Gustav Roethe hat ein sorgfältiges Inventar all der Wortkünsteleien im Ponce angelegt. Wir begegnen da den sinnlosen Verdrehungen von Fremdworten und Namen, der parodierenden Wiederaufnahme der letzten Worte aus der Rede des andern, dem tändelnden Anknüpfen an eine Redewendung, die sich nun in wunderlichen Nüanzierungen, Steigerungen und Abschwächungen leitmotivisch durch die ganze Replik schlingt und stets von Neuem beziehungsreich auftaucht. Ein Begriff wechselt plötzlich seine Bedeutung oder wird in das Gegenteil verkehrt; ein Kompositum wird in seine Bestandteile zerlegt und erhält nun einen ganz anderen Sinn. Widersprüche, scheinbare und wirkliche, werden gehäuft; die Sätze hüpfen bald gesittet, Hand in Hand im Parallelismus, nebeneinander her, bald verschränken sie sich kokett, vertauschen im Chiasmus die Glieder oder purzeln gar wirr durcheinander. Jetzt kichert hinter einer ernsthaften Bemerkung der Schalk in einem komischen Nebensinn; dann bringt eine pathetische Tirade sich mit einer grotesken Gebärde um alle Wirkung und ein lyrisch schwärmender Sehnsuchtsschrei stolpert über die eigene, versteckt auflachende Parodie.

Reimspiele und Sinnspiele schwirren wie aufflatternde Vögel durch die Gespräche. Mit einem einzigen Wort wird bisweilen ein direktes Ballspiel angestellt; immer wieder fliegt es von einem zum andern oder schnellt in derselben Rede stets

von neuem in die Höhe. Der Doppelsinn häuft sich und kreuzt sich; der Doppelklang klingelt mit anderen Klangwitzen närrisch hinterdrein. Das leichte Geplauder schwillt an zu einer festen Rhythmik, wogt in sanften Jamben auf und nieder, die ungebundene Rede mit warmem Blute durchpulsend, klopft immer stärker im schnellen Takt durch die Prosa und jubelt endlich hervor in schönen Liedern, die ganz notwendig aus dem Dialog hervorströmen. Die Leidenschaft drückt sich in verdoppelnden Rufen aus oder in kindlichen Anreden an tote Gegenstände. Absichtlich wird mißverstanden, falsch verstanden, nicht verstanden, nur damit die reizende Verwirrung andauere und verstärkt werde.

Die Personen des Lustspiels sind samt und sonders geschickte Taschenspieler und Jongleure, die mit Worten spielen wie mit Kugeln, sie auffangen, hin- und herwenden, in tausend Reflexen blitzen und schillern und dann plötzlich verschwinden lassen. Doch bald tauchen die so geschickt wegeskamotierten Wendungen wieder auf und überraschen noch einmal durch ihr irrlichterierendes Funkeln. So entsteht ein geistreich unwirklicher Konversationston, der in seiner gleichförmigen Verteilung unter alle Mitspielenden nur ganz leicht abgetönt ist und den Zuhörer in jene Traumempfindung wiegt, die Tieck vom Lustspiel verlangte. Die glühenden Schatten einer Lebensvision huschen vorüber; abgerissene Töne einer unendlichen Melodie, Klänge einer feinen geselligen Kultur verhallen an unserm Ohr. Aber es ist eben nur ein Schattenspiel, eine Maskerade, die in diesen Festen und Orgien des Worts sich äußert; das Herz selbst und das Leben, sie reden weniger geistreich und verworren, weniger einförmig und manieriert; klarer, einfacher, seelenvoller, mannigfaltiger . . .

Büchner hat aus dem Stil und der Wortkunst des Ponce das Bleibende, Wundervolle in der Form seines Dialoges verwertet; aber er hat die ganze Tonart geklärt und geläutert, die wuchernden Triebe beschnitten und seinem Werke eine graziöse Klarheit geliehen, ohne ihm das Traumhaft-Romantische, das Arabeskenhaft-Spielende zu nehmen. Wie sein Held Leonce schon im

Namen an Ponce anknüpft und sein pfiffiger Diener Valerio eine gewisse Verwandtschaft mit dem väterlichen Buffo der Brentano'schen Komödie bereits durch die Namensvetterschaft verrät, so kehren auch die Stilmittel und Sprachformen auf Schritt und Tritt wieder, jedoch viel geschmackvoller verwendet, bewußter verteilt.

Büchner hat aus dem überreichen Vorrat eine sorgsame, ganz selbständige Auswahl getroffen. Auch bei ihm ist das Wortspiel, häufig mit einem Doppelsinn und Sinnspiel verbunden, der Hauptschmuck der Rede. Aber während im Ponce sich alle Personen mit gleicher Unermüdlichkeit daran ergötzen, kommen die meisten dieser „Quibbles" in „Leonce und Lena" auf die Rechnung des witzigen Valerio. Der läßt denn wohl ganz in der Art Brentanos die Worte durcheinanderpurzeln, hetzt z. B. eine ganze Menge Komposita von „Kommen" (Einkommen, Aufkommen, Unterkommen, Auskommen, Abkommen, Fortkommen; vgl. „Herkommen" und „herkommen" Ponce I, 13) zu Tode, erzählt von seinem „läufigen Lebenslauf": „Mein Laufen hat im Laufe dieses Krieges mein Leben vor einem Lauf gerettet, der ein Loch in dasselbe machen wollte", spricht gleich darauf mit einem kühnen Bedeutungswandel von seinem „zehrenden Fieber", als er „ohne Zehrung" war. Auch Leonce verfällt im Gespräch mit ihm nicht selten in diesen Ton. Als ihm Valerio in einer Häufung subtiler Wortspiele von seiner „Erzeugung" und „Erziehung" berichtet, von den „Umständen" vermeldet, in die ihn „andere Umstände" versetzten, von den „Wochen", da seine Mutter in die „Wochen" kam und von dem „Empfangen" seiner „Empfängnis", antwortet er mit einer nicht minder virtuosen Abwandlung der Wortstämme „treffen" (betrifft, treffen, getroffen) und von „Druck" (drückt, Eindruck, Nachdruck), die direkt im Ponce ihre Analogie finden. Auch sonst hat Leonce noch einige Mal, aber viel seltener als Ponce, in seinem ironisch pointierten Sarkasmus gesuchte Wortspiele (so „treiben — auftreiben", „erwartet — warten".) Der Dritte, der eine komische Akrobatik mit Worten treibt, ist der groteske Schulmeister, der auf dem Wort „halten" eine klei-

ne Tonleiter spielt und „rührende Mittel" anwenden will, um „Rührung" zu erzeugen.

Dieses tändelnde Spielen und Necken mit Worten kehrt in der Szene, wo Leonce die zarte Rosetta verabschiedet, als ein bewußtes Stimmungsmittel wieder, so fein psychologisch und unaufdringlich zart verwendet, wie es Brentano nie gelungen. Die nervös und hastig hin- und zurückgeworfenen Repliken schlagen den zitternden, frivol wehmütigen Unterton der Szene an; Leonce spielt nicht nur unaufhörlich mit den Worten „Zeit" und „Liebe", sondern auch mit den Begriffen; er schlägt mit seinen leicht hingeplauderten Variationen über die Themen „Langweile", „Tod", „Leiche" zugleich dunkel geheime Akkorde des Gefühls an. Die blasierte Nonchalance eines mit Worten spielenden Witzes hat hier wirklich eine so melancholisch tiefe Beseelung erfahren, daß durch die äußere graziös kokette Form die melancholische Stimmung einer tiefen Seelentragik hindurchschimmert.

Fast alle Stilformen des Ponce sind so in „Leonce und Lena" verwendet. Die bei Brentano so beliebte dialogische Anknüpfung, in der eine Wendung in der Antwort tändelnd aufgenommen wird, kehrt wieder in Valerios Shakespearesierender Lobrede auf den Narren (I, 3), die komisch sinnlose Einleitung eines Gesprächs mit dem fingierten gravitätischen Abschluß einer Diskussion in der ersten Begegnung zwischen Leonce und Valerio. Die misverständliche Verdrehung des letzten Wortes einer Rede findet sich I, 5: „Valerio, gib den Herren das Geleite. — Valerio: das Geläute?" Auch die antithetische oder wortspielende Antwort kommt mehrmals vor: „Das ist eine schlagende Antwort. — Du bist eine geschlagene Antwort." (I, 5.) „Ihr steht für die Nüchternheit. — Ich kann vor Nüchternheit kaum stehen." (III, 2.) „Ich bin verloren. — Da wird niemand einen Verlust haben„. „Ist der Weg so lang? — Nein, der Weg zum Narrenhaus ist nicht so lang." (II, 1.) Die von Brentano so ermüdend gepflegte Verknüpfung und Verschränkung, Kreuzung und Kontrastierung der Worte und Sätze wendet Büchner sehr spar-

sam und sehr bezeichnend an. Die häufigste Form des „Ponce“, die einfache Form der Verdoppelung, die Roethe bei Brentano 110mal gezählt hat, vermeidet er völlig.

In eine holperige chiastische Verschnörkelung („sehr kriminalistische Verwickelung oder sehr verwickelte Kriminalität“) verheddert sich der eine der Polizisten, der auch in sinnlosen Häufungen eine imponierende Redeweise kundgibt (I, 2). In einer logisch spielerischen Aneinanderreihung von Worten gefällt sich der skeptische Leonce: „Wer arbeitet, ist ein Selbstmörder, ein Selbstmörder ist ein Verbrecher, ein Verbrecher ein Schuft. Also, wer arbeitet ist ein Schuft“. (I, 1) und Valerio hat eine ganz groteske, haarspaltende Kausalität, wenn er vom Gras, das der Ochse frißt, und vom Menschen, der den Ochsen frißt, (I, 1) oder von den sehr umständlichen Einwirkungen eines Flohs (I, 3) spricht. Doch stammen diese phantastischen und euphuistischen Logismen wohl eher aus dem Shakespeare als aus Brentano. Worthäufungen treten einige Male auf, ganz wenige scharfe Antithesen beleben den Dialog (z. B. „geistiger Tod im geistigen Leib“ II, 1). Auch eine ethymologische Wortzerlegung kommt vor in der Art der im Ponce beliebten. („offenherzig — offen bis zum Herzen.“ III, 3) Eine so üppige Verwirrung und Verschlingung der Worte, wie sie Brentano in den großen Reden des Ponce und auch sonst hat, veranstaltet Büchner nur einmal: im Anfang der langen Rede, mit der Valerio seine Automaten einführt. (III, 3) Die naiv innigen Anreden bei Brentano (z. B. „Du liebes Licht“) sind bei Büchner meist komisch von Valerio verwendet („werthestes Ungeziefer“ I, 1; „wertheste Ameisen“ I, 3; „Du liebes Pack“ II, 1; „lieber Rasen“ II, 4), einmal aber wundervoll rührend („Schöne Leiche“ II, 4) in jener Szene, die in ihren volksliederartigen Tönen die Todesstimmung beim Abschied der Rosetta hinüberklingen läßt in den Selbstmordversuch beim Anblick der Lena.

Eine gewisse Rolle spielt im „Ponce“ die Parodie, die z. B. Sprichwörter verdreht und ernste Bemerkun-

gen lustig nachäfft; sie ist von Büchner gewichtiger und konsequenter gehandhabt. Wir berühren hier bereits einen sehr bedeutsamen Weltanschauungsfaktor, der den Zeitgenossen des „jungen Deutschlands" von dem Dichter der romantischen Blütezeit unterscheidet. Büchner steht allem schwärmenden Idealismus viel objektiver gegenüber als Brentano; er ist in allem realistischer. Der „große Riese Faulheit", der in Ponce schläft, dem Fr. Schlegel in seiner „Lucinde" ein Loblied sang, entfesselt in seinem Helden nur einen „komischen Enthusiasmus" (I, 3) und die Phantasien von romantischen Heroen und Genies werden von Valerio in kindlich verhöhnendem Spiel vorexerziert (I, 5). Doch steckt noch so viel Romantik in Leonce, daß er dem alten Ideal des Taugenichtses und Müßiggängers nicht Valet sagt, mit Eichendorffscher Sehnsucht nach Italien ziehen und lieber „seine Demission als Mensch geben" will, als ein „nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft werden". Viel schärfer als bei Brentano ist auch bei ihm die Verspottung der platonisch traumhaften Liebe, mit der Ponce und Leonce eine noch nicht gekannte Schöne lieben. Bei Leonce ist diese Ausschweifung der Phantasie nur momentan; beim Ponce ist die ganze Entwicklung darauf gestellt. Bei Ponce erscheint dem Dichter dies unerlebte Schwärmen als notwendig und natürlich; bei Leonce spottet Valerio derb über diese „Kartenkönigsliebe".

Ueberhaupt steht Büchner die Kunst eines realistisch anschaulichen Vergleichs in ganz anderer Kraft und Meisterschaft zu Gebote wie seinem romantischen Vorbild. „Mich friert, als sollte ich in Nankinghosen Schlittschuh laufen", heißt es bei ihm (I, 5) und dann das greifbar deutliche Bild, in dem sich Valerio seinen heillos verliebten, närrisch gewordenen Herren vorstellt: „Ich sehe ihn schon auf einer breiten Allee dahin (auf dem Weg nach dem Narrenhause), an einem eiskalten Wintertage, den Hut unter dem Arm, wie er sich in die langen Schatten unter die kahlen Bäume stellt und mit dem Schnupftuch fächelt". Die ganze Gestalt des Valerio atmet derbstes Behagen am Natürlichen und

steht als ein Menschenbild voller Blut und Leben neben den blassen Schemen der Brentanoschen Komödienwelt. So sind denn auch die Zweideutigkeiten und Derbheiten, die im Ponce kaum vorkommen, bei Büchner sehr viel häufiger, ja die Zensur mag bei der ersten Veröffentlichung im Jahre 1850 noch manche gestrichen haben. So reichlich mit Zoten ausgestattet wie der „Danton" war „Leonce und Lena" freilich nie, aber der Mediziner verleugnet sich nirgends; so wenn er die rote Trinkernase Valerios poetisch aus der Wiese herverblühen und Bienen und Schmetterlinge sich darauf wiegen läßt, wie auf einer Rose, wenn er dem duftig zarten Hofstaat der Titania einen „Leibmedicus Cantharide" zugesellt, der mit seinem einst vom Marquis de Sade mit Vorliebe verwendeten Stimulanzmittel zu einem Erbprinzen verhelfen soll, wenn sein Held sich wie „unter einer Luftpumpe sitzend" vorkommt, wenn er dem Heroismus „abscheuliches Fuseln" und „Lazarethfieber" andichtet und alle Alexander- und Napoleons-Romantik zum Teufel schickt.

Heines pikante Witzelei nimmt er voraus, wenn er bei den ausgeschnittenen Hofdamen auf die „Dardanellen und das Marmormeer" hinweist und der Kleiderwitz, der in der Schneiderszene des Ponce angedeutet ist, wächst sich bei seinem philosophierenden König Peter schon zu einem absurden Tiefsinn aus, der in Carlyles „Sartor resartus" waltet. In dem Unterstreichen markanter Gebärden war auch Brentano vorangegangen. Büchner gibt ganz wenige, aber unvergeßliche Gesten: Sein König Peter, der stets, wenn er denkt, den Finger an die Nase legt, sein verlegener Präsident, der beständig mit den Fingern schnipst, sein Leonce, der aus Langerweile die Beine auseinanderspreizt, während er Audienz erteilt. Eine stilisierende Kraft der Zeichnung mit knappen Strichen liegt in diesen wenigen Angaben, die Brentanos langatmige Anweisungen weit übertreffen.

Büchner spielt also, wie wir nun des Längeren gezeigt haben, auf dem Instrumente weiter, das Brentano geschaffen; aber er meistert es unvergleichlich sicherer,

er wendet es überlegter an. Im Ponce reden alle Personen die nämliche, geistreiche, gezierte Sprache; über alle fünf Akte hin breitet sich der gleiche schimmernde Schein der unruhigen Geistesblitze; ein einziges Stilmittel ist völlig erschöpft. In „Leonce und Lena" ist ein sehr fein empfundener Wechsel der Tonart zu bemerken. Fast nur in den Gesprächen zwischen dem Herrn und Diener herrscht der ironisch witzelnde Ton; zart und gehalten klingt er wohl noch an in der Rosetta-Szene, wo er der lyrisch klagenden, wehmütig singenden Melodie den spröden Klang eines zersprungenen Glases verleiht; er verhallt völlig in den Szenen, die um Prinzessin Lena gruppiert sind, zittert kaum in der großen Liebessterbeszene und wagt sich erst im Schlußakt, in den Rüpelszenen mit dem Schulmeister und nachher, wieder stärker hervor. Hier sind die vieldeutigen Geschenke der romantischen Form, Scherz, Satire und Ironie, deren „tiefere Bedeutung" Grabbes genial brutales Lustspiel so völlig verkannt hatte, wirklich in bewußter Nüanzierung, mit unfehlbarem Geschmack verwendet. Sie verweben sich mit dem Ton weltschmerzlicher Blasiertheit, der die Eingangsszenen beherrscht, verschmelzen mit dem melancholischen Volksliedton der verschmähten Liebe und hallen dann nur noch leise herein in die lyrischen Traumphantasien. Was bei Brentano noch äußerer Aufputz und zugleich wichtigstes Wesenselement war, hier ist es beseelte Form und notwendiger Hintergrund eines reichen dichterischen Erlebens geworden.

Wie die Liebe einen närrischen Träumer zum wahren Menschen macht, das ist die Grundidee der Brentanoschen Komödie. Er mochte des schönen Glaubens leben, daß seine Leidenschaft für Sophie Mereau diese wundersame Wandlung vollbringen werde; die Briefe an Sophie, die erst kürzlich veröffentlicht worden sind, lassen das Erlebte dieses Ponce-Tons noch deutlicher hervortreten. Die Anklänge, nach denen man in Büchners Entwicklung eine ähnliche Stimmung vermuten könnte, sind viel leiser und unsicherer. Er war keine romantische Dämmerungsseele, die ihren Halt an einem schwachen Frau-

enherzen suchen mußte, und seine Liebe zur Braut, die er durch die Jahre seines bewußten Seins als festen Leitstern empfand, hat etwas Männlich-Sicheres, einen Zug notwendiger Bestimmtheit. Dennoch hat er wie jedes Genie, dessen überschüssige Kräfte nach sinnvoller Verwendung und Verwertung ringen, die Stunden bitteren Weltekels, tiefster Verzweiflung und ironischer Menschenverachtung bis zur Neige durchgekostet. Das spiegeln seine Briefe, besonders die der Gießener Zeit, wieder. Er hatte damals — das klingt z. B. aus dem Urteil Carl Vogts deutlich durch — die altkluge blasierte Hochmütigkeit seines Leonce in seinem Wesen, ein unausgeglichenes Besserwissenwollen, das jedem wunderlich und barock erscheinen mußte, der von der Größe seiner Begabung nichts ahnte. Von solchen Schwankungen des Temperaments hat er sich dann in der Stetigkeit seines Liebesgefühls befreit.

So sind es wohl erlebte Elemente, die die Entwickelung seines Helden, die Handlung des Lustspiels bedingen, aber im Einzelnen hat er doch die Motive des Ponce übernommen und umgeformt. Leonce ist wie Ponce ein tatlos träger, übermütiger Genieprinz, der erst durch eine große Liebe sich selbst und damit sein Königreich findet. Shakespeares unsterblicher Prinz Heinz grüßt beide von fern als ihr heldenhaft größerer Geistesfreund. Beide jagen in den Spielen ihrer müßigen Phantasie einem Idealbild nach, das ihnen die Wirklichkeit dann herrlicher darbietet; beide erwachen sie aus ihrer unirdischen Schwärmerei zu Taten- und Lebenslust. Aber während der im Irrgarten der Liebe herumtaumelnde, romantische Kavalier von einer recht inhaltlosen Traurigkeit leise umschattet ist und sein Lebensüberdruß sich in Maskeraden und Visionen entlädt, sind blasierter Pessimismus und bizarre Weltverachtung in Leonce mit starken Farben gemalt. Wohl hatte Tieck im William Lowell schon ähnlich grelle Dissonanzen barocker Lebensverneinung angeschlagen, aber in ihrer tiefen tragischen Wahrheit brachte erst Lord Byron diese Note einer weltmännisch müden Freudlosigkeit in die Dichtung.

Mussets Rolla steigert sie zu einer lyrisch erschütternden Höhe. Büchner war ein Verehrer Mussets, der ihm als der reinste Dichter unter den französischen Romantikern galt; in den höhnisch bittern Selbstgesprächen des Leonce sind denn auch einige Einflüsse des Rolla zu verspüren, wie andererseits in der Gestalt und dem Liede der Rosetta graziöse Lichter Mussetscher Liebeslyrik aufblitzen. Doch ist es vorwiegend der Geist Byrons, der in Leonces Melancholie spukt, freilich alles Unheimlich-Düsteren, Lordhaft-Ritterlichen entkleidet, verklärt durch die gemütvolle Anmut der Biedermaierzeit. Es ist die Müdigkeit, die tatenlose Beschaulichkeit der Restauration, die Leonce im Blute liegt, von der er sich befreit.

Das dürre stelzbeinige Gespenst der Langeweile, dem damals ganz Deutschland zu entlaufen strebte in der Theatermanie, in den Weltfahrten eines Pückler-Muskau, in den Herzensodysseen emanzipierter Romane, reckt sich groß und drohend auf, gleich in den Eingangswor-des armen Leonce, der seinen Tag damit verbringt, 365mal auf denselben Stein zu spucken. Seine beweglichen Tiraden auf die Langeweile haben ihren Vorklang bei Brentano, wie auch sein blasierter Ton in der tollen Zusammenstellung der bizarrsten und heterogensten Dinge in der Rede des Porporino (Ponce I, 9 Ende) bereits angedeutet ist. Doch wieviel stärker drängt sich bei Büchner diese komische Qual des Nichtstuns, in der Eichendorff die Poesie seines Taugenichtses fand, hervor! Leonce hat sich so ganz versenkt in die bittersüße Beschäftigung des Müßiganges, daß er auch in Rosetta nur seine Langeweile liebt. „Komm, liebe Langeweile“, sagt er zu ihr, „Deine Küsse sind ein wollüstiges Gähnen“. (Die wundervolle Umformung einer Ponce-Stelle: „Wer sich aus Langerweile sehnt, Mit offnem Maul nach Sehnsucht gähnt“ I, 18.)

So ist denn auch seine Stellung zu Rosetta psychologisch tiefer und wahrer als die Ponces zu Valeria. Beidemal soll ein Vor- oder Durchgangsstadium als Präludium der großen echten Liebe geschildert werden. Ponce aber macht sich von Anfang an garnichts aus der niedlichen

Valeria, die in ihn vernarrt ist; Leonce ist seines Liebchens Rosetta, die ihm manch einsames Fest durchkosten half, überdrüssig geworden. Wie spielerisch sind nun die Neckereien unter Liebkosungen und Tränen zwischen Ponce und Valeria, wenn der Geliebte dem verschmähten Mädchen die Tränen von den Augen küßt! Wie grausam wahr ist dagegen das kalte Genießen einer erloschnen Liebe, wenn Leonce sich an den Tränen Rosettas erfreut und diese schneidenden Diamanten des zerquälten Herzens bewundert. Ein schauriger Ton wollüstiger Leichenphantasie, wie er sonst nur im Volkslied sich äußert, breitet sich nun über die Szene, in die wie unterdrücktes Schluchzen die Abschiedsstrophe der Rosetta hineinbebt. Der diese Ballade vollendende Monolog Leonces starrt mit entsetzlicher Verzweiflung ins Nichts: „Mein Kopf ist ein leerer Tanzsaal, einige verwelkte Rosen und zerknitterte Bänder auf dem Boden, geborstene Violinen in der Ecke, die letzten Tänzer haben die Masken abgenommen und sehen mit totmüden Augen einander an". Alfred Kerr hat dazu auf eine Parallelstelle in Brentanos Roman „Godwi" hingewiesen. Dem Helden erscheint sein Kopf wie „ein Redoutensaal", seine Jugendpläne „hatten die Masken in den Händen, weinten aus den trüben erhitzten Augen Abspannungstränen und guckten sich an . . ." Die Gestalt der Rosetta erinnert überhaupt an die sinnlich zarten und zierlich üppigen Frauen des Godwi, an Violetta und Annunciata, aus deren Sphäre schon die Marion des „Danton" herausgetreten war.

Der grelle Glanz dieser Rosetta-Szene, in der leise Festmusik, das Flimmern der Kerzen und der klappernde Rhythmus tanzender Schuhe sich mit der Erotik seltsam gequälter, grimmig bitterer Bilder und dem perversen Auskosten einer verwesenden Liebe vereinen, wirft seinen Schatten bis in die Szene des Selbstmordversuches, den Leonce in der ekstatischen Verzückung seines Liebesrausches begehen will. Die Stimmungen von Tod und Leichen umfangen ihn wieder in der linden Mondnacht, da er Lena auf dem Rasen sitzen sieht. Sie hallen weich und fein, nicht mehr fratzenhaft und

schrill, wie verhauchende Melodien und weben aus Worten einen weißen Nebelschleier. Die zermürbte, zerquälte Seele mag soviel Seligkeit der Liebe und der Nacht nicht ertragen und weiht sich mit einem Jubelhymnus dem All, — um vom nüchternen Valerio der Erde und dem Leben wiedergeschenkt zu werden. Ponce faßt in den Szenen, in denen sich verwandte Stimmungen regen, nur den Entschluß, seine Heimat zu verlassen und als Soldat Dienste zu nehmen. Ein so starker Gegensatz zwischen höchstem lyrischen Ueberschwang und derbster Selbstverhöhnung, wie er bei diesem Selbstmordversuch Leonces zusammenprallt, wird in Brentanos Komödie nie gewagt. Dort ist auch eine so konsequente Kontrastierung zweier Charaktere wie in Leonce und Valerio nicht festgehalten; bald ist der alte Valerio, bald Ponces Freund Aquilar der Widerpart des Helden. Bei Büchner führt Valerio, der sich auch die Verfressenheit von dem dicken Pfeifer aneignet, die Rolle dieser beiden konsequent durch; als ein neuer Sancho Pansa ist er seinem Herrn stets getreu zur Seite und übernimmt auch die Einleitung und Lösung der Intrigue.

Bei Brentano ist die Verwickelung und glückliche Entwirrung der Handlung sehr breit und kompliziert angelegt: zwei Liebhaber, die nach dem Schloß zweier Mädchen ziehen, zwei bewachende Tanten, ein drittes Liebespaar dazwischenspielend und ein viertes auf der Flucht sich mit ihnen vereinend; außerdem Verkleidungen und Verwechslungen, Spiegelfechtereien und Komödien in der Komödie. Motive des italienischen Maskenspiels, der spanischen Intrigenkomödie, der alten Fastnachtsposse sind gehäuft und verknüpft. Büchner behält nur die großen Linien der Entwickelung bei. Wie Brentano baut er seinen letzten Akt auf einer großen Erwartungs- und Festszene auf. Ein paar eingeschobene Volksszenen (bei Brentano sind es Musikanten: Brentanos Alonzo und Büchners Schulmeister!) in der Art Shakespeare'scher Rüpelspiele geben die retardierenden Momente; unterdessen wird alles auf das Erscheinen des glücklichen Paares hingelenkt, das sich in einer recht romantischen Vermummung (wie der Sarmiento im

Ponce, wie die Figuren Jean Pauls und E. T. A. Hoffmanns) als Automaten einführt.

Eine solche auf eine Pointe zugespitzte Lösung mit Maskeraden und verstelltem Spiel war übrigens in Shakespeares „Love's Labour lost" schon gegeben, einem Werk, dem Büchner bei seinen Lenz-Studien besondere Aufmerksamkeit zuwenden mußte. Lenz hatte nämlich das Stück unter dem Titel „Amor vincit omnia" übersetzt und Büchner war es in Tiecks Ausgabe sicher bekannt geworden. In „Love's Labour lost" nun entfaltet sich wohl am reichsten unter allen Stücken Shakespeares das Leuchtfeuerwerk der Redespiele, der Witze und Spracheraltationen, der gedrechselten Komplimente und sinnreichen Anspielungen. Lenz hat gerade diese Seite des Stückes in seiner Uebersetzung am besten wiedergegeben und so als erster in Deutschland — denn Wieland hatte solche Dinge wenig berücksichtigt — den Reiz dieses preziösen koketten Stils festgehalten. Bei Lenz fand Büchner auch die kluge Bemerkung über das Wortspiel: „Ja, wenn solche „trifles light as air" von einem Shakespeare behandelt werden! Aber wenn die Intrigue das Wesen des Stückes ausmacht und die Verwirrung besteht in einem Wort, so ist das ganze Stück soviel wert — als ein Wortspiel. Woher aber diese schimmernde Anmut? Der Witz eines Shakespeare erschöpft sich nie, und hätt er noch so viel Schauspiele geschrieben."

Ein Hauch der sprühenden Laune des großen Will, seines Uebermaßes an Geistesreichigkeiten und Extravaganzen, dieser ausgelassenen Tollheit des verliebten Hirns lebte in Lenzens Spiegelung auf. In manchem wird hier der Stil von „Leonce und Lena" vorgedeutet, in den Antithesen des Narren Costard (z. B. „ich bin fest genug, wenn ich los bin") der Stil Valerios, in Birons galanten Ironien der Leonces, in den kokett neckenden Dialogen Birons und Rosalinens die erste Zwiesprache Leonces und Lenas. Daß Büchner auch ein eifriger Leser des Schlegel'schen Shakespeare war, würde schon das Motto vor dem ersten Akt aus „Wie es Euch gefällt"

(IV, 7.) vermuten lassen. Aber nicht nur die Klagen des melancholisch närrischen Jaques klingen an, sondern auch die traurige Narrenlyrik aus „Was ihr wollt", der selbstquälerische Witz des „Hamlet" und die Elfenro-romantik des „Sommernachtstraumes." Aus Shake-speares „Wintermärchen" und dem letzten Akt des „Kaufmann" ist das wunderbar innige, von der Besee-lung der kleinsten Pflanze zu pantheistischer Weltenliebe aufsteigende Naturgefühl geboren, das die Lena-Szenen mit sinnberückendem Wohllaut erfüllt. Hier ist die gleiche Wärme der Empfindung und die Fülle der Gesichte, die die Einleitung der Prosadichtung „Lenz" zu einer der schönsten Naturhymnen in deutscher Spra-che macht.

Büchner hat seiner Lena auch eine komische Anta-gonistin beigegeben, die Gouvernante, die den steif ze-remoniösen Ton der Tante Juaña aus dem Ponce auf-nimmt. Doch die weihevolle Andacht und mädchenhafte Schöne, die von dieser in einer rosa Wolka sanft ver-schwebenden Gestalt ausgeht, läßt auch die wirklich-keitsfrohere Duenna verblassen. So ist sie gleichsam zum Symbol der altgewordenen Romantik geworden mit ihrer spitzen Nase, ihrer Vorliebe für Entführungen, Klöster und Schäfer, ihrer Seeligpreisung des endlich gefundenen irrenden Königssohnes; eine Parodie auf alle Weltfremdheit und Wirklichkeitsscheu!

Die eigenartigste Färbung verleihen Büchners Lustspiel sein warmes soziales Gefühl, die starke Zeitstimmung und der satirisch politische Einschlag. Davon findet sich nichts in Brentanos Komödie; die spielt in einem recht romantisch zugestutzten Spanien, in einem lufti-gen Wolkenkuckucksheim. Büchners „Leonce und Lena" aber könnte man ruhig in seinem Vaterland Hessen-Darmstadt lokalisieren, wollte man für sein Königreich Popo ein reales Vorbild suchen. Nicht daß dieses rei-ne Kunstgebilde eine aufdringliche Tendenz, ja über-haupt nur eine spezielle Absicht störte! Nach dem re-volutionären Donner, in dem der jugendliche Dichter mit dem Pamphlet des „Hessischen Landboten" und in „Dantons Tod" einhergefahren war, kam er nun im

sanften Wehen poetischer Frühlingslüfte. Anders als die meisten seiner dichtenden Zeitgenossen hatte er sich von dem Staube der Gegenwart befreit und dem „Liede der Partei" Valet gesagt. Gleichwohl ist der Hintergrund seines satirischen Komödienstaates mit ganz anders sicheren und realistischen Strichen gezeichnet als bei früheren Lustspieldichtern.

Das Vorbild und eigentlich auch den einzigen dramatischen Vergleich — denn Ansätze einer deutschen politischen Komödie haben sich erst um 1848 geregt — bot Tiecks Märchenspiel vom „gestiefelten Kater" und die Fortsetzung vom „Prinzen Zerbino". Daneben kann freilich auch an die geniale Serenissimusstimmung in E. T. A. Hoffmanns „Kater Murr" erinnert werden. Tieck hatte die satyrische Umrahmung für seine märchenhaften Spiele dem Venetianer Gozzi abgelernt, der dem ernsthaft pathetischen, nach Ehre und Größe strebenden Kothurn Alfieris die phantastisch leichte, derbe Heiterkeit seiner „Fiabe teatrale" gegenüberstellte. Büchner mag Gozzi bei seinen italienischen Sprachstudien oder auch in der Uebersetzung von Werthes kennen gelernt haben; jedenfalls spielt er auf den Gegensatz der heldenhaften Römertragödie mit ihren hohlen Idealen und des burlesken Scherzspieles, das unter der komischen Maske wichtigere Probleme des realen Lebens berührt, in der „Vorrede" an, die er seinem Lustspiel vorangestellt: Alfieri: „E la Fama?" Gozzi: „E la Fame?" „Und der Ruhm?" so wird stets der rhetorische Trauerspieldichter fragen, und stets wird der dem Menschentreiben und seinen Motiven zugewandte Komödiendichter die Gegenfrage stellen: „Und der Hunger?"

„Und der Hunger?" das war die große Schicksalsfrage, die Georg Büchner immer wieder an den Sinn des Weltlaufes gerichtet hat; bald wild drohend und in verzweifelter Anklage, bald leise lächelnd und mit bitterm Humor. Ein tiefes Mitgefühl mit den Armen und Unterdrückten, den Erniedrigten und Beleidigten trieb ihn der revolutionären Bewegung in die Arme, obwohl sein skeptischer, scharf beobachtender Geist schon

vorher die ganze Komödie des politischen Treibens und der Freiheitsbegeisterung verspottet hatte. Nach seiner Flucht aus Darmstadt überzeugte er sich dann wieder, „daß Nichts zu tun ist, und daß Jeder, der im Augenblick sich aufopfert, seine Haut wie ein Narr zu Markte trägt". (Straßburg, Juli 1835.) Und doch greift ihm menschliches Elend gewaltig ans Herz: „Ich komme vom Christkindelsmarkt, überall Haufen zerlumpter, frierender Kinder, die mit aufgerissenen Augen und traurigen Gesichtern vor den Herrlichkeiten aus Wasser und Mehl, Dreck und Goldpapier standen. Der Gedanke, daß für die meisten Menschen auch die armseligsten Genüsse und Freuden unerreichbare Kostbarkeiten sind, machte mich sehr bitter". (Straßburg, 1. Januar 1836.) Aus solcher Stimmung ist die Szene der Vivat schreienden Bauern entstanden, die bei Serenissimi allerhöchster Hochzeitsfeier die bestellte und sorgsam eingebläute Untertanenbegeisterung markieren müssen und dafür wenigstens einmal im Leben den Bratenduft aus der landesherrlichen Küche riechen dürfen.

Satire auf die deutsche Kleinstaaterei und die menschlich allzumenschlichen Herrscher hatte Tieck in typisch harmloser Form gegeben. Sein verfressener dummer König aus dem „gestiefelten Kater", der so gerne von Millionen und Trillionen hört, weil er „daran zu denken" hat, erhält in dem guten Gottlieb aus dem „Prinzen Zerbino" einen würdigen Nachfolger. Büchners philosophischer König Peter steht dem König Gottlieb mit nichts in der Karrikatur nach, aber er ist viel lebendiger in seiner stets sinnierenden Zerstreutheit mit dem ewigen „Knopf im Schnupftuch". Er hat etwas Patriarchalisches, wenn er mit seinem getreuen Echo, dem Staatsrat, verkehrt, gerade wie der hessische Großherzog Ludwig II., den Büchner einmal in einem Briefe höchst respektwidrig den „ersten Ritter vom doppelten Mopsorden" nennt. Auch den Hohn auf die Duodezstaaten („wir sind schon durch ein Dutzend Fürstentümer, durch ein halbes Dutzend Großherzogtümer und durch ein paar Königreiche gelaufen, und das in der größten Ue-

bereilung in einem halben Tag" usw.) brauchte Büchner nicht von Tieck zu lernen, sondern das Großherzogtum Hessen war ihm das beste Beispiel, da es in lauter kleine Stücke zerstreut und zerflickt war; in der Frankfurter Gegend stieß es mit vier anderen Staaten zusammen und genoß die Gunst aller Strolche und Vagabunden, die stets über der Grenze und dann wieder gleich im Lande drin sein konnten (vgl. Treitschke II, 378).

Die fein angedeutete Zeitstimmung gipfelt dann endlich in dem Finale in der phantastischen Vision Leonces, der sich aus seinem Ländchen ein künstliches Italien mit Brennspiegeln „destillieren" will, und in der humoristischen Verkündigung des Zukunftsstaates durch Valerio, der in das Land der Lazzaroni und Makkaroni seine selige Utopie vom Schlaraffenland überträgt. Schon im ersten Akt war an bedeutungsvoller Stelle eine glühende Schilderung südlicher Herrlichkeit aufgetaucht, ein Sehnsuchtsruf nach Italien, wie ihn die Romantiker so oft hatten ertönen lassen, wie ihn auch der Camille Desmoulins des „Danton" begeistert ausstößt. Büchners Italienschwärmerei erinnert in ihrer unwirklichen Traumhelle am stärksten an die Jean Pauls im „Titan" und sie schlägt in ihrer künstlichen Steigerung ins Groteske um, wenn Leonce die „artifiziellen Paradiese" Ischias und Capris mit der komischen Puppenwürde seines Duodezstaates vereinen will. Romantischer Klassizismus und Serenissimus-Stimmung fließen hier zusammen zu einem echten Biedermaier-Ideale.

Dieses zarte Biedermaier-Element, das die ganze Komödie mit einem schwachen Dufte durchdringt, verleiht für uns heute dem so schön und rein geformten Spiel von „Leonce und Lena" noch einen besonderen Reiz. Wir müssen uns den Heiden vorstellen im flaschengrünen langschößigen Frack, eng in der Taille anliegend und dann weit sich bauschend, die weltschmerzlichen Bartkoteletten verschwindend unter den hohen Vatermördern; aus der weitausgeschnittenen Weste blickt das feine Jabot heraus, über dem genial ungezwungen

eine lose Schleife flattert. In den weiten violettgestreiften Beinkleidern, die nach unten enger sich um den Fuß schließen, stecken tief die Hände zugleich mit dem kleinen Modestöckchen. Der breitrandige hohe Zylinder nickt gelangweilt und gravitätisch mit der ganzen Gestalt; lässig und müde flattern die Frackschöße, und wenn der auf dem Boden sitzende Held die langen Beine von sich spreizt, scheint sich in jedem der breiten Hosenstreifen die komische Verzweiflung auszurecken. Der schlanken Lena aber wird ein blaßblaues luftiges Kleid gut stehen mit einem sparsam verstreuten Blümchenmuster; der Reifrock wölbt sich nur ganz wenig um die zierliche Gestalt; auch die breiten Aermelpuffen sind erst angedeutet, laden noch nicht zu „Gigots" aus; und unter dem fußfreien runden Kleid erscheinen die tief ausgeschnittenen Schuhe, mit den vollen gepufften Rosen geschmückt; breite Bänder und leichte Schleifen umflattern sie überall wie Frühlingslüfte; über das süße bleiche Gesicht fallen die schweren Locken in vollen duftenden Wellen ....

Es ist eine solche gezierte Grazie, eine verschämte Sinnlichkeit, eine eckige Koketterie in den Gestalten und dem Stil des Lustspiels, daß man den feinsten Ausdruck der Biedermaier-Kultur darin wiederfindet. Was die Krüger und Waldmüller an stillen Mädchenblüten erträumt, was die Schwind und Spitzweg an luftig farbigen Spielen des Humors ersonnen, was ein Kerstnig oder Peter Schwingen an sauberen Interieurs gemalt, — all das, die Seele dieser verträumt-spießbürgerlichen, phantastisch-nüchternen, anmutig-unbeholfenen Epoche lebt im „Leonce und Lena".

Das weitere Geschick des kleinen Meisterwerkes, die Geschichte seines Fortlebens ist ein kurzes Kapitel. Karl Gutzkow, dem die Braut Büchners seine Manuskripte für eine später nicht zustande gekommene Ausgabe seiner nachgelassenen Schriften übergab, fand in dem Lustspiel „Büchners feinen Geist wieder", meinte aber, es enthielte Dinge, „die im Druck gemildert oder besser ganz übergangen werden". Doch scheint der so wenig geschmackvolle und künstlerisch unentwickelte Gutzkow,

der damals schon der handfesten Theatralik seiner vielgespielten Dramen zustrebte, die feineren Reize der Komödie nicht recht gewürdigt zu haben. „Leonce und Lena“ schien ihm „nur flüchtig gearbeitet, ein wenig zu schnell hingeworfen, und würde als Ganzes selbst seine Freunde nicht befriedigt haben“. Daher druckte er in den Mainummern seines „Telegrafen“ von 1839 nur Bruchstücke aus dem Werke. Der erste Druck des ganzen Stückes erfolgte in der von Ludwig Büchner veranstalteten Ausgabe von 1850; auch hier müssen einzelne Stellen, wie das schon Gutzkow verlangte, aus Zensurrücksichten fortgeblieben sein, denn K. E. Franzos konnte in seiner kritischen Ausgabe, der wir uns in unserer Textgestaltung anschließen, einige Szenen aus einer Abschrift von Büchners Hand hinzufügen, die sich in dem Druck von 1850 nicht fanden. Daß die Originalfassung im zweiten und dritten Akt ebenfalls Szenen enthielt, die Ludwig Büchner nicht druckte, scheint daraus hervorzugehen, daß die beiden letzten Akte, besonders der dritte, unverhältnismäßig viel kürzer sind als der erste, und daß eine gewisse Ungleichförmigkeit der Szenenführung im zweiten und dritten Akte bemerkbar ist. Manchmal möchte man direkt Nähte und Risse aufzeigen, doch kommt man über Vermutungen nicht heraus.

„Leonce und Lena“ hat auch nach seiner Drucklegung nur im Verborgenen geblüht. Als Büchner in der naturalistischen Periode unserer modernen Literatur eine kurze Auferstehung feierte, blieb er der Dichter des „Danton“, der er bei Lebzeiten gewesen. Sein Lustspiel ist noch heute in den Literaturgeschichten selten erwähnt, kaum gekannt. In München ist es einmal in dem „Intimen Theater“, unter Max Halbes Leitung, in kleinem Kreise stimmungsvoll inszeniert, aufgeführt worden; aber diese Veranstaltung, aus Freude am Dichterischen, aus einem Gefühl verwandten Sehens geboren, trug doch einen zu improvisatorischen Charakter, um weiter wirken zu können. Noch heute weiß man nur von dem kraftvollen Realisten Büchner; den feinen romantischen Stilisten hat man darüber ver-

gessen, wenn man überhaupt je etwas von ihm gewußt ....

Wozzeck

Das dritte dichterische Werk, das während des zweiten Straßburger Aufenthaltes entstand und wenigstens in seinen wichtigsten Teilen niedergeschrieben wurde, ist der „Wozzeck", in dem Büchner nach seiner historischen Tragödie „Danton" ein bürgerliches Trauerspiel schaffen wollte. Der Fortschritt in der Reife der Gestaltung und der Sicherheit der Technik ist gewaltig; überall empfindet man eine ganz anders überlegte Anordnung, eine schärfere Herausarbeitung des Wesentlichen als bei dem ersten Versuch. Die folgerichtige Entwickelung einer dramatischen Handlung in vorbereitender Begründung, stimmungsreicher Einführung und steter Steigerung, das zielbewußte Gipfeln in einem tragischen Höhepunkt, all das, was im Danton kaum versucht, jedenfalls ungenügend gekonnt war, ist hier mit den einfachsten Mitteln genial erreicht. Freilich wie die Vollendung des „Danton" das hastige Fertigmachen, das notgedrungene Abschließen in wenigen Wochen verhinderte, so ist auch dem „Wozzeck" keine reine Ausformung nach den Plänen des Dichters gegönnt worden. Als kaum die Grundlinien der Handlung festgelegt, kaum die Hauptszenen notdürftig ausgeführt waren, als gerade erst die ordnende, bessernde, künstlerisch durchbildende Tätigkeit begonnen hatte, ward Büchner seinem Schaffen durch den Tod entrissen. Obgleich das Werk also ein Torso geblieben ist, läßt es dennoch die Schönheit und Feinheit seiner Anlage und Bildung in jeder Szene, in jedem Charakter erkennen; ja, auch der Aufbau, von Büchner selbst noch nicht völlig zusammengefügt, verrät bei einer sorgfältigen Anordnung der lose aneinandergereihten Szenen seine kraftvolle Gliederung.

Wir versuchen im Folgenden zunächst, uns aus den erhaltenen Teilen den Gang der Handlung so zu rekonstruieren, wie er Büchner vorgeschwebt haben mag. Haben wir erst einmal versucht, das Geschäft des Produzierens und genetischen Nachschaffens an der Hand von Büchners Entwürfen selbständig vorzunehmen und so die zersprengten Teile im Sinne des Dichters zur Einheit zusammenzuschließen, dann werden wir die Größe und zwingende Kraft des Ganzen stärker und deutlicher empfinden, als es bisher möglich war. Die Zusammenstellung des Fragmentes, die Franzos in seiner Ausgabe geboten, läßt nämlich manche Lücken und Mängel des Unfertigen allzu deutlich spüren, die eine andere gedrängtere Komposition aufhebt. In seiner ganzen unabweislichen Notwendigkeit, in der stets sich steigernden Uebermacht des tragischen Schicksals erscheint dann erst des armen Wozzeck Leben und Lieben, Töten und Sterben vor uns.

Die ersten Szenen unserer Gruppierung führen zunächst den Soldaten Wozzeck ein, diesen stillen abgehetzten Menschen, der seinen Hauptmann rasiert, einem verrückten Doktor sich zu Experimenten mit seinem Körper und seiner Ernährung hingibt, für den Major Stecken schneidet, alles nur, um ein paar Groschen zu erwerben für das Mädchen, das er abgöttisch liebt, und für das Kind, das sie ihm „ohne den Segen der Kirche" geboren. Der Hauptmann und der Doktor haben ihm tolle Gedanken in sein enges Hirn gesetzt, das schon vorher zum Grübeln und Sinnieren neigen mochte. Der Hauptmann ist ein gutmütiger Egoist, der stets von Tugend spricht und dem Wozzeck auf alle seine perfid harmlosen Philosopheme nur den Gedanken entgegenhalten kann, Tugend und Moral seien ein Luxus der feinen Herrschaften, nicht für die gemeinen Leute gemacht, die „doch einmal unselig in dieser und der anderen Welt". Der Doktor ist ein bösartiger Weltbeglücker, dem alle Menschen nur interessante Fälle sind, um ihm zu Ruhm und Unsterblichkeit zu dienen, und der Wozzeck für drei Groschen den Tag engagiert hat, damit er sich nur von Erbsen ernähre, seine Notdurft

nie ohne Erlaubnis des Doktors verrichte, sich täglich untersuchen lasse und auf Befehl mit den Ohren wackle. Die Exposition führt den Armen in allen Phasen der Erniedrigung vor; zuletzt bei der Untersuchung durch den Doktor, der ihn quält und in seinen fixen Ideen bestärkt. Und hier wird auch am Schluß dieser einleitenden Szenen mit aller Deutlichkeit das Motiv seiner Leiden und Demütigungen betont: alles erduldet er aus Liebe zu dem Weib, zur Marie: „Darum tu' ich's ja!"

Die Marie ist unterdessen auch schon und zwar sogleich in der den tragischen Konflikt erregenden Situation eingeführt worden. Sie wiegt ihr Kind, als der Tambourmajor mit dem Zapfenstreich vorbeimarschiert. Der stets gehetzte Wozzeck huscht mit seinen wirren, apokalyptisch phantastischen Reden gespensterhaft herein auf dem Wege zum Doktor und verspricht ihr in seiner abgerissenen hastigen Güte, sie heut Abend auf die Messe zu führen, und dann sitzt sie im Dunkeln und denkt an den strammen prächtigen Krieger, der so galant zu ihr heraufgegrüßt hat . . . Die burlesken Szenen des Jahrmarktes schieben sich dazwischen. Die verquerte Marktschreierphilosophie, die „das wahre Tier, das schöne Tier" in seiner viehischen Vernunft und vernünftigen Viehigkeit proklamiert, muß den armen Wozzeck, der sich unmenschlicher als Affe und Esel in der Schaubude behandelt fühlt, verwirren und reizt ihn zu greller Lustigkeit; in Marie regt sich das rasche Blut, die neugierige Sinnlichkeit der echten Evatochter. Auf der Straße begegnet ihr der Tambourmajor; die beiden kraftstrotzenden Wesen, zwei freie, echte, wilde Tiere, ziet's mit der zwingenden Lockung des Blutes zu einander; nach einem trotzig scheuen Aufbäumen letzter Weiblichkeit gibt sie sich ihm hin. Die Wut der beiden schönen „Raubtiere" rast fort über das kleine Glück, die große Liebe und die demütige Aufopferung des „Haustieres" Wozzeck.

Bald senkt ein erster leiser Argwohn einen flüchtigen Schatten in seine Brust. Er findet Marie vor dem Spiegel, wie sie sich mit den Ohrringlein beschaut, die ihr der andere geschenkt. Wozzeck, der gehetzte, hat keine Zeit,

viel darüber nachzudenken, von wem der Schmuck kommt. Er glaubt ihr zunächst, gibt ihr das sauer verdiente Geld — und wieder fort! Doch die Stadt weiß schon von dem neusten Liebeshandel des Regiments-Don Juans, und der moralische, tugendhafte, der gutmütige Hauptmann läßt es sich nicht nehmen, bei der ersten Gelegenheit recht hämisch auf der Straße dem Wozzeck einige nicht mißzuverstehende Andeutungen zu machen, während der Doktor an dem im Innersten Aufgewühlten sogleich interessante Untersuchungen des Pulses und der Muskeln vornimmt. Wozzeck ist seine so mühsam zusammengeflickte Welt aus den Fugen gegangen; seine religiösen Schwärmereien, seine bittere Lebensnot, die längst an seinem Hirn gezehrt, versinken vor dem einen entsetzlichen Gedanken, daß nach dieser Sünde die Welt noch steht. Hamlets Verzweiflung an Welt und Himmel tobt in diesem engen Kopf minder tiefsinnig, doch nicht minder stark, und ein wild verwegenes Wort der sich gegen ihn auflehnenden Marie läßt den Mordgedanken in ihm aufblitzen! Das Leitmotiv von dem „roten Mund“, das üppig-schwül durch die früheren Szenen hin immer wieder aufleuchtete, weicht nun der fixen Idee des „Messers“, das grell in den nächsten Szenen funkelt, bis es Wozzeck endlich kurz vor dem Mord bei dem Juden kauft.

Alles drängt auf die Katastrophe zu. Franzos hatte nach dem Entstehen des Mordgedankens eine Szene eingeschoben, in der Wozzeck mit dem Tambour-Major ringt und unterliegt. Es ist dies jedoch nur der erste Entwurf einer späteren Szene auf dem Kasernenhof, die ganz gleich beginnt. („Ich bin ein Mann“.) Wir verweisen diese Szene, da sie den raschen Fortgang der Handlung störend unterbricht, in eine Anmerkung. Unter den skurrilen Späßen der Handwerksburschen, im Lärm und Gesang des Wirtshauses, in der erhitzten Sphäre des sonntäglichen Vergnügens, während Marie mit dem Tambour tanzt, wächst Wozzecks Geisteszerrüttung, festigt sich sein Plan. Als der Tambour ihn noch höhnt, ist es schon ruhig in ihm geworden und tot; sie darf nicht mehr leben und er kann nicht

mehr leben. Und doch hat er keinen Haß gegen sie: „Sie war doch ein einzig Mädel!“

Die letzten Szenen der Marie, voll biblischer Größe und tiefem Schuldbewußtsein, voll Todesahnung und Märchentrauer, lassen die dumpfe, feste Sterbemelodie stärker anschwellen. Wir sehen Wozzeck das Messer kaufen, sehen ihn Abschied nehmen von seinem besten Kameraden, sehen, wie er seine Rechnung mit dem Leben und der Welt ordentlich und nach dem Buchstaben abschließt. Dann die Mordszene! Der unheimlich visionäre Ton, der in einer der ersten Szenen balladenhaft aufklang bei der Schilderung des verfluchten Ortes, schafft die nächtliche Stimmung, die der Mond wie ein blutig Eisen überglänzt. In rasendem Tempo rollen nun die letzte grausige Wirtshausszene und die in graurote Nebel gehüllte Selbstmordszene ab, die beide auf dem einen Akkord „Blut—Blut“ aufgebaut sind. Zwei grelle, kontrastierende Schlußszenen, die das Stück schrill und abgerissen aushallen lassen, bilden das Finale: das nach dem Mord der Eltern ahnungslos spielende, lustig rufende Kind und das Triumvirat des Chirurgen, Arztes und Richters, die vor den beiden Leichen im Seziersaal ihre platten Witze und alltäglichen Bemerkungen machen. Ein Phantast kann sich selbst, doch nie dem Weltlauf ein Ende machen; der läuft weiter in Arbeit und Spiel, in Sünde und Lust. „So ist das Leben!“

Büchners Trauerspiel weist freilich, wie schon angedeutet, überall auf das Fehlen einer vollendenden, durchformenden Hand hin. Bald sind Szenen von Wichtigkeit, wie die Verführung, nur angedeutet, dann wieder Motive doppelt behandelt. Doch diese Mängel verschwinden völlig vor der ursprünglichen Großheit des Entwurfs. Grandios entfaltet sich die dichterische Kraft der Belebung, das wahrhaft geniale Hinstellen eines Charakters und einer Situation mit wenigen Strichen. Der „Wozzeck“ kann in seinem dichterischen Stil nur mit den Szenen des Goethe'schen Urfaustes verglichen werden, der damals in des Frl. von Goeschhausen Abschrift noch unbekannt

in irgend einer Truhe ruhte; auch hier jäh abreißende und plötzlich wieder anhebende Szenenbilder, ein wogender Nebelsee von Gestaltungen, eine nur andeutende, in Ausrufen, Gedankenstrichen, ganz kurzen Sätzen sich entladende Sprache, kurz ein Chaos, aus dem sich doch eine gewaltige einheitliche Dichtung groß heraushebt.

Auch „Dantons Tod" waren nur „dramatische Bilder aus Frankreichs Schreckenszeit" gewesen; aber da war die Szenenführung wirklich willkürlich und mit viel geringerer dramatischer Kunst angelegt worden. Im „Wozzeck" dagegen ist eine psychologische Entwickelung konsequent verfolgt, in dem scheinbar zufälligen Wechsel der Szenen eine unlösbar sich angliedernde Kette der tiefsten Wirkung geschaffen. Diese Vollendung einer von Shakespeare übernommenen, äußerlich so regellosen Form war unter allen Dichtern des „Sturm und Drangs", die sie zuerst in Deutschland anwandten und einführten, nur dem Goethe des „Urfaust" gelungen. Bei Büchner können wir eine ganz ähnliche Entwickelung der dramatischen Form verfolgen, wie sie Goethe in seinem Fortschreiten von dem kühnen Wurf des „Götz" zu der sich langsamer bildenden ersten Skizzierung des „Faust" durchmachte. Auch sein Weg geht vom „Danton zum „Wozzeck" auf eine immer stärkere Geschlossenheit der Handlung hin, auf eine immer knappere, gedrängtere Fassung der Szenen, auf ein kühnes Unterstreichen der Hauptakzente, während Nebenwerk und Detail in einem Stimmung weckenden Helldunkel bleiben. Von der durchschnittlichen Technik der Stürmer und Dränger, die ihm im Danton zum Vorbild gedient hatte, entfernt sich Büchner im „Wozzeck" mehr und mehr. Das wuchtige Hindrängen auf die Katastrophe, die scharfe Herausarbeitung der großen Momente, die monumentale Linienführung, die im „Wozzeck" walten, finden sich nirgends bei Lenz oder Klinger oder gar bei Leisewitz.

Trotzdem verdankt Büchner auch in seinem reifsten Drama seinen Vorgängern, vor allem Lenz, seinem Liebling, mancherlei. Sicher haben ihm Lenzens „Soldaten" ein erstes vages Vorbild geliehen; es ist ein ent-

fernt ähnliches Motiv. „O Soldatenstand, furchtbare Ehelosigkeit, was für Karrikaturen machst du aus den Menschen!“ hatte Lenz seinen wackern Prediger Eisenhardt ausrufen lassen. Vor allem ist es das gleiche soldatische Milieu, nur bei Büchner aus Offizierskreisen in die Sphäre der Gemeinen transponiert. Lenzens Hauptmann Pirzel, der immer philosophiert und etwas Unsoldatisches hat, ist in Büchners sentimental gerührtem, die Feigheit verteidigenden Hauptmann aufgenommen, der freilich viel blut- und lebensvoller ist. In dem sich aufopfernden unglücklichen Liebhaber Stolzius, der sich sogar um seiner Liebe willen tief erniedrigt, wird man gewisse Elemente und Töne finden, die in Wozzecks Wesen unendlich viel krasser und greller, aber auch seelisch ergreifender ausgeführt sind.

Ueberhaupt sind die einseitig scharfe, fast karikierende, impressionistische Charakteristik, das Herausarbeiten eines einzigen Zuges, besonders bei Nebenpersonen, oder eines Momentes der Handlung, die sich in Lenzens Dramen angewendet und angedeutet finden, von Büchner mit vollendeter Meisterschaft ausgebildet. Auch der Schluß der Soldaten mit dem atemlosen Tempo der Szenen — wohl das Stärkste, was Lenz geschaffen — war für den Rhythmus der Szenenführung im „Wozzeck“ von großer Bedeutung. Ein weiteres Stilelement, das unser Dichter von Goethes unglücklichem Rivalen übernahm, ist die Verwendung von Volksliedern an dramatisch bedeutsamen Stellen. Unvergeßlich eindrucksvoll hatte Lenz am Schluß des zweiten Aktes der „Soldaten“ das symbolisch vordeutende Lied erklingen lassen: „Ein Mädele jung ein Würfel ist“. Im „Wozzeck“ ist dieses ergreifende Mittel mit höchster Feinheit, aber doch wohl im Uebermaß verwendet, zu einem Grundakkord des ganzen Werkes geworden.

Büchner hat im Elsaß in der Umgegend von Straßburg selbst Lieder aus dem Volksmund gesammelt; namentlich für Lieder traurigen Inhalts hegte er, wie sein Biograph erzählt, eine tiefe Liebe. Wie sehr er an solchen schlichten Sangesweisen hing, wie eng sie mit all seinem Dichten und Sein verbunden waren,

geht aus einem seiner letzten Briefe an die Braut vom 20. Januar 1837 hervor. Er bittet sie, ihm Volkslieder zu singen. „Man hört hier keine Stimme; das Volk singt nicht, und Du weißt, wie ich die Frauenzimmer lieb habe, die in einer Soiree oder einem Konzerte einige Töne totschreien oder winseln. Ich komme dem Volk und dem Mittelalter immer näher, jeden Tag wird mir's heller — und gelt, Du singst die Lieder? Ich bekomme halb das Heimweh, wenn ich mir eine Melodie summe." Solche die verwehte Straßburger Liebe und Stimmung zu ihm hertragenden Melodien durchklingen und durchsingen den ganzen „Wozzeck"; sie geben dem Stück etwas von der düsteren Einfalt der Volksdichtung, die Stimmung einer alten schaurigen Ballade, wie sie auch in dem Kindermärchen der alten Frau lebt, das die Katastrophe noch einmal so bedeutsam traurig vorbereitet. In diesem stark volkstümlichen Element, das ja auch von den im Elsaß Volkslieder sammelnden Geniepoeten, von Herder und Goethe, den Ausgang nimmt, berührt sich Büchner mit der Romantik, die so viel entscheidendere Anregungen noch aus dem Volkslied entnahm als der „Sturm und Drang."

Der „Wozzeck" ist dem gleichen dichterischen Ursprung entsprossen wie einige Dramen Arnims, wie Brentanos „Geschichte vom braven Kasperl und schönen Aennerl". Die eingewobenen Lieder klingen auch vielfach an Gedichte aus „des Knaben Wunderhorn" an, wenngleich sie meist eine originale, von Büchner selbst gehörte oder gar selbst geprägte Fassung haben. Marie singt Soldaten- und lieblich frische Kinderlieder, die seltsam abstechen von der unruhigen Qual ihrer schuldbeladenen Seele; die Handwerksburschen, die Kellnerin, der Andres singen kecke Jäger-, Trink- und Schelmenlieder; wundervoll leitet das Sonntagslied der kleinen Mädchen die düster kindliche Märchenszene ein; Wozzeck, der kurz vor seinem Tode einen pietistischen Gesangsbuchvers hersagt und damit zugleich einen Schlüssel für seine mystisch biblische, religiöse Schwärmerei bietet, singt nur einmal in dem Galgenhumor seiner Zerrüt-

tung nach dem Mord das grausig helle Lied: „Es ritten drei Reiter wohl an den Rhein“.

Es wäre überflüssig, im „Wozzeck“ besonders nach literarischen Reminiszenzen zu suchen. Sie tragen nichts bei zum tieferen Verständnis der Dichtung und des Dichters. Die Jahrmarktsszene mit dem Ausrufer ist ein beliebtes Motiv der Genieperiode gewesen (vgl. Goethes „Jahrmarktsfest von Plundersweilern“), wo man die Welt so gern als eine „Schönraritätenbude“ auffaßte; auch Grabbe verwendet solche Szenen, wie es ähnlich Büchner im „Danton“ getan. Das an den Leichen der Eltern spielende Kind ist ebenfalls schon mehrmals vor Büchner als dramatischer Effekt versucht, aber nie mit solcher Wahrheit und Kraft gegeben worden. Otto Ludwig hat diese Situation dann in seinem großartigen Roman-Fragment „Es hat keinen Begriff“ ausführlich dargestellt. Der Schluß der „Weber“ von Hauptmann mit dem Kinde an der Leiche des Großvaters erinnert an den „Wozzeck“. Für die Judenszene braucht man nicht etwa Arnims „Halle und Jerusalem“ heranzuziehen; Büchner konnte Juden schon in Gießen ausgiebig beobachten.

Zufällig besitzen wir eine Quelle, die uns an einigen Beispielen erkennen läßt, wie erlebt, auch in Einzelheiten erlebt, des Dichters letztes Werk war, wie sehr er hier seinen eigenen Beobachtungen folgte. Diese Quellen sind die Erinnerungen von Carl Vogt „Aus meinem Leben“ (Stuttgart 1896), der zusammen mit Büchner in Gießen studierte. Vogt, der ein ausgezeichnetes Schilderungstalent besaß, gibt da Szenen von einem grotesken Humor und einer skurrilen Tragik, die direkt an den Wozzeck erinnern. Hauptsächlich sind es Erzählungen von Juden und Professoren. Auch die parodierende Komik der Handwerksburschen bei Büchner findet hier eine Parallele, die sich in einer von Büchner ganz unabhängigen und doch höchst ähnlich stilisierten Wiedergabe des hessischen Volkstons durch Vogt zeigt. Für die Figur des Doktors hat Büchner einige Züge von dem Anatomen Wilbrand entlehnt, bei dem er als Gießener Medizinstudent

sicher hörte. Wie der Doktor Wozzeck vor den Studenten mit den Ohren wackeln läßt, so bildete auch hier bei dem klapperdürren, hageren Wilbrand, der sich zudem in eine tiefsinnig abstruse Naturphilosophie verrannt hatte, die Demonstration der Ohrmuskeln den Glanzpunkt seiner anatomischen Vorlesung. Er brachte dann seinen Sohn mit, der auf seinen Befehl aufstehen und mit den Ohren wedeln mußte. (Vogt S. 55.) Einige andere charakteristische Eigenheiten des Doktors scheinen von dem nur zum Ruhm der Wissenschaft rastlos tätigen, genial rücksichtslosen Justus Liebig entlehnt zu sein, der damals als junger Professor in Gießen höchst anregend, aber auch sehr originell wirkte.

Ebenfalls eine ganz der Wirklichkeit nachgezeichnete Figur ist der Tambour-Major. Im ersten Entwurf spukte statt seiner ein Barbier als Verführer der Marie, eine wenig bezeichnende, unanschauliche Figur. Dann erst trat die „animalische Prachterscheinung" des Tambours hervor, eine im hessischen Volksleben nur allzu gut bekannte Gestalt. Die Tamboure wurden schon mit 14 Jahren beim Regiment eingestellt; sie waren die schönsten stolzesten Burschen, die recht eigentlich nur zu Prunk und Zierde des Heeres da waren. Sie stolzierten in ihrer müßigen Ueppigkeit einher und entarteten so leicht zu Liederlichkeiten und Verbrechen, die man ihnen wohl auch nachsah. Sie hatten einen sprichwörtlich schlechten Ruf. So bezeichnet in dem köstlichen Lustspiel „Des Burschen Heimkehr" von dem Darmstädter Schulkameraden Büchners, Ernst Niebergall, die ehrsame Frau Püttel als das entsetzlichste, unmöglichste Schicksal ihrer sittsamen Tochter: „wann se en Dambohr heirothe deht". Die meisten solcher aus dem Leben geschöpften Züge lassen sich nicht direkt nachweisen. Aber die überall wirkende Beobachtung und realistische Kraft ist so überzeugend, daß ihr unbedingt ein stetes Studium nach der Natur zu Grunde liegen muß.

Dies naturalistische Element des „Wozzeck" hat die Aufmerksamkeit der jungen Dichtergeneration in den achtziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts

auf das Drama gelenkt. Die neue dramatische Form, die Holz-Schlaf in der „Familie Selicke„ und Hauptmann in „Vor Sonnenaufgang“ ausbildeten, ist dem Stil von Büchners bürgerlichem Trauerspiel verwandt, aber sie ist nicht so künstlerisch rein durchgeführt. Wozzecks Tragödie erhebt sich hoch über den dumpfen Fatalismus, wie er in Hauptmanns „Fuhrmann Hentschel“ die tragische Note bildet. Am nächsten steht unter allen modernen Dramen dem „Wozzeck“ in der Stimmung und Szenenführung Wedekinds „Frühlingserwachen“. Nicht nur die grotesken Namen, in der Art von „Sargdeckel“ und „Exerzierengel“, konnte der heutige Dichter hier lernen, sondern auch die Vorbereitung einer düstern Selbstmordszene in der Landschaft, die Kontrastierung tragischer Szenen mit burlesken Karikaturen, die ganze hohnvoll wilde, in einem schmerzlich gequälten Gelächter aufschreiende Weltverachtung. In seinem Künstlerisch-Besten knüpfte Wedekind an Büchners „Wozzeck“ an.

Das Ende

In Zürich, wo Büchner seine letzte Lebenszeit verbrachte, hatte die radikale Regierung, die damals gerade am Ruder war, eine Universität gegründet; ihr erster Rektor wurde der Naturforscher Lorenz Oken, ein freiheitlich gesinnter Mann, der im Reich sich durch seinen beständigen Kampf mit den Behörden unmöglich gemacht hatte. Man fühlte sich in dieser fortschrittlich bewegten Atmosphäre durchaus in der Opposition und ließ keine Gelegenheit vorübergehen, ohne dem reaktionären Deutschland seine Verachtung zu bezeigen. Das trat kurz nach Büchners Tode deutlich hervor, als die medizinische Fakultät in Zürich auf Weidigs Selbstmord im Gefängnis hin die ihm zuteil gewordene Be-

handlung brandmarkte, und später in der Berufung des „Gottesleugners“ Strauß, die freilich den „Züriputsch“ hervorrief und dem radikalen Regiment den Hals brach.

Hier also boten sich allein im ganzen deutschen Sprachgebiet einem Flüchtling und politisch Kompromittierten wie Büchner Aussichten, den Doktortitel und eine Dozentur zu erhalten. Die französische Hochschule Straßburg konnte sich des Fremdlings, der kein französischer Bürger war, nicht annehmen. So waren alle Zukunftspläne Büchners auf Zürich gerichtet, wo sich damals die meisten aus Deutschland geflohenen Revolutionäre befanden. Er hoffte schon im Frühjahr 1836 als Privatdozent dort Aufnahme zu finden; er arbeitete fieberhaft an seiner Doktorarbeit, um damit fertig zu werden. Aber der Druck der Abhandlung verzögerte sich und in der Schweiz wurden gerade damals so strenge politische Maßregeln gegen die Flüchtlinge ergriffen, daß Büchner es vorzog, erst eine Beruhigung der aufgeregten Situation und eine Klärung der Verhältnisse abzuwarten. Er blieb also noch den Sommer in Straßburg und arbeitete an seinen phisosophischen Kollegs, beschäftigte sich auch viel mit den dichterischen Plänen, unter denen neben „Leonce und Lena“ und dem „Wozzeck“ die Gestalt des merkwürdigen Renaissancemenschen Pietro Aretino voranstand, die in ihrem aus Leidenschaft und Kälte, Erpressung und Güte, Brutalität und Zartheit gemischten Wesen wohl den Psychologen und den Dramatiker reizen konnte.

Unterdessen hatte er seine Abhandlung über das Nervensystem der Fische nach Zürich geschickt und erhielt unter dem 3. September 1836 das Doktordiplom der philosophischen Fakultät, worüber sich folgende Eintragung in das Universitätsprotokoll vorfindet: Das Professorenkollegium hat beschlossen: „Da das Gutachten der Herren Professoren Oken, Schinz, Loewig und Oswald Heer durchaus günstig lautet für den Herrn Georg Büchner in Straßburg über die zur Erlangung der philosophischen Doktorwürde eingereichte Schrift:

„sur le système nerveux du barbeau, 1836", Herrn Büchner auf diese Schrift hin den Doktortitel zu verleihen." Zürich, 3. September 1836. Prof. Th. Mittler. Auf diese Mitteilung hin, die von einer Aufforderung begleitet war, zu einer Probevorlesung nach Zürich zu kommen, da der Erlaubnis zum Halten von Vorlesungen nichts im Wege stünde, falls sie gefiele, reiste Büchner am 18. Oktober 1836 nach Zürich.

Die Probevorlesung „Ueber Schädelnerven" fand am 5. November vor einem zahlreichen Auditorium statt; Oken war entzückt davon und auch der Anatom Arnold spendete reiches Lob. Wie Ludwig Büchner in seinem kurzen Lebensabriß des Bruders erzählt, empfahl Oken sogar vom Katheder herab die Vorlesungen des neuen Dozenten und soll seinen eignen Sohn zu ihm in das Kolleg geschickt haben. Nach dem Protokoll beschloß die Fakultät: „Da die am heutigen Tage gemäß der Aufforderung des hohen Erziehungsrates veranstaltete Probevorlesung des Herrn Dr. Georg Büchner nach Form und Inhalt des Vorgetragenen den Forderungen der Fakultät vollkommen entspricht, denselben dem hohen Erziehungsrate zur Aufnahme unter die Privatdozenten der Hochschule zu empfehlen." Zürich, 5. November 1836. Prof. Th. Mittler.

Jean R. Frey, der diese Dokumente im Literarischen Echo mitteilt, behauptet, daß Büchner in Zürich gar keine Vorlesungen gehalten habe, da er in dem Vorlesungsverzeichnis des Wintersemesters 1836/37 überhaupt nicht genannt ist. Dem aber stehen die bestimmten Angaben in dem Nekrolog von Wilhelm Schulz, dem vertrautesten Genossen der Zürcher Zeit, und von Ludwig Büchner gegenüber, nach denen er ein Kolleg über vergleichende Anatomie abgehalten hat. Er hatte ursprünglich über Spinoza lesen wollen; aber da Professor Bobrik bereits philosophische Vorlesungen angekündigt hatte, entschloß er sich zu diesem seinem Spezialfach. Eine vorherige Anzeige im Vorlesungsverzeichnis war freilich Anfang November nicht mehr möglich und so konnte es kommen, daß in den Annalen der Universität Zürich keine Spur von seiner Lehr-

tätigkeit zurückgeblieben ist. Aber tätig war er deshalb doch, rastlos tätig. Da es damals in Zürich fast ganz an vergleichend anatomischen Präparaten fehlte, mußte er sie alle selbst anfertigen. „Ich sitze am Tage mit dem Scalpell und die Nacht mit den Büchern", schreibt er an den Bruder Wilhelm und ein Brief an die Braut erzählt davon, wie er zwischen Fischschwänzen und Froschzehen sitzt und seine Gedanken „in Spiritus schwimmen". Von wissenschaftlicher und von persönlicher Bedeutung war es für ihn, daß er bei Oken, in dessen Hause er verkehrte, den berühmten Arzt Johann Lukas Schoenlein kennen lernte. Schoenlein, der sich wie Oken mit der bayerischen Regierung entzweit hatte und damals in Zürich Professor war, stellte ihm seine Präparate zur Verfügung und förderte ihn in jeder Hinsicht; in seiner Todeskrankheit wurde er sein Arzt, ohne ihm freilich Rettung bringen zu können ....

Zürich gefiel dem jungen Dozenten, wie er selbst seiner Familie berichtet, außerordentlich wohl. Der überall herrschende Wohlstand, die einfache, gute, rein republikanische Regierung, die Gesundheit und Freiheit des Schweizervolkes — all das war so recht nach seinem Geschmack. Er fand eine ganze Reihe politischer Leidensgenossen vor, von denen er sich besonders an Wilhelm Schulz anschloß. Schulz war hessischer Offizier gewesen, hatte wegen seiner radikalen Schriften den Dienst quittieren müssen und lebte nun als Flüchtling mit seiner Frau in Zürich; mit ihm wohnte Büchner Wand an Wand. Bald hatte er sich ganz eingelebt in die neue Umgebung, die neuen Menschen, die neue Beschäftigung. Mit der größten Regelmäßigkeit und Einförmigkeit rollte sich sein Tagewerk ab. „Ich gehe fast so richtig, wie eine Schwarzwälder Uhr", schreibt er an die Braut. „Doch ist's gut: auf all das aufgeregte geistige Leben Ruhe, und dabei die Freude am Schaffen meiner poetischen Produkte". Schon vorher hatte er gemeldet: „Das Beste ist, meine Phantasie ist tätig und die mechanische Beschäftigung des Präparierens läßt ihr Raum."

Die Dichtungen, die in ihren wesentlichen For-

men in Straßburg entstanden waren, sollten hier ihre letzte Ausgestaltung erhalten. Seine aus den Briefen an die Braut nachweisbare Beschäftigung mit Volksliedern läßt darauf schließen, daß er damals erst die endgültige Fassung und Durchbildung des „Wozzeck“ unternommen hatte. Wollte er doch schon im Januar 1837 das fertige „Leonce und Lena“ mit zwei anderen Dramen erscheinen lassen, von denen jedoch nur der „Wozzeck“ auf uns gekommen ist, während das dritte Drama, der „Aretino“, erst im Besitz der Braut, später nicht mehr aufzufinden war. Von neuem blicken wir in eine unermüdlich schaffende Tätigkeit, in das regste Entfalten geistiger Kräfte, mitten ins Leben ... „Mitten im Leben sind wir vom Tod umfangen ...“

Büchner war während seines Aufenthaltes in Zürich ganz gesund gewesen; auch seine Stimmung war fröhlich, hoffnungsfroh, schaffensmutig. Wohl erkundigte er sich noch lebhaft nach den Darmstädter Gefangenen und die Strenge, mit der gegen die von ihm verleiteten Genossen jugendlichen Freiheitsrausches verfahren wird, läßt ihn schwere Anklagen gegen die Regierung erheben, preßt ihm wohl auch einen Seufzer eignen Schuldgefühls ab und beschwört dunkle Schatten der Vergangenheit wieder herauf. Auch die Sehnsucht nach der Braut steigert sich in ihm, je länger die Trennung dauert. Die letzten Briefe zeigen, wie ganz er in der Erinnerung, in dem Gefühl ihres Wesens lebte, wie alles Denken in ihm um dieses Zentrum seines Daseins kreiste. Unendlich wehmütig klingen diese Seufzer und Grüße, in denen die Hoffnung des Wiedersehens zittert und in die unbewußt, ganz heimlich die Klage des Abschieds sich einmischt: „Du kommst bald? mit dem Jugendmut ist's fort, ich bekomme sonst graue Haare, ich muß mich bald wieder an Deiner inneren Glückseligkeit stärken und Deiner göttlichen Unbefangenheit und Deinem lieben Leichtsinn und all Deinen bösen Eigenschaften, böses Mädchen. Adio piccola mia!“

Bei diesem Lebewohl so wenig wie bei jenem „Adieu, mein Kind“, den letzten Worten an die Braut, die der schon Schwerkranke am 10. Februar hastig unter einen

von Frau Schulz geschriebenen Brief setzte, hat Büchner an ein Scheiden auf immer gedacht. „Ich habe keine Lust zum Sterben und bin gesund wie je", schreibt er am 27. Januar, als er einer vorübergehenden Unpäßlichkeit wegen das Bett hütete. So fühlte er sich auch, als die tötliche Krankheit zum Ausbruch gekommen war, nicht ernstlich unwohl und wollte Schoenlein nicht zur Behandlung zuziehen lassen. Anderseits treten allerdings in dieser Zeit Todesahnungen auf, die ihm jedoch bei seinem nervösen Temperament, seiner Neigung zur Melancholie niemals fern gelegen hatten. Schon im Sommer in Straßburg hatte er zu Mutter und Schwester, die ihn besuchten, gesagt: „Ich werde nicht alt werden". In einem Tagebuch, das sich in seinem Nachlaß fand, verglich er den Zustand seiner Seele mit einem Herbstabend und schloß mit den Worten: „Ich fühle keinen Ekel, keinen Ueberdruß; aber ich bin müde, sehr müde. Der Herr schenke mir Ruhe!" So berichtet Schulz in seinem Nekrolog.

Nur allzu früh ward ihm diese Ruhe geschenkt. Er hatte sich noch in einem prächtigen Hause vor der Stadt ein großes elegantes Zimmer gemietet, bei einem kleinen Wirt, der aussah „wie ein betrunkenes Kaninchen". Die Aussicht von seinen Fenstern — „die Wasserfläche und von allen Seiten die Alpen, wie sonnenglänzendes Gewölk" — sollte er nicht mehr genießen. Am 2. Februar war ihm fiebrisch zu Mute; er fühlte sich schwach. Am 4. Februar ward das Fieber stärker; er klagte über Schlaflosigkeit. Frau Schulz, der wir eine eingehende Schilderung seiner Krankheit verdanken, pflegte ihn aufopfernd. Ihr Gatte und andere Freunde, wie Schmid und Braubach, wachten abwechselnd bei ihm. Dr. Zehnder, bei dem er im Haus wohnte, behandelte ihn. Als am 11. Februar ein apathischer Zustand eintrat, wollte man noch einen andern Arzt zuziehen. Büchner klagte, daß ihm der Kopf so schwer sei; er konnte kaum sprechen; die Betäubung dauerte an. Am 14. Februar kam Schoenlein selbst zu dem Kranken, konnte aber nur das Verfahren des Dr. Zehnder billigen.

Starkes Fieber trat auf; der Kranke delirierte, sprach mehrere Male von seiner Braut und hatte Angstvorstellungen, daß er ausgeliefert werden würde. Dieses Phantasieren dauerte fort; am 15. mittags hatte sich sein Befinden so verschlimmert, daß Schoenlein auf „Faulfieber“ diagnostizierte und die Gefahr für sehr groß erklärte. Am 16. gaben die Aerzte die Hoffnung auf. Man hatte Minna benachrichtigt und sie kam am 17. an. Der Kranke erkannte sie noch in einem lichten Augenblick; sonst lag er ununterbrochen in heftigsten Fieberdelirien. Er sprach von Eltern und Geschwistern, von der Braut. Er wähnte sich verfolgt, gefesselt: noch einmal schien der Schatten seines „Lenz“ vor ihm aufzusteigen. Die Jammergestalten der eingekerkerten und gemarterten Genossen umstanden sein Todeslager in diesen Phantasien. Was er in seinen letzten Briefen ausgesprochen, das kehrte in diesen wirren Klagen und Anklagen wieder: „In jener französischen Revolution,“ rief er aus, „die wegen ihrer Grausamkeit so verrufen ist, war man milder als jetzt. Man schlug seinen Gegnern die Köpfe ab. Gut! Aber man ließ sie nicht jahrelang schmachten und hinsterben.“

Hatte der Sturm seiner wilden Wahnbilder ausgerast, dann begann er plötzlich mit einer andern, ruhig-getragenen, feierlichen Stimme zu predigen. „Wir haben“, sprach er, „der Schmerzen nicht zu viel, wir haben ihrer zu wenig, denn durch den Schmerz gehen wir zu Gott ein. Wir sind Tod, Staub, Asche; wie dürften wir klagen?“ So delirierte er ununterbrochen, bis zum Sonntag, den 19. Februar. Die Aerzte wunderten sich, daß er noch immer am Leben war. Gegen Mittag rückte der Tod näher und näher. Die Glocken läuteten; der Sterbende schien sich von allen irdischen Banden losgerissen zu haben. „Mit gehobener Sprache, deren Worte die erhabensten Stellen der Bibel ins Gedächtnis riefen, ergoß sich seine Seele in religiösen Phantasien . . .“ Allmählich verstummte er. Um vier Uhr war er tot. Die Braut tat ihm den letzten Liebesdienst: sie schloß ihm die gebrochenen Augen.

Am 21. Februar fand die Beerdigung statt. Der Sarg ward mit einem großen Kranz von lebendigem Grün, Lorbeer und Myrthen und weißen Blüten umgeben. Minna ließ dem Dichter und Bräutigam einen Lorbeer- und Myrthenkranz auf die hohe blasse Stirn drücken. Ein Strauß frischer Blumen, den einige Freundinnen geschickt hatten, ruhte in seinen Händen. Viele hunderte Personen gaben ihm auf seinem letzten Gang das Geleit; die beiden Bürgermeister, die Professoren folgten dem Sarg. Groß war die Teilnahme der ganzen Stadt; tief erschüttert aber war vor allem der kleine Kreis, der sich in den kaum mehr als drei Monaten seines Zürcher Aufenthaltes um ihn gebildet. Für den außerordentlichen Einfluß, den er auszuüben wußte und der sich überall in seinem Leben als mächtig erwiesen, ist eine solche Stimmung bezeichnend, wie sie sich z. B. in dem Nekrolog von Wilhelm Schulz in der „Züricher Zeitung“ vom 23. Februar 1837 ausdrückt.

Dieser große schlanke junge Mensch mit der breit gewölbten Denkerstirn und den einnehmenden weichen Zügen, mit dem strahlenden Feuer in den Augen, den melanchonischen Schatten auf Stirn und Wangen und dem energischen, leicht spöttisch zukkenden Mund wußte einen rätselhaften Zauber um sich zu verbreiten, eine Ahnung von dem Genie, das in ihm wohnte. Daß hier eine einzigartige Erscheinung, ein mit den seltensten Kräften begabtes Wesen dahingegangen sei, war den Freunden klar, die sich um seine Bahre versammelten und in ihrer Gemeinschaft sein Erinnerungsbild mit treuem Gedenken bewahrten. Diese Anschauungen haben dann eine berühmte dichterische Fassung erhalten, als vier Jahre später Georg Herwegh seine Strophen „Zum Andenken an Georg Büchner“ verfaßte. Die Erzählungen der Zürcher Freunde Büchners, besonders von Wilhelm Schulz, haben die Anregung zu dem feierlich hinströmenden Hymnus gegeben. Nicht nur als Dichter, sondern auch als Führer der Jugend wird er hier gepriesen, als Heros der Freiheit:

„Was er geschaffen, ist ein Edelstein,
D'rin blitzen Strahlen für die Ewigkeit;
Doch hätt' er uns ein Leitstern sollen sein
In dieser halben, irrgeword'nen Zeit . . ."

Als ein Genius, als ein Prophet, als ein Pfeiler der großen Menschheitskirche, zu früh gesunken, doch ein Denkmal und Vorbild, leuchtend groß, herausglänzend unter Trümmern — so erschien den zurückbleibenden Genossen die verklärte Gestalt des Jünglings, des Dichters und des Helden.

Der Braut freilich war alles Lebensglück vernichtet. „Mein Leben", schrieb sie nicht lange nachher, „gleicht einem schwülen Sommertage! Morgens heitere angenehme Luft — in etlichen Stunden Sturm und Gewitter, zerknickte Blumen, zerschlagene Pflanzen. Meine Ansprüche auf Lebensglück, auf eine heitere Zukunft zu Grabe getragen; Alles, Alles verloren — —" Sie hat aus diesem jähen Zusammenbruch ihres Geschicks keinen Ausweg gefunden zu einem resignierten Anteil am Leben; alle Freude, alles Interesse an der Außenwelt war ihr abgestorben; ja selbst für den Nachlaß des Geliebten scheint sie nur Gleichgültigkeit gehabt zu haben. So hat man lange Zeit die ganze Bedeutung des Dichters Büchner gar nicht erfassen können, weil man seine reifsten Schöpfungen nicht kannte. Das Andenken lebte fort an den Freiheitshelden und an den Schöpfer von „Dantons Tod".

Besonders die Züricher Tradition war so stark, daß sie 1875 noch einmal in einer Ehrung Büchners aufflammte. Von seinem stillen Grab auf dem Friedhof am Zürcher Feldwege brachte man damals in feierlicher Prozession seine Gebeine zu der schönsten Ruhestätte, die wohl ein Poet finden kann. Hoch oben auf der Germania-Höhe am Zürichberge steht sein efeuumsponnener Gedenkstein auf dem schlichten Grabhügel und jeder Besucher der Stadt, der sich von der Zahnradbahn hat hinaufbringen lassen, um den wundervollen Rundblick zu genießen, tritt vor das Dichtergrab. Tief unter ihm im zarten Dunstschleier streckt sich das breit gelagerte Häusergewirr, weithin erglänzt des Sees matt

leuchtender Spiegel, bis er mit dem Horizont in einer farbigen Linie verschwimmt. Von gegenüber aber scheinen die ragenden Bergketten den hohen, über alles Menschenwesen erhabenen Platz zu grüßen, auf dem in feierlicher Einsamkeit ein Toter herrscht ... Wohl wissen die wenigsten, die hinaufsteigen, wer es ist, der da bestattet liegt. Aber das Grab redet doch seine eigentümliche, rätselvoll lockende Sprache, wie wenn es den Betrachter auffordern wollte, dem Inhalte dieses Lebens nachzuspüren, das hinter den kahlen Worten sich verbirgt: „Zum Gedächtnis an den Dichter von Dantons Tod, Georg Büchner, geb. zu Darmstadt, den 17. Oktober 1813, gestorben als Dozent an der Universität Zürich, den 19. Februar 1837."

„Dantons Tod" war lange das einzige Werk des Dichters, das man kannte und las; aus ihm ließ sich kein Aufschluß für eine weitere Fortentwicklung gewinnen, die der Tod zerstört hatte. Erst die andern nachgelassenen Werke geben Hinweise auf ein Reifer- und Sicherer-Werden des Dichters. Wir haben zu zeigen versucht, daß Büchners künstlerisches Wachsen in einer folgerichtigen Steigerung sich vollzog, daß von „Dantons Tod" bis zum „Wozzeck" eine wundervolle Entfaltung neuer dichterischer Kräfte sich offenbart, ein Fortschreiten, das die höchsten Hoffnungen erwecken mußte für die Zukunft. Ein solch starker Glaube an Büchners Dichtergenie ist sogleich nach seinem Tode wach geworden. Man betrauerte allgemein den plötzlichen Abschluß eines Schaffens, das kaum begonnen, dessen Ziele man nicht ahnen konnte. So meinte Gutzkow, „Büchner würde wie Schiller seine Dichtkraft durch die Philosophie geregelt und in der Philosophie mit der Freiheitsfackel des Dichters die dunkelsten Gedankenregionen gelichtet haben." Sogar Julian Schmidt glaubte an eine reine Entwicklung seiner Poesie: „Er überragt, trotz seiner Jugend, fast alle Poeten seiner Schule an Talent wie an Tiefe des Gefühls."

Erst in neuerer Zeit haben sich Bedenken gegen eine gesunde weitere Entfaltung seiner Begabung geregt; man hat einen Krankheitskeim in seinem Wesen wie in

seinem Dichten herausspüren wollen, wurde dabei aber wohl von einem Vergleich mit modernen Dekadence-Erscheinungen geleitet. Zur Entkräftigung solcher Behauptungen genügt es, Büchners tragisches Schicksal, die künstlerische Größe seines Schaffens einer Erscheinung der letzten Jahre gegenüber zu stellen, um zu erkennen, wie sehr die jähe Vernichtung einer organisch gewordenen, genialen Bildung sich von dem notwendigen Untergang eines unglücklichen, schwachen Talents unterscheidet.

Wir meinen den jungen Walter Calé, der mit 23 Jahren, in Büchners Alter, einem in hastiger Produktion erschöpften Leben selbst ein Ende machte und dessen als „Nachgelassene Schriften" (Berlin 1906) gesammelten Gedichte, Novellen, Dramen und Aphorismen ein gewisses Aufsehen erregten. Nicht das Vermächtnis eines unvollendeten großen Dichters ward uns hier geboten, sondern nur ein psychologisch und zeitgeschichtlich interessantes Phänomen. Der Einblick in ein beängstigend vielgestaltiges Wesen eröffnet sich in der biographischen Schilderung des einleitenden Freundes, noch klarer in den Werken selbst. Hier ringt eine fieberhaft tätige, alles in sich aufnehmende, Bildung und Leben gierig einschlürfende Natur vergeblich damit, die ungeheure Ueberfülle des Stofflichen zu bewältigen, zur Form zu läutern; sie flüchtet sich, von fremden Tönen und Gestaltungen beängstigt, in das Reich der Dichtung, um sich zu objektivieren und durch die Kunst von der Unfruchtbarkeit ihres Wollens zu erlösen. Aber das eigentlich Dichterische fehlt, die Anschaulichkeit des Sehens, der sinnliche Ueberschwang schöpfender Kraft. Blaß und müde steigen seine Verse empor, wie die Gebete eines schwächlichen Aestheten, durchaus im Banne ihrer Zeit und der neuromantischen Mode.

Dieser sich innerlich aufzehrende, seine eigene Form zertrümmernde Mensch zeigt nirgends das Unbekümmerte eines genialen Wurfs; zwischen seinem kühlen Intellekt und der aufschäumend begehrlichen Phantasie sucht er vergebens den rechten Weg, und da er sich nicht mehr zurechtfindet in der Wirrnis seines allzu gereiften Den-

kens, in dem Nebelland seiner dunklen Träume, kann er nur noch den Pfad ins ewige Dunkel gehen, wo Frieden ist und Ruhe, wo ihn die aufgehetzten Gespenster seines nervös erregten Hirns nicht mehr peinigen. Seine Kunst zeigt in ihrer wuchernden Ueppigkeit, ihrer gebrechlichen geistigen Zartheit, in ihrem erborgten Lebensgefühl schon mit 20 Jahren Spuren des Greisentums; ihr größter Reiz liegt darin, daß sie bereits vor ihrer Blüte vom Tode berührt erscheint, daß sie abstirbt an sich selbst, freilich in ganz anderer Weise als etwa die Kunst des Novalis, die aus dem Grabe heraus zu reinster Blüte sich entfaltet und deren geheimnisvoll starkes Lebenselement der Tod ist. —

Georg Büchner ist am Typhus gestorben; ein brutaler äußerer Anlaß ließ ihn zusammenbrechen mitten auf des Lebens Bahn, weit, weit vom Ziel. Aber er war ein kraftvoller, sieghafter Kämpfer im Ringen um die Krone des Seins. Wenn wir zum Schluß den blassen lebensmüden Schatten einer von ihrer Zeit getragenen, durch ihre Zeit zerstörten problematischen Natur heraufbeschworen, so sollte dadurch das ewige, über der Zeit stehende Wesen unseres Dichters nur deutlicher und klarer hervorgehoben werden. Mit ihm wurde wirklich eine große Hoffnung für unsere Kunst, für unsre Kultur vernichtet; eine Entwicklung ward jäh abgebrochen, die sich wohl in jugendlichen Eruptionen und gärender Ueberkraft entladen hatte, aber aus ihrer eingeborenen Größe und Harmonie heraus stets zu reineren Formen emporstieg, zu größerer Klarheit gelangte. Büchner hat uns dichterische Werke hinterlassen, in denen das Genie sich offenbart über die Zeiten und über das Grab hinaus.

Register

Danton's Tod

Ein Drama



Georg Büchners genialis Erstlingswerk ist ein Produkt der Not, aber auch jener Notwendigkeit, ohne die keine echte Dichtung entsteht. Mit diesem in wilder Erregung hingewühlten Drama befreite er sich von den inneren Schreckbildern des eigenen Erlebens; seine geheimsten, ängstlich zurückgedrängten Gefühle ließ er hier ausströmen. Zunächst hatte er nur daran gedacht, an dem Beispiel der französischen Revolution, der seit Jahren seine Begeisterung, sein eifrigstes Studium gegolten und die er bereits in seinem „hessischen Landboten“, ja schon in seinen Primaner-Aufsätzen gefeiert hatte, seine politisch-aufrührerischen Tendenzen darzustellen, der neuen Revolution durch die anfeuernde Beredtsamkeit eines Revolutionsdramas zu dienen. Solche Ideen haben ihn wohl auch schon in den Straßburger Jahren 1832 und 1833 beschäftigt, wie man aus merkwürdig mit dem Wortlaut des Dramas übereinstimmenden Briefstellen schließen kann, aber es liegt kein Anlaß vor, die Entstehung des Danton-Planes, wie es Hans Landsberg beweisen möchte, in diese Zeit heraufzurücken. Vielmehr steht nach seines Bruders Wilhelm Zeugnis fest, daß erst in dem furchtbaren Winter 1834, den er im Elternhause, unter der strengen Aufsicht des Vaters und zugleich in die gefährlichste Verschwörung verwickelt, zubrachte, die blutig wilden Bilder seiner Phantasie sich um die Gestalt des untergehenden Danton zusammenschlossen.

Büchner verwendete damals die freie Zeit, die ihm sein anatomisches Studium und sein aufrührerisches Geheimbundtreiben ließen, zum größten Teil auf ein genaues Studium der französischen Revolution; in der von ihm gegründeten „Gesellschaft der Menschenrechte“ hielt er im November und Dezember eine Reihe von Vorträgen, in denen er ein lebendiges Bild der Vorgänge entrollte. Hier werden ihm die dramatischen Szenen dieses gewaltigen Geschichtsschauspiels zuerst plastisch vor den Geist getreten sein, so daß sie ihn

von nun ab nicht mehr losließen. Seine Auffassung von der Geschichte, die in allem Geschehen nur ein Puppenspiel, ein lächerliches Ringen gegen ein ewiges Gesetz erkannte, verbot ihm, die Entwicklung der revolutionären Idee zu gestalten, wie er wohl zuerst geplant und wie es etwa Bleibtreu in seinem „Weltgericht" versucht hat. Die soziale Tendenz mußte vor dem mächtig wirkenden dichterischen Instinkt zurücktreten; das starke Gefühl eines verwandten Schicksals, die Sympathie für diesen genialsten Demagogen, diesen gigantischen Plebejer ließen die Gestalt Dantons unverrückbar fest vor seinem geistigen Auge aus dem Chaos hervortreten und ihn den dramatisch stärksten Ausschnitt seines Lebens, seinen Sturz und Tod, mit raschem Entschluß herausgreifen. Zu Anfang des Jahres 1835 wurden die ersten Szenen geschrieben.

Da kam ein äußerer Anstoß, um die Arbeit fieberhaft zu beschleunigen. Die Schlingen der Verfolgung zogen sich über Georg Büchners Kopf zusammen und der Namensvetter Danton sollte nun das letzte Mittel zur Rettung werden. Das Drama mußte ihm ein Honorar bringen, mit dem er die Flucht bewerkstelligen wollte. In wildester Hast entstanden nun Szene auf Szene. Am Seziertisch des Laboratoriums schrieb er, während der Bruder Wache hielt, um rechtzeitig jede Störung zu melden. Trat der Vater ein, so bedeckten anatomische Tafeln die noch feuchten Blätter des Manuskripts vor seinem forschenden Auge. Die unheimliche Stille des Seziersaales und die unerträgliche Angst seines Herzens steigerten jenen heiseren Verzweiflungston des „Danton", der noch heute mit seinem grellen Lachen ins Herz schneidet. „Ich schreibe im Fieber," sagte er zu dem Bruder, „aber das schadet dem Werke nicht — im Gegenteil! Uebrigens habe ich keine Wahl, ich kann mir keine Ruhe gönnen, bis ich nicht den Danton unter der Guillotine habe und obendrein brauche ich Geld, Geld!" Die Verfolger lauern unter dem Fenster. „Für Danton sind die darmstädtischen Polizisten meine Musen gewesen", meinte er später. Am 20. Februar ist das Werk fertig; drei Tage lang feilt er noch daran, während er es ins Reine schreibt. Wochen hätte er sonst wohl noch auf die Arbeit verwendet, aber es war keine Zeit mehr zu verlieren. Am 24. Februar sandte er das Manuskript, auf dem nur der Titel „Dantons Tod. Ein Drama" stand, mit einem

stammelnd stolzen, trotzig trostlosen Begleitbrief an Gutzkow, dessen aus einem zerrissenen Herzen mühsam emporquellender Seelenton erschüttern mußte. Gutzkow erschien ihm durch seine kühnen Kritiken im „Telegraf“ am ehesten befähigt, sein Wollen, sein Dichten zu verstehen; auch vermochte er ihm bei seinem Einfluß leicht einen Verleger zu verschaffen. Eine Antwort konnte er nicht mehr abwarten; in der Frühe des 1. März entfloh er.

Gutzkow erhielt die eigentümliche Sendung kurz vor einer Gesellschaft; aus wenigen Szenen schon erkannte er die hohe Begabung und wußte den Verleger Sauerlaender zu bestimmen, das Drama des jungen Genies gegen ein Honorar von 100 Gulden zu erwerben. Das Geld ging nach Darmstadt, wo es der Vater Büchner schweigend der Mutter gab, die es an den Sohn weiterschickte. Einige der mächtigsten Szenen ließ Gutzkow zunächst in dem von ihm und Duller redigierten „Phoenix“ erscheinen. Für den Druck aber war es unbedingt notwendig, den Text einer gründlichen Revision zu unterziehen, da die Zensur eine wortgetreue Wiedergabe nicht erlaubt hätte. Zunächst mußte Gutzkow „den Venerin heraustreiben“, wie er sich ausdrückt, d. h. alle obszönen Stellen entfernen. Aber auch „die wuchernde Demokratie der Dichtung wurde mit der Schere der Vorzensur beschnitten“, indem alle politisch anstößigen Stellen ebenfalls wegfielen. Gutzkow fühlte wohl, „wie grade der Abfall des Buches, der unsern Sitten und unsern Verhältnissen geopfert werden mußte, der Beste, nämlich der individuellste, der eigentümlichste Teil des Ganzen war. Lange zweideutige Dialoge in den Volksszenen, die von Witz und Gedankenfülle sprudelten, mußten zurückbleiben. Die Spitzen der Wortspiele mußten abgestumpft werden, oder durch aushelfende dumme Redensarten, die ich hinzusetzte, krumm gebogen. Der echte Danton von Büchner ist nicht erschienen. Was davon herauskam, ist ein notdürftiger Rest, die Ruine einer Verwüstung, die mich Ueberwindung genug gekostet hat“. Als Gutzkow das also kastrierte Stück im Mai 1835 Sauerlaender übergab, wagte dieser den Druck noch nicht, sondern ließ es noch einmal von Duller überarbeiten, der es noch mehr verstümmelte und verunstaltete, ihm zudem den marktschreierischen Untertitel gab: „Dramatische Bilder aus Frankreichs

Schreckensherrschaft". Anfang Juli kam dann das Werk in den Buchhandel.

Büchner war sehr enttäuscht, als ihm das also mißhandelte und veränderte Kind seiner Muse Ende Juli in die Hände kam; er äußerte sich ganz entrüstet in einem Briefe (vom 28. Juli 1835) an die Seinen. Auch sonst sollte er nicht allzu viel Freude an der Aufnahme erleben. Obgleich ihn das Drama bekannt machte und in dem kleinen Kreise der modernen Literaten ihm viele Freunde erwarb, erschien doch nur eine wirklich anerkennende Kritik, die Gutzkows im „Phoenix" vom 11. Juli 1835 (Nr. 162). Scharfsinnig zeigte sie die Schönheiten und Eigenart des Werkes auf und pries warmherzig das junge Genie, dem der Kritiker nur, gleichsam als Kammerdiener, die Tür des Salons der Dichtung öffnen wollte, um in die erstaunte Menge laut den Namen des Eintretenden hineinzurufen. Gutzkow schließt mit den Worten: „Es ist alles ganz, fertig, abgerundet. Staub und Schutt, das Atelier des Geistes sieht man nicht. Ich wüßte nicht, worin anders das Kennzeichen eines literarischen Genies besteht. Als ein solches muß man Georg Büchner mit seiner Ideenfülle, seiner erhabenen Auffassung, mit seinem Witz und Humor begrüßen. Was ist Immermann's monotone Jambenclassicität, was ist Grabbe's wahnwitzige Mischung des Trivalen mit dem Regellosen gegen diesen jugendlichen Genius! Ich bin stolz darauf, der Erste gewesen zu sein, der im literarischen Verkehr und Gespräch den Namen Georg Büchner's genannt hat."

Doch mußte auch Gutzkow später in einem Briefe an Büchner gestehen: „Ihr Danton zog nicht." In dem konservativen Brockhausschen Repertorium (1835) wurde die Tragödie „mit ein paar Worten abgekanzelt"; die „Blätter für litterarische Unterhaltung" (1836 Nr. 182) lobten wenigstens „die Energie des Ausdrucks, eine wahre Todescharakteristik", fanden aber dann, „daß, hätte der Verfasser die Mühe des Verses an seine Arbeit gewendet, wir wirklich einige Stellen zu bewundern gehabt hätten".

Das Fortleben des „Danton" begann erst nach Büchners Tode. Auch dauerte es noch fast ein halbes Jahrhundert, bis das Werk in seiner ursprünglichen Gestalt dargeboten wurde und nun erst eine rechte Beurteilung, ein eigentliches Genie-

ßen der Schönheiten möglich war. Franzos druckte das Drama sehr sorgfältig und wortgetreu nach dem Originalmanuskript und gab damit znm ersten Mal den Text so, wie ihn der junge Dichter in jenen entsetzlichen und doch so fruchtbaren Februartagen des Jahres 1835 mit seinem Herzblut niedergeschrieben.

Personen

Georg Danton	Deputirte
Legendre	
Camille Desmoulins	
Hérault-Séchelles	
Lacroix	
Philippeau	
Fabre d'Eglantine	
Mercier	
Thomas Payne	
Robespierre	Mitglieder des Wohlfahrts-Ausschusses
St. Just	
Barrère	
Collot d'Herbois	
Billaud Varennes	

Chaumette, Procurator des Gemeinderaths
Dillon, ein General
Fouquier Tinville, öffentlicher Ankläger

Herrmann	Präsidenten des Revolutions-Tribunals
Dumas	

Paris, ein Freund Danton's
Simon, Soufleur
Laflotte
Julie, Danton's Gattin
Lucile, Gattin des Camille Desmoulins

Rosalie	Grisetten
Adelaide	
Marion	

Männer und Weiber aus dem Volke, Grisetten, Deputirte, Henker u. s. w.

Erster Act

Hérault Séchelles, einige Damen (am Spieltische), **Danton Julie,** (seine Gattin, etwas weiter weg Danton auf einem Schem zu den Füßen Julien's).

Danton. Sieh die hübsche Dame, wie artig sie die Karten dreht! Ja wahrhaftig, sie versteht's; man sagt, sie halte ihrem Manne immer das Coeur und anderen Leuten immer das Carreau hin. Sie hat ungeschickte Beine und fällt leicht; ihr Mann trägt die Beulen hiefür auf der Stirne, hält sie für Hitzpocken und lacht dazu. Ihr könntet einen noch in die Lüge verliebt machen.

Julie. Glaubst du an mich?

Danton. Was weiß ich! Wir wissen wenig von einander. Wir sind Dickhäuter, wir strecken die Hände nach einander aus, aber es ist vergebliche Mühe, wir reiben nur das grobe Leder an einander ab, — wir sind sehr einsam.

Julie. Du kennst mich, Danton.

Danton. Ja, was man so kennen heißt. Du hast dunkle Augen und lockiges Haar und einen feinen Teint, und sagst immer zu mir: lieber Georg! Aber (er deutet ihr auf Stirn und Augen) da, da, was liegt hinter dem? Geh', wir haben grobe Sinne. Einander kennen? Wir müßten uns die Schädeldecken aufbrechen und die Gedanken einander aus den Hirnfasern zerren. —

Eine Dame (zu Hérault). Was haben Sie nur mit Ihren Fingern vor?

Hérault. Nichts.

Dame. Schlagen Sie den Daumen nicht so ein, es ist nicht zum Ansehen.

Hèrault. Geh'n Sie nur, das Ding hat eine ganz eigene Physiognomie. —

Danton. Nein, Julie, ich liebe dich wie das Grab.

Julie (sich abwendend). Oh!

Danton. Nein! höre! Die Leute sagen, im Grabe sei Ruhe, und Grab und Ruhe seien eins. Wenn das ist, lieg' ich in deinem Schooße schon unter der Erde. Du süßes Grab, deine Lippen sind Todtenglocken, deine

Stimme ist mein Grabgeläute, deine Brust mein Grabhügel und dein Herz mein Sarg. —

Dame. Verloren.

Hérault. Das war ein verliebtes Abenteuer, es kostet Geld, wie alle anderen.

Dame. Dann haben Sie Ihre Liebeserklärungen, wie ein Taubstummer, mit den Fingern gemacht.

Hérault. Ei, warum nicht? Man will sogar behaupten, gerade die würden am leichtesten verstanden. Ich zettelte eine Liebschaft mit einer Kartenkönigin an, meine Finger waren in Spinnen verwandelte Prinzen. Sie, Madame, waren die Fee; aber es ging schlecht, die Dame lag immer in den Wochen, jeden Augenblick bekam sie einen Buben. Ich würde meine Tochter dergleichen nicht spielen lassen, die Herren und Damen fallen so unanständig übereinander, und die Buben kommen gleich hinten nach.

(Camille Desmoulins und Philippeau treten ein.)

Hérault. Philippeau, welch trübe Augen! Hast du dir ein Loch in die rothe Mütze gerissen? Hat der heilige Jakob ein böses Gesicht gemacht? Hat es während des Guillotinirens geregnet? Oder hast du einen schlechten Platz dabei bekommen und nichts sehen können?

Camille. Du parodirst den Sokrates. Weißt du auch, was der Göttliche den Alcibiades fragte, als er ihn eines Tages finster und niedergeschlagen fand: „Hast du deinen Schild auf dem Schlachtfelde verloren, bist du im Wettlauf oder im Schwerdtkampfe besiegt worden? Hat ein Anderer besser gesungen oder besser die Cither geschlagen?" Welche klassischen Republikaner! Nimm einmal unsere Guillotinen-Romantik dagegen!

Philippeau. Heute sind wieder zwanzig Opfer gefallen. Wir waren im Irrthume, man hat die Hebertisten nur aufs Schaffot geschickt, weil sie nicht systematisch genug verfuhren, vielleicht auch weil die Decemvirn sich verloren glaubten, wenn es nur eine Woche Männer gegeben hätte, die man mehr fürchtete, als sie.

Hérault. Sie möchten uns zu Antediluvianern machen. St. Just säh' es nicht ungern, wenn wir wieder

auf allen Vieren kröchen, damit uns der Advokat von Arras nach der Mechanik des Genfer Uhrmachers Fallhütchen, Schulbänke und einen Herrgott erfände.

Philippeau. Sie würden sich nicht scheuen, zu dem Behuf an Marat's Rechnung noch einige Nullen zu hängen. Wie lange sollen wir noch schmutzig und blutig sein, wie neugeborne Kinder, Särge zur Wiege haben und mit Köpfen spielen? Wir müssen vorwärts: Der Gnadenausschuß muß durchgesetzt, die ausgestoßenen Deputirten müssen wieder aufgenommen werden.

Hérault. Die Revolution ist in das Stadium der Reorganisation gelangt. — Die Revolution muß aufhören, und die Republick muß anfangen. — In unseren Staatsgrundsätzen muß das Recht an die Stelle der Pflicht, das Wohlbefinden an die der Tugend und die Notwehr an die der Strafe treten. Jeder muß sich geltend machen und seine Natur durchsetzen können. Er mag vernünftig oder unvernünftig, gebildet oder ungebildet, gut oder böse sein, das geht den Staat nichts an. Wir alle sind Narren, und Keiner hat das Recht, einem Andern seine eigenthümliche Narrheit aufzudringen. — Jeder muß in seiner Art genießen können, jedoch so, daß Keiner auf Unkosten eines Andern genießen oder ihn in seinem eigenthümlichen Genuß stören darf. Die Individualität der Mehrzahl muß sich in der Physiognomie des Staates offenbaren.

Camille. Die Staatsform muß ein durchsichtiges Gewand sein, das sich dicht an den Leib des Volkes schmiegt. Jedes Schwellen der Adern, jedes Spannen der Muskeln, jedes Zucken der Sehnen muß sich darin abdrücken. Die Gestalt mag nun schön oder häßlich sein, sie hat einmal das Recht zu sein wie sie ist, wir sind nicht berechtigt, ihr ein Röcklein nach Belieben zuzuschneiden. — Wir werden den Leuten, welche über die nackten Schultern der allerliebsten Sünderin Frankreich den Nonnenschleier werfen wollen, auf die Finger schlagen. — Wir wollen nackte Götter, Bachantinnen, olympische Spiele, Rosen in den Locken, funkelnden Wein, wallende Busen und melodische Lippen; ach, die gliederlösende, böse Liebe! Wir wollen den Römern nicht

verwehren, sich in die Ecke zu setzen und Rüben zu kochen, aber sie sollen uns keine Gladiatorenspiele mehr geben wollen. — Der göttliche Epicur und die Venus mit dem schönen Hintern müssen statt der Heiligen Marat und Chalier die Thürsteher der Republik werden. — Danton! du wirst den Angriff im Convent machen.

Danton. Ich werde, du wirst, er wird. Wenn wir bis dahin noch leben, sagen die alten Weiber. Nach einer Stunde werden sechzig Minuten verflossen sein. Nicht war, mein Junge?

Camille. Was soll das hier? das versteht sich von selbst.

Danton. O, es versteht sich alles von selbst. Wer soll denn aber alle die schönen Dinge ins Werk setzen.

Philippeau. Wir und die ehrlichen Leute.

Danton. Das „und" dazwischen ist ein langes Wort, es hält uns ein wenig weit auseinander, die Strecke ist lang, die Ehrlichkeit verliert den Athem, eh wir zusammen kommen. Und wenn auch! — den ehrlichen Leuten kann man Geld leihen, man kann bei ihnen Gevatter stehen und seine Töchter an sie verheirathen, aber das ist Alles!

Camille. Wenn du das weißt, warum hast du den Kampf begonnen?

Danton. Die Leute waren mir zuwider. Ich konnte dergleichen gespreizte Katone nie ansehen, ohne ihnen einen Tritt zu geben. Mein Naturell ist einmal so. (Er erhebt sich.)

Julie. Du gehst?

Danton (zu Julie). Ich muß fort, sie reiben mich mit ihrer Politik noch auf. — (Im Hinausgehen) Zwischen Thür und Angel will ich euch prophezeien: die Statue der Freiheit ist noch nicht gegossen, der Ofen glüht, wir Alle können uns noch die Finger dabei verbrennen. (Ab.)

Camille. Laß ihn! Glaubt ihr, er könnte die Finger davon lassen, wenn es zum Handeln kömmt?

Hérault. Ja, aber bloß zum Zeitvertreib, wie man Schach spielt.

Eine Gasse.

Soufleur **Simon**. Sein **Weib**.

Simon (schlägt das Weib). Du Kuppelpelz, du runzliche Sublimatpille, du wurmstichiger Sündenapfel!

Weib. Zu Hilfe! Hilfe!

(Es kommen Leute gelaufen:)

Reißt sie auseinander, reißt sie auseinander!

Simon. Nein, laßt mich, Römer! Zerschellen will ich dies Geripp'! Du Vestalin!

Weib. Ich eine Vestalin? Das will ich sehen, ich?

Simon. So reiß ich von den Schultern dein Gewand.
Nackt in die Sonne schleudr' ich dann dein Aas.
In jeder Runzel deines Leibes nistet Unzucht,
du Hurenbett! —

(Sie werden getrennt.)

Erster Bürger. Was gibt's?

Simon. Wo ist die Jungfrau? Sprich! Nein so kann ich nicht sagen. Das Mädchen! Nein, auch das nicht; die Frau, das Weib! Auch das, auch das nicht! Nur noch Ein Name; o, der erstickt mich! Ich habe keinen Athem dafür.

Zweiter Bürger. Das ist gut, sonst würde der Name nach Schnaps riechen.

Simon. Alter Virginius, verhülle dein kahles Haupt, — der Rabe Schande sitzt darauf, und hackt nach deinen Augen. Gebt mir ein Messer, Römer! (Er sinkt um.)

Weib. Ach, er ist sonst ein braver Mann, er kann nur nicht viel vertragen; der Schnaps stellt ihn gleich ein Bein.

Zweiter Bürger. Dann geht er mit dreien.

Weib. Nein, er fällt.

Zweiter Bürger. Richtig, erst geht er mit dreien, und dann fällt er auf das dritte, bis das dritte selbst wieder fällt.

Simon. Du bist die Vampyrzunge, die mein wärmstes Herzblut trinkt.

Weib. Laßt ihn nur, das ist so die Zeit, worin er immer gerührt wird; es wird sich schon geben.

Erster Bürger. Was gibt's denn?

Weib. Seht ihr: ich saß da so auf dem Stein in der Sonne und wärmte mich; — seht ihr, denn wir haben kein Holz, seht ihr —

Zweiter Bürger. So nimm deines Mannes Nase.

Weib. Und meine Tochter war da hinunter gegangen um die Ecke, — sie ist ein braves Mädchen und ernährt ihre Eltern.

Simon. Ha, sie bekennt.

Weib. Du Judas, hättest du nur ein paar Hosen hinaufzuziehen, wenn die jungen Herren nicht die Hosen bei ihr herunterließen? Du Branntweinfaß, willst du verdursten, wenn das Brünnlein zu laufen aufhört? He? — Wir arbeiten mit allen Gliedern, warum denn nicht auch damit; ihre Mutter hat damit geschafft, als sie zur Welt kam, und es hat ihr weh gethan; kann sie für ihre Mutter nicht auch damit schaffen, he? Und thut's ihr auch weh dabei, he? Du Dummkopf!

Simon. Ha. Lucretia! ein Messer; gebt mir ein Messer, Römer! Ha, Appius Claudius!

Erster Bürger. Ja, ein Messer, aber nicht für die arme Hure! Was that sie? Nichts! Ihr Hunger hurt und bettelt. Ein Messer für die Leute, die das Fleisch unserer Weiber und Töchter kaufen! Weh über die, so mit den Töchtern des Volkes huren! Ihr habt Kollern im Leib, und sie haben Magendrücken; ihr habt Löcher in den Jacken, und sie haben warme Röcke; ihr habt Schwielen in den Fäusten, und sie haben Sammthände. Ergo ihr arbeitet und sie thun nichts, ergo ihr habt's erworben und sie haben's gestohlen, ergo: wenn ihr von eurem gestohlenen Eigenthum ein Paar Heller wieder haben wollt, müßt ihr huren und und betteln, ergo: sie sind Spitzbuben, und man muß sie todtschlagen.

Dritter Bürger. Sie haben kein Blut in den Adern, als das sie uns ausgesaugt haben. Sie haben uns gesagt: schlagt die Aristokraten todt, das sind Wölfe! Wir haben die Aristokraten an die Laterne gehenkt. Sie haben gesagt: das Veto frißt euer Brod! wir haben das Veto todtgeschlagen. Sie haben gesagt: die Giron-

disten hungern euch aus; wir haben die Girondisten guillotinirt. Aber sie haben die Todten ausgezogen, und wir laufen wie zuvor auf nackten Beinen und frieren. Wir wollen ihnen die Haut von den Schenkeln ziehen und uns Hosen daraus machen, wir wollen ihnen das Fett auslassen und unsere Suppen damit schmelzen. Fort! Todtgeschlagen, wer kein Loch im Rocke hat!

Erster Bürger. Todtgeschlagen, wer lesen und schreiben kann!

Zweiter Bürger. Todtgeschlagen, wer auswärts geht!

Alle (schreien): Todtgeschlagen, todtgeschlagen!

(Einige schleppen einen jungen Menschen herbei.)

Einige Stimmen. Er hat ein Schnupftuch! ein Aristokrat! an die Laterne! an die Laterne!

Zweiter Bürger. Was? er schneuzt sich die Nase nicht mit den Fingern? An die Laterne!

(Eine Laterne wird heruntergelassen.)

Junger Mensch. Ach, meine Herren!

Zweiter Bürger. Es giebt hier keine Herren! An die Laterne!

(Einige singen:)

Die da liegen in der Erden,
Von die Würm' gefressen werden;
Besser hangen in der Luft,
Als verfaulen in der Gruft!

Junger Mensch. Erbarmen!

Dritter Bürger. Nur ein Spielen mit einer Hanf-Locke um den Hals! Es ist nur ein Augenblick! Wir sind barmherziger, als ihr. Unser Leben ist der Mord durch Arbeit; wir hängen sechzig Jahre lang am Strick und zappeln, aber wir werden uns losschneiden. — An die Laterne!

Junger Mensch. Meinetwegen, ihr werdet deßwegen nicht heller sehen.

Die Umstehenden. Bravo! Bravo!

Einige Stimmen. Laßt ihn laufen! (Er entwischt.)

(Robespierre tritt auf, begleitet von Weibern und Ohnehosen.)

Robespierre. Was gibt's da, Bürger?

Dritter Bürger. Was wird's geben? Die Paar Tropfen Bluts vom August und September haben dem Volke die Backen nicht roth gemacht. Die Guillotine ist zu langsam. Wir brauchen einen Platzregen.

Erster Bürger. Unsere Weiber und Kinder schreien nach Brod, wir wollen sie mit Aristokratenfleisch füttern. He! todtgeschlagen, wer kein Loch im Rocke hat!

Alle. Todtgeschlagen! Todtgeschlagen!

Robespierre. Im Namen des Gesetzes!

Erster Bürger. Was ist das Gesetz?

Robespierre. Der Wille des Volkes.

Erster Bürger. Wir sind das Volk und wir wollen, daß kein Gesetz sei; ergo: ist dieser Wille das Gesetz, ergo: im Namen des Gesetzes gibt's kein Gesetz mehr, ergo: todtgeschlagen!

Einige Stimmen. Hört den Aristides, hört den Unbestechlichen!

Ein Weib. Hört den Messias, der gesandt ist, zu wählen und zu richten; er wird die Bösen mit der Schärfe des Schwerdtes schlagen. Seine Augen sind die Augen der Wahl, und seine Hände sind die Hände des Gerichts.

Robespierre. Armes, tugendhaftes Volk! Du thust deine Pflicht, du opferst deine Feinde. Volk! du bist groß. Du offenbarst dich unter Blitzstrahlen und Donnerschlägen. Aber, Volk, deine Streiche dürfen deinen eignen Leib nicht verwunden; du mordest dich selbst in deinem Grimm. Du kannst nur durch deine eigne Kraft fallen, das wissen deine Feinde. Deine Gesetzgeber wachen, sie werden deine Hände führen, ihre Auge sind untrügbar, deine Hände sind unentrinnbar. Kommt mit zu den Jacobinern. Eure Brüder werden euch ihre Arme öffnen, wir werden ein Blutgericht über unsere Feinde halten.

Viele Stimmen. Zu den Jacobinern! Es lebe Robespierre! (Alle ab.)

Simon. Weh' mir, verlassen! (Er versucht, sich aufzurichten.)

Weib. Da! (Sie unterstützt ihn.)

Simon. Ach meine Baucis, du sammelst Kohlen auf mein Haupt.

Weib. Da steh!

Simon. Du wendest dich ab? Ha, kannst du mir vergeben, Portia? Schlug ich dich? Das war nicht meine Hand, war nicht mein Arm, mein Wahnsinn that es. Sein Wahnsinn ist des armen Hamlet Feind. Hamlet that's nicht, Hamlet verläugnet's. Wo ist unsere Tochter, wo ist mein Sannchen?

Weib. Dort um das Eck herum.

Simon. Fort zu ihr! Komm, mein tugendreich Gemahl. (Beide ab.)

Der Jacobinerklubb.

Ein Lyoner. Die Brüder von Lyon senden uns, um in eure Brust ihren bitteren Unmuth auszuschütten. Wir wissen nicht, ob der Karren, auf dem Ronsin zur Guillotine fuhr, der Todtenwagen der Freiheit war, aber wir wissen, daß seit jenem Tage die Mörder Chalier's wieder so fest auf den Boden treten, als ob es kein Grab für sie gäbe. Hab ihr vergessen, daß Lyon ein Flecken auf dem Boden Frankreichs ist, den man mit den Gebeinen der Verräter zudecken muß? Habt ihr vergessen, daß diese Hure der Könige ihren Aussatz nur in dem Wasser der Rhone abwaschen kann? Habt ihr vergessen, daß dieser revolutionäre Strom die Flotten Pitt's im Mittelmeer auf den Leichen der Aristokraten muß stranden machen? Eure Barmherzigkeit mordet die Revolution. Der Athemzug eines Aristokraten ist das Röcheln der Freiheit. Nur ein Feigling stirbt für die Republik, ein Jacobiner tödtet für sie. Wißt: finden wir in euch nicht mehr die Spannkraft der Männer des 10. August, des September und des 31. Mai, so bleibt uns, wie dem Patrioten Gaillard, nur der Dolch des Cato.

(Beifall und verwirrtes Geschrei.)

Ein Jacobiner. Wir werden den Becher des Socrates mit euch trinken!

Legendre (schwingt sich auf die Tribühne). Wir haben nicht nöthig, unsere Blicke auf Lyon zu werfen. Die Leute, die seidene Kleider tragen, die in Kutschen fahren, die in den Logen im Theater sitzen und nach dem Dictionär der Akademie sprechen, tragen seit einigen Tagen die Köpfe fest auf den Schultern. Sie sind witzig und sagen, man muß Marat und Chalier zu einem doppelten Märtyrertum verhelfen, und sie in effigie guillotiniren.

(Heftige Bewegung in der Versammlung.)

Einige Stimmen. Das sind todte Leute, ihre Zunge guillotinirt sie.

Legendre. Das Blut dieser Heiligen komme über sie! Ich frage die anwesenden Mitglieder des Wohlfahrts-Ausschusses, seid wann ihre Ohren so taub geworden sind. —

Collot d'Herbois (unterbricht ihn). Und ich frage dich, Legendre, wessen Stimme solchen Gedanken Athem gibt, daß sie lebendig werden und zu sprechen wagen? Es ist Zeit, die Masken abzureißen. Hört! die Ursache verklagt ihre Wirkung, der Ruf sein Echo, der Grund seine Folge. Der Wohlfahrts-Ausschuß versteht mehr Logik, Legendre. Sei ruhig. Die Büsten der Heiligen werden unberührt bleiben, sie werden wie Medusenhäupter die Verräther in Stein verwandeln.

Robespierre. Ich verlange das Wort.

Die Jacobiner. Hört, hört den Unbestechlichen!

Robespierre. Wir warten nur auf den Schrei des Unwillens, der von allen Seiten ertönt, um zu sprechen. Unsere Augen waren offen, wir sahen den Feind sich rüsten und sich erheben, aber wir haben das Lärmzeichen nicht gegeben; wir ließen das Volk sich selbst bewachen, es hat nicht geschlafen, es hat an die Waffen geschlagen. Wir ließen den Feind aus seinem Hinterhalt hervorbrechen, wir ließen ihn anrücken, jetzt steht er frei und ungedeckt in der Helle des Tages, jeder Streich wird ihn treffen, er ist todt, sobald ihr ihn erblickt habt. — Ich habe es euch schon einmal gesagt:

in zwei Abtheilungen, wie in zwei Heereshaufen, sind die inneren Feinde der Republik zerfallen. Unter Bannern von verschiedener Farbe und auf den verschiedensten Wegen eilen sie Alle dem nämlichen Ziele zu. Die eine dieser Faktionen ist nicht mehr. In ihrem affectirten Wahnsinne suchte sie die erprobtesten Patrioten als abgenutzte Schwächlinge bei Seite zu werfen, um die Republik ihrer kräftigsten Arme zu berauben. Sie erklärten der Gottheit und dem Eigenthum den Krieg, um eine Diversion zu Gunsten der Könige zu machen. Sie parodirte das erhabene Drama der Revolution, um dieselbe durch studirte Ausschweifungen bloszustellen. Hebert's Triumph hätte die Republik in ein Chaos verwandelt, und der Despotismus war befriedigt. Das Schwerdt des Gesetzes hat den Verräther getroffen. Aber was liegt den Fremden daran, wenn ihnen Verbrecher einer andern Gattung zur Erreichung des nämlichen Zweckes bleiben? Wir haben Nichts gethan, wenn wir noch eine andere Faktion zu vernichten haben. — Sie ist das Gegentheil der vorhergehenden. Sie treibt uns zur Schwäche, ihr Feldgeschrei heißt: Erbarmen! Sie will dem Volke seine Waffen und die Kraft, welche die Waffen führt, entreißen, um es nackt und entnervt den Königen zu überantworten. — Die Waffe der Republik ist der Schrecken, die Kraft der Republik ist die Tugend, — die Tugend, weil ohne sie der Schrecken verderblich, — der Schrecken, weil ohne ihn die Tugend ohnmächtig ist. Der Schrecken ist ein Ausfluß der Tugend, er ist nichts Anderes, als die schnelle, strenge und unbeugsame Gerechtigkeit. Sie sagen: der Schrecken sei die Waffe einer despotischen Regierung, die unsrige gleiche also dem Despotismus. Freilich, aber so, wie das Schwerdt in den Händen eines Freiheitshelden dem Säbel gleicht, womit der Satellit des Tyrannen bewaffnet ist. Regiere der Despot seine thierähnlichen Unterthanen durch den Schrecken, er hat Recht als Despot. Zerschmettert durch den Schrecken die Feinde der Freiheit, und ihr habt als Stifter der Republik nicht minder Recht. Die Revolutionsregierung ist der Despotismus der Freiheit gegen die Tyrannei. Erbarmen mit den Royalisten!

rufen gewisse Leute. Erbarmen mit Bösewichtern? Nein! Erbarmen für die Unschuld, Erbarmen für die Schwäche, Erbarmen für die Unglücklichen, Erbarmen für die Menschheit! Nur dem friedlichen Bürger gebührt der Schutz der Gesellschaft! In einer Republik sind nur Republikaner — Bürger; Royalisten und Fremde stnd Feinde. Die Unterdrücker der Menschheit bestrafen, ist Gnade, ihnen verzeihen, ist Barbarei. Alle Aeußerungen einer falschen Empfindsamkeit scheinen mir Seufzer, welche nach England oder Oestreich fliegen. — Aber, nicht zufrieden, den Arm des Volkes zu entwaffnen, sucht man noch die heiligsten Quellen seiner Kraft durch das Laster zu vergiften. Dies ist der feinste, gefährlichste und abscheulichste Angriff auf die Freiheit. Nur der höllischste Macchiavellismus, doch — nein! ich will nicht sagen, daß ein solcher Plan in dem Gehirne eines Menschen hätte ausgebrütet werden können! Es mag unwillkürlich geschehen, doch die Absicht thut nichts zur Sache, die Wirkung bleibt die nämliche, die Gefahr ist gleich groß! Das Laster ist das Kainszeichen des Aristokratismus. In einer Republik ist es nicht nur ein moralisches, sondern auch ein politisches Verbrechen; der Lasterhafte ist der politische Feind der Freiheit, er ist ihr um so gefährlicher, je größer die Dienste sind, die er ihr scheinbar erwiesen. Der gefährlichste Bürger ist derjenige, welcher leichter ein Dutzend rother Mützen verbraucht, als eine gute Handlung vollbringt. Ihr würdet mich leicht verstehen, wenn ihr an Leute denkt, welche sonst in Dachstuben lebten und jetzt in Carossen fahren, und mit ehemaligen Marquisinnen und Baronessen Unzucht treiben. Wir dürfen wohl fragen, ist das Volk geplündert, oder sind die Goldhände der Könige gedrückt worden, wenn wir Gesetzgeber des Volkes mit allen Lastern und allem Luxus der ehemaligen Höflinge Parade machen, wenn wir diese Marquis und Grafen der Revolution reiche Weiber heirathen, üppige Gastmähler geben, spielen, Diener halten und kostbare Kleider tragen sehen? — Wir dürfen wohl staunen, wenn wir sie Einfälle haben, schöngeistern und so Etwas von gutem Tone bekommen hören. Man hat vor Kurzem auf eine unverschämte

Weise den Tacitus parodirt, ich könnte mit dem Sallust antworten und den Catilina travestiren; doch ich denke, ich habe keine Striche mehr nöthig, die Porträts sind fertig. — Keinen Vertrag, keinen Waffenstillstand mit den Menschen, welche nur auf die Ausplünderung des Volkes bedacht waren, welche diese Ausplünderung ungestraft zu vollbringen hofften, für welche die Republik eine Spekulation und die Revolution ein Handwerk war! In Schrecken gesetzt durch den reißenden Strom der Beispiele, suchen sie ganz leise die Gerechtigkeit abzukühlen. Man sollte glauben, jeder sage zu sich selbst: „wir sind nicht tugendhaft genug, um so schrecklich zu sein. Philosophische Gesetzgeber! erbarmt euch unserer Schwäche; ich wage euch nicht zu sagen, daß ich lasterhaft bin; ich sage euch also lieber: seid nicht grausam." Beruhige dich, tugendhaftes Volk, beruhigt euch, ihr Patrioten, sagt euern Brüdern zu Lyon: das Schwert des Gesetzes roste nicht in den Händen, denen ihr es anvertraut habt. Wir werden der Republik ein großes Beispiel geben. (Allgemeiner Beifall.)

Viele Stimmen. Es lebe die Republik! Es lebe Robespierre!

Präsident. Die Sitzung ist aufgehoben.

Eine Gasse.

Lacroix. Legendre.

Lacroix. Was hast du gemacht, Legendre? Weißt du auch, wem du mit deinen Büsten den Kopf herunterwirfst?

Legendre. Einigen Stutzern und eleganten Weibern, das ist Alles.

Lacroix. Du bist ein Selbstmörder, ein Schatten, der sein Original und somit sich selbst ermordet.

Legendre. Ich begreife nicht.

Lacroix. Ich dächte: Collot hätte deutlich gesprochen.

Legendre. Was macht das? Es war, als ob eine Champagnerflasche spränge. Er war wieder betrunken.

Lacroix. Narren, Kinder und — nun? — Betrunkene sagen die Wahrheit. Wen glaubst du denn, daß Robespierre mit dem Catilina gemeint habe?

Legendre. Nun?

Lacroix. Die Sache ist einfach. Man hat die Atheisten und Ultrarevolutionärs aufs Schaffot geschickt; aber dem Volk ist nichts geholfen, es läuft noch baarfuß in den Gassen und will sich aus Aristokraten-Leder Schuhe machen. Der Guillotinen-Thermometer darf nicht fallen; noch wenige Grade, und der Wohlfahrts-Ausschuß kann sich sein Bett auf dem Revolutionsplatz suchen.

Legendre. Was haben damit meine Büsten zu schaffen?

Lacroix. Siehst du es noch nicht? Du hast die Contre-Revolution officiell bekannt gemacht, du hast die Decemvirn zur Energie gezwungen, du hast ihnen die Hand geführt. Das Volk ist ein Minotaurus, der wöchentlich seine Leichen haben muß, wenn er sie nicht auffressen soll.

Legendre. Wo ist Danton?

Lacroix. Was weiß ich! Er sucht eben die mediceische Venus stückweise bei allen Grisetten im Palais-Royal zusammen; er macht Mosaik, wie er sagt. Der Himmel weiß, bei welchem Glied er gerade ist. Es ist ein Jammer, daß die Natur die Schönheit, wie Medea ihren Bruder, zerstückt und sie so in Fragmenten in die Körper gesenkt hat. — Gehn wir ins Palais-Royal!

(Beide ab.)

Ein Zimmer.

Danton. Marion.

Marion. Nein, laß mich! So zu deinen Füßen. Ich will dir erzählen!

Danton. Du könntest deine Lippen besser gebrauchen.

Marion. Nein, laß mich einmal so. Ich bin aus guter Familie. Meine Mutter war eine kluge Frau, sie gab mir eine sorgfältige Erziehung, sie sagte mir immer: die Keuschheit sei eine schöne Tugend. Wenn Leute ins Haus kamen, und von manchen Dingen zu sprechen anfingen, hieß sie mich aus dem Zimmer gehen; fragte ich, was die Leute gewollt hatten, so sagte sie: ich solle mich schämen; gab sie mir ein Buch zu lesen, so mußte ich fast immer einige Seite überschlagen. Aber die Bibel las ich nach Belieben, da war Alles heilig; aber es war etwas darin, was ich nicht begriff. Ich möchte auch Niemand fragen, ich brütete über mir selbst. Da kam der Frühling, es ging überall etwas um mich vor, woran ich keinen Theil hatte. Ich gerieth in eine eigene Atmosphäre, sie erstickte mich fast. Ich betrachtete meine Glieder, es war mir manchmal, als wäre ich doppelt und verschmölze dann wieder in Eins. Ein junger Mensch kam zu der Zeit ins Haus; er war hübsch und sprach oft tolles Zeug, ich wußte nicht recht, was er wollte, aber ich mußte lachen. Meine Mutter hieß ihn öfters kommen, das war uns Beiden recht. Endlich sahen wir nicht ein, warum wir nicht eben so gut zwischen zwei Betttüchern bei einander liegen, als auf zwei Stühlen bei einander sitzen dürften. Ich fand dabei mehr Vergnügen, als bei seiner Unterhaltung und sah nicht ab, warum man mir das Geringere gewähren und das Größere entziehen wollte. Wir thaten's heimlich, und das ging so fort. Aber ich wurde wie ein Meer, das Alles verschlang und sich tiefer und tiefer wühlte. Es war für mich nur Ein Gegensatz da, alle Männer verschmolzen in Einen Leib. Meine Natur war einmal so, wer kann da drüber hinaus? Endlich merkt' er's. Er kam eines Morgens und küßte mich, als wollte er mich ersticken; seine Arme schnürten sich um meinen Hals, ich war in unsäglicher Angst. Da ließ er mich los, und lachte und sagte: er hätte fast einen dummen Streich gemacht, ich solle mein Kleid nur behalten und es brauchen, es würde sich schon von selbst abtragen, er wolle mir den Spaß nicht vor der Zeit verderben,

es wäre doch das Einzige, was ich hätte. Dann ging er, ich wußte wieder nicht, was er wollte. Den Abend saß ich am Fenster, ich bin sehr reizbar und hänge mit Allem um mich nur durch eine Empfindung zusammen; ich versank in die Wellen der Abendröthe. Da kam ein Haufe die Straße herab, die Kinder liefen voraus, die Weiber sahen aus den Fenstern. Ich sah hinunter, sie trugen ihn in einem Korbe vorbei, der Mond schien auf seine bleiche Stirn, seine Locken waren feucht, er hatte sich ersäuft. Ich mußte weinen. Das war der einzige Bruch in meinem Wesen. Die anderen Leute haben Sonn- und Werktage, sie arbeiten sechs Tage und beten am siebenten, sie sind jedes Jahr auf ihren Geburtstag einmal gerührt und denken auf Neujahr einmal nach. Ich begreife nichts davon; ich kenne keinen Absatz, keine Veränderung; ich bin immer nur Eins, ein ununterbrochenes Sehnen und Fassen, eine Gluth, ein Strom. Meine Mutter ist vor Gram gestorben; die Leute weisen mit Fingern auf mich, das ist dumm. Es läuft auf eins hinaus, an was man seine Freude hat, an Leibern, Christusbildern, Weingläsern, an Blumen oder Kinderspielsachen; es ist das nämliche Gefühl; wer am meisten genießt, betet am meisten.

Danton. Warum kann ich deine Schönheit nicht ganz in mich fassen, sie nicht ganz umschließen?

Marion. Danton, deine Lippen haben Augen.

Danton. Ich möchte ein Theil des Aethers sein, um dich in meiner Fluth zu baden, um mich auf jeder Welle deines schönen Leibes zu brechen.

Lacroix, Adelaide, Rosalie treten ein.

Lacroix (bleibt in der Thüre stehn). Ich muß lachen, ich muß lachen.

Danton (unwillig). Nun?

Lacroix. Die Gasse fällt mir ein.

Danton. Und?

Lacroix. Auf der Gasse waren Hunde, eine Dogge und ein Bologneser Schooßhündlein, die quälten sich.

Danton. Was soll das?

Lacroix. Das fiel mir nun gerade so ein, und da

mußt' ich lachen. Es sah erbaulich aus! Die Mädel guckten aus den Fenstern; man sollte vorsichtig sein und sie nicht einmal in der Sonne sitzen lassen. Die Mücken treiben's ihnen sonst auf den Händen; das macht Gedanken. Legendre und ich sind fast durch alle Zellen gelaufen, die Nönnlein von der Offenbarung durch das Fleisch hingen uns an den Rockschößen und wollten den Segen. Legendre gibt Einer die Disciplin, aber er wird einen Monat dafür zu fasten bekommen. Da bringe ich zwei von den Priesterinnen mit dem Leib.

Marion. Guten Tag, Demoiselle Adelaide, guten Tag, Demoiselle Rosa.

Rosalie. Wir hatten schon lange nicht das Vergnügen.

Marion. Es war mir recht leid.

Adelaide. Ach Gott, wir sind Tag und Nacht beschäftigt.

Danton (zu Rosalie). Ei, Kleine, du hast geschmeidige Hüften bekommen.

Rosalie. Ach ja, man vervollkommnet sich täglich.

Lacroix. Was ist der Unterschied zwischen dem antiken und einem modernen Adonis?

Danton. Und Adelaide ist sittsam-interessant geworden; eine pikante Abwechslung. Ihr Gesicht sieht aus wie ein Feigenblatt, das sie sich vor den ganzen Leib hält. So ein Feigenbaum an einer so gangbaren Straße gibt einen erquicklichen Schatten.

Adelaide. Ich wäre ein Heerdweg, wenn Monsieur —

Danton. Ich verstehe; nur nicht böse, mein Fräulein!

Lacroix. So höre doch; ein moderner Adonis wird nicht von einem Eber, sondern von Säuen zerrissen; er bekommt seine Wunde nicht am Schenkel, sondern in den Leisten, und aus seinem Blute sprossen nicht Rosen hervor, sondern schießen Quecksilberblüthen an.

Danton. O laß das; Fräulein Rosalie ist ein restaurierter Torso, woran nur die Hüften und Füße antik sind. Sie ist eine Magnetnadel; was der Pol-Kopf abstößt, zieht der Pol-Fuß an; die Mitte ist ein Aequator, wo jeder die Sublimattaufe nöthig hat, der zum Erstenmal die Linie passirt.

Lacroix. Zwei barmherzige Schwestern; jede dient in einem Spital, d. h. in ihrem eignen Körper.

Rosalie. Schämen Sie sich, unsere Ohren roth zu machen!

Adelaide. Sie sollten mehr Lebensart haben.

(Adelaide und Rosalie ab.)

Danton. Gute Nacht, ihr hübschen Kinder!

Lacroix. Gute Nacht, ihr Quecksilber-Gruben.

Danton. Sie dauern mich, sie kommen um ihr Nachtessen.

Lacroix. Höre, Danton, ich komme von den Jakobinern.

Danton. Nichts weiter?

Lacroix. Die Lyoner verlasen eine Proclamation; sie meinten, es bliebe ihnen nichts übrig, als sich in die Toga zu wickeln. Jeder machte ein Gesicht, als wollte er zu seinem Nachbar sagen: Paetus, es schmerzt nicht! — Legendre rief: man wolle Chalier's und Marat's Büsten zerschlagen. Ich glaube, er will sich das Gesicht wieder roth machen; er ist ganz aus der terreur herausgekommen, die Kinder zupfen ihn auf der Gasse am Rock.

Danton. Und Robespierre?

Lacroix. Fingerte auf der Tribüne und sagte: die Tugend muß durch den Schrecken herrschen. Die Phrase machte mir Halsweh.

Danton. Sie hobelt Bretter für die Guillotine.

Lacroix. Und Collot schrie wie besessen, man müsse die Masken abreißen.

Danton. Da werden die Gesichter mitgehen.

(Paris tritt ein.)

Lacroix. Was gibt's, Fabricius?

Paris. Von den Jakobinern weg ging ich zu Robespierre; ich verlangte eine Erklärung. Er suchte eine Miene zu machen wie Brutus, der seine Söhne opfert. Er sprach im Allgemeinen von den Pflichten, sagte: der Freiheit gegenüber kenne er keine Rücksicht, er würde Alles opfern, sich, seinen Bruder, seine Freunde.

Danton. Das war deutlich; man braucht nur die Scala herumzukehren, so steht er unten, und hält seinen Freunden die Leiter. Wir sind Legendre Dank schuldig, er hat sie sprechen gemacht.

Lacroix. Die Hebertisten sind noch nicht todt, das Volk ist materiell elend, das ist ein furchtbarer Hebel. Die Schaale des Blutes darf nicht steigen, wenn sie dem Wohlfahrts-Ausschuß nicht zur Laterne werden soll; er hat Ballast nöthig; er braucht einen schweren Kopf.

Danton. Ich weiß wohl, — die Revolution ist wie Saturn, sie frißt ihre eigenen Kinder. (Nach einigem Besinnen.) Doch, sie werden's nicht wagen.

Lacroix. Danton, du bist ein todter Heiliger; aber die Revolution kennt keine Reliquien, sie hat die Gebeine aller Könige auf die Gasse und alle Bildsäulen von den Kirchen geworfen. Glaubst du, man würde dich als Monument stehen lassen?

Danton. Mein Name! das Volk!

Lacroix. Dein Name! du bist ein Gemäßigter, ich bin einer, Camille, Philippeau, Hérault. Für das Volk sind Schwäche und Mäßigung eins; es schlägt die Nachzügler todt. Die Schneider von der Section der rothen Mütze werden die ganze römische Geschichte in ihrer Nadel fühlen, wenn der Mann des September ihnen gegenüber ein Gemäßigter ist.

Danton. Sehr wahr, und außerdem — das Volk ist wie ein Kind, es muß Alles zerbrechen, um zu sehen, was darin steckt.

Lacroix. Und außerdem, Danton, sind wir lasterhaft, wie Robespierre sagt, d. h. wir genießen; und das Volk ist tugendhaft, d. h. es genießt nicht, weil ihm die Arbeit die Genußorgane stumpf macht; es besäuft sich nicht, weil es kein Geld hat, und es geht nicht in's Bordell, weil es nach Käse und Hering aus dem Halse riecht, und die Mädel davor einen Ekel haben.

Danton. Es haßt die Genießenden, wie ein Eunuch die Männer.

Lacroix. Man nennt uns Spitzbuben und (sich zu den Ohren Danton's neigend) es ist, unter uns gesagt, so halbwegs was Wahres daran. Robespierre und das Volk werden tugendhaft sein, St. Just wird einen Roman schreiben, und Barrère wird eine Carmagnole schneidern und dem Convent das Blutmäntelchen umhängen und — ich sehe Alles.

Danton. Du träumst. Sie hatten nie Muth ohne mich, sie werden keinen gegen mich haben; die Revolution ist noch nicht fertig, sie könnten mich noch nöthig haben, sie werden mich im Arsenal aufheben.

Lacroix. Wir müssen handeln.

Danton. Das wird sich finden.

Lacroix. Es wird sich finden, wenn wir verloren sind.

Marion (zu Danton). Deine Lippen sind kalt geworden, deine Worte haben deine Küsse erstickt.

Danton (zu Marion). So viel Zeit zu verlieren! das war der Mühe werth! (zu Lacroix) Morgen geh' ich zu Robespierre, ich werde ihn ärgern, da kann er nicht schweigen. Morgen also! Gute Nacht, meine Freunde, gute Nacht, ich danke euch.

Lacroix. Packt euch, meine guten Freunde, packt euch! Gute Nacht, Danton, die Schenkel der Demoiselle guillotiniren dich, der mons Veneris wird dein tarpejischer Fels.

Ein Zimmer.

Robespierre. Danton. Paris.

Robespierre. Ich sage dir, wer mir in den Arm fällt, wenn ich das Schwert ziehe, ist mein Feind, — seine Absicht thut nichts zur Sache; wer mich verhindert, mich zu vertheidigen, tödtet mich so gut, als wenn er mich angriffe.

Danton. Wo die Nothwehr aufhört, fängt der

Mord an; ich sehe keinen Grund, der uns länger zum Tödten zwänge.

Robespierre. Die sociale Revolution ist noch nicht fertig; wer eine Revolution zur Hälfte vollendet, gräbt sich selbst sein Grab. Die gute Gesellschaft ist noch nicht todt, die gesunde Volkskraft muß sich an die Stelle dieser nach allen Richtungen abgekitzelten Klasse setzen. Das Laster muß bestraft werden, die Tugend muß durch den Schrecken herrschen.

Danton. Ich verstehe das Wort Strafe nicht. — Mit deiner Tugend, Robespierre! — Du hast kein Geld genommen, du hast keine Schulden gemacht, du hast bei keinem Weibe geschlafen, du hast immer einen anständigen Rock getragen und dich nie betrunken. Robespierre, du bist empörend rechtschaffen. Ich würde mich schämen, dreißig Jahre lang mit der nämlichen Moralphysiognomie zwischen Himmel und Erde herumzulaufen, blos um des elenden Vergnügens willen, Andere schlechter zu finden, als mich. — Ist denn nichts in dir, was dir nicht manchmal ganz leise, heimlich sagte: du lügst, du lügst?!

Robespierre. Mein Gewissen ist rein.

Danton. Das Gewissen ist ein Spiegel, vor dem ein Affe sich quält; jeder putzt sich, wie er kann und geht auf seine eigne Art auf seinen Spaß dabei aus. Das ist der Mühe werth, sich darüber in den Haaren zu liegen. Jeder mag sich wehren, wenn ein Anderer ihm den Spaß verdirbt. Hast du das Recht, aus der Guillotine einen Waschzuber für die unreine Wäsche anderer Leute und aus ihren abgeschlagenen Köpfen Fleckkugeln für ihre schmutzigen Kleider zu machen, weil du immer einen sauber gebürsteten Rock trägst? Ja, du kannst dich wehren, wenn sie dir darauf spucken oder Löcher hineinreißen; aber was geht's dich an, so lange sie dich in Ruhe lassen? Wenn sie sich nicht geniren, so herum zu gehen, hast du deßwegen das Recht, sie ins Grabloch zu sperren? Bist du der Polizeisoldat des Himmels? und — kannst du es nicht eben so gut mit ansehen, als dein lieber Herrgott, so halte dir dein Schnupftuch vor die Augen.

Robespierre. Du läugnest die Tugend?

Danton. Und das Laster. Es gibt nur Epicuräer, und zwar grobe und feine; Christus war der feinste; das ist der einzige Unterschied, den ich zwischen den Menschen herausbringen kann. Jeder handelt seiner Natur gemäß, das heißt, er thut, was ihm wohl thut. — Nicht wahr, Unbestechlicher, es ist grausam, dir die Absätze so von den Schuhen zu treten?

Robespierre. Danton, das Laster ist zu gewissen Zeiten Hochverrath.

Danton. Du darfst es nicht proscribiren, ums Himmelswillen nicht, das wäre undankbar, du bist ihm zu viel schuldig, durch den Contrast nämlich. — Uebrigens, um bei deinen Begriffen zu bleiben, unsere Streiche müssen der Republik nützlich sein, man darf nicht die Unschuldigen mit den Schuldigen treffen.

Robespierre. Wer sagt dir denn, daß ein Unschuldiger getroffen worden sei?

Danton. Hörst du, Fabricius? Es starb kein Unschuldiger! (Er geht; im Hinausgehen zu Paris): Wir dürfen keinen Augenblick verlieren, wir müssen uns zeigen!

(Danton und Paris ab).

Robespierre (allein). Geh' nur! Er will die Rosse der Revolution am Bordell halten machen, wie ein Kutscher seine dressirten Gäule; sie werden Kraft genug haben, ihn zum Revolutionsplatz zu schleifen. — Mir die Absätze von den Schuhen treten! — Um bei deinen Begriffen zu bleiben! — Halt! Halt! Ist's das eigentlich? — Sie werden sagen: seine gigantische Gestalt hätte zu viel Schatten auf mich geworfen, ich hätte ihn deßwegen aus der Sonne gehen heißen. — Und wenn sie recht hätten? — Ist's denn so nothwendig? Ja, ja, die Republik! Er muß weg! — Es ist lächerlich, wie meine Gedanken einander beaufsichtigen. — Er muß weg. Wer in einer Masse, die vorwärts drängt, stehen bleibt, leistet so gut Widerstand, als trät' er ihr entgegen, er wird zertreten. — Wir werden das Schiff der Revolution nicht auf den seichten Berechnungen und den Schlammbänken dieser Leute stranden lassen, wir müssen die Hand abhauen,

die es zu halten wagt, und wenn er es mit den Zähnen packte! — Weg mit einer Gesellschaft, die der todten Aristokratie die Kleider ausgezogen und ihren Aussatz geerbt hat. — Keine Tugend, die Tugend ein Absatz meiner Schuhe! Bei meinen Begriffen! — Wie das immer wieder kommt. — Warum kann ich den Gedanken nicht los werden? Er deutet mit blutigem Finger immer da, da hin! Ich mag so viel Lappen darum wickeln, als ich will, das Blut schlägt immer durch. — (Nach einer Pause): Ich weiß nicht, was in mir das Andere belügt. (Tritt ans Fenster.) Die Nacht schnarcht über der Erde und wälzt sich im wüsten Traum. Gedanken, Wünsche, kaum geahnt, wirr und gestaltlos, die scheu vor des Tages Licht sich verkrochen, empfangen jetzt Form und Gewand und stehlen sich in das stille Haus des Traumes. Sie öffnen die Thüren, sie sehen aus den Fenstern, sie werden halbwegs Fleisch, die Glieder strecken sich im Schlaf, die Lippen murmeln. — Und ist nicht unser Wachen ein hellerer Traum, sind wir nicht Nachtwandler, ist nicht unser Handeln, wie das im Traum, — nur deutlicher, bestimmter, durchgeführter? Wer will uns darum schelten? In einer Stunde verrichtet der Geist mehr Thaten des Gedankens, als der träge Organismus unseres Leibes in Jahren nachzuthun vermag. Die Sünde ist im Gedanken. Ob der Gedanke That wird, ob ihn der Körper nachspielt, das ist Zufall.

(St. Just tritt ein.)

Robespierre. He, wer da im Finstern? He, Licht, Licht!

St. Just. Kennst du meine Stimme?

Robespierre. Ah, du St. Just!

(Eine Dienerin bringt Licht.)

St. Just. Warst du allein?

Robespierre. Eben ging Danton weg.

St. Just. Ich traf ihn unterwegs im Palais-Royal. Er machte seine revolutionäre Stirn und sprach in Epigrammen, er duzte sich mit den Ohnehosen, die Grisetten liefen hinter seinen Waden drein, und

die Leute blieben stehen und zischelten sich in die Ohren, was er gesagt hatte. Wir werden den Vortheil des Angriffes verlieren. Willst du noch länger zaudern? Wir werden ohne dich handeln. Wir sind entschlossen.

Robespierre. Was wollt ihr thun?

St. Just. Wir berufen den Gesetzgebungs-, den Sicherheits- und den Wohlfahrts-Ausschuß zu feierlicher Sitzung.

Robespierre. Viel Umstände.

St. Just. Wir müssen die große Leiche mit Anstand begraben, wie Priester, nicht wie Mörder; wir dürfen sie nicht zerstücken, alle ihre Glieder müssen mit hinunter.

Robespierre. Sprich deutlicher.

St. Just. Wir müssen ihn in seiner vollen Waffenrüstung beisetzen, und seine Pferde und Sclaven auf seinem Grabhügel schlachten: Lacroix —

Robespierre. Ein ausgemachter Spitzbube, gewesener Advokatenschreiber, gegenwärtig Generallieutenant von Frankreich. Weiter!

St. Just. Hérault-Séchelles —

Robespierre. Ein schöner Kopf!

St. Just. Es war der schöngemalte Anfangsbuchstabe der Constitutionsacte, wir haben dergleichen Zierrath nicht mehr nöthig, er wird ausgewischt. — Philippeau, Camille! —

Robespierre. Auch den?

St. Just (überreicht ihm ein Papier). Das dacht' ich. Da lies!

Robespierre. Aha, der alte Franziskaner! Sonst nichts? Er ist ein Kind, er hat über euch gelacht.

St. Just. Hier, hier! (Er zeigt ihm eine Stelle.)

Robespierre (liest). „Dieser Blutmessias Robespierre auf seinem Kalvarienberge zwischen den beiden Schächern Couthon und Collot, auf dem er opfert und nicht geopfert wird. Die Guillotinen-Betschwestern stehen wie Maria und Magdalena unten. St. Just liegt ihm wie Johannes am Herzen und macht den Convent mit den apokalyptischen Offenbarungen des Meisters bekannt; er trägt seinen Kopf wie eine Monstranz."

St. Just. Ich will ihn den seinigen wie St. Denis tragen machen.

Robespierre (liest weiter). „Sollte man glauben, daß der saubere Frack des Messias das Leichenhemd Frankreichs ist, und daß seine dünnen, auf der Tribüne herumzuckenden Finger Guillotinenmesser sind? Und du Barrère, der du gesagt hast: auf dem Revolutionsplatze werde Münze geschlagen! Doch ich will den alten Sack nicht aufwühlen, er ist eine Wittwe, die schon ein halbes Dutzend Männer hatte, und die sie begraben half. Wer kann was dafür? Das ist so seine Gabe, er sieht den Leuten ein halbes Jahr vor dem Tode das hippokratische Gesicht an. Wer mag sich auch zu Leichen setzen und den Gestank riechen?" — Also auch du, Camille! — Weg mit ihnen! Rasch! nur die Todten kommen nicht wieder. Hast du die Anklage bereit?

St. Just. Es macht sich leicht. Du hast die Andeutungen bei den Jakobinern gemacht.

Robespierre. Ich wollte sie schrecken.

St. Just. Ich brauche nur durchzuführen, die Fälscher geben das Ei und die Fremden den Apfel ab. — Sie sterben an der Mahlzeit; ich gebe dir mein Wort.

Robespierre. Dann rasch, morgen! Keinen langen Todeskampf! Ich bin empfindlich seit einigen Tagen. Nur rasch! (St. Just ab.)

Robespierre. Ja wohl, Blutmessias, der opfert und nicht geopfert wird. Er hat sie mit seinem Blut erlöst, und ich erlöse sie mit ihrem eigenen. Er hat sie sündigen gemacht, und ich nehme die Sünde auf mich. Er hatte die Wollust des Schmerzes, und ich habe die Qual des Henkers. Wer hat sich mehr verleugnet? Ich oder er? — Und doch ist was von Narrheit in dem Gedanken. — Was sehen wir nur immer nach dem Einen? Wahrlich, des Menschen Sohn wird in uns Allen gekreuzigt, wir ringen Alle im Gethsemane-Garten im blutigen Schweiß, aber es erlöst Keiner den Andern mit seinen Wunden. Mein Camille! — Sie gehen Alle von mir — es ist Alles wüst und leer — ich bin allein.

Zweiter Act

Ein Zimmer.

Danton, Lacroix, Philippeau, Paris, Camille Desmoulins.

Camille. Rasch, Danton, wir haben keine Zeit zu verlieren.

Danton (kleidet sich um.) Aber die Zeit verliert uns. — Das ist sehr langweilig, immer das Hemd zuerst und dann die Hosen darüber zu ziehen, und des Abends ins Bett und Morgens wieder heraus zu kriechen, und einen Fuß immer so vor den andern zu setzen, da ist gar kein Absehen, wie es anders werden soll. Das ist sehr traurig, und daß Millionen es schon so gemacht haben, und daß Millionen es wieder so machen werden, und daß wir noch obendrein aus zwei Hälften bestehen, die beide das Nämliche thun, so daß Alles doppelt geschieht, — das ist sehr traurig.

Camille. Du sprichst in einem ganz kindischen Tone.

Danton. Sterbende werden oft kindisch.

Lacroix. Du stürzest dich durch dein Zögern ins Verderben, du reißest alle deine Freunde mit dir. Benachrichtige die Feiglinge, daß es Zeit ist, sich um dich zu versammeln, fordere sowohl die vom Thal, als die vom Berge auf. Schreie über die Tyrannei der Decemvirn, sprich von Dolchen, rufe Brutus an, dann wirst du die Tribüne erschrecken und selbst die um dich sammeln, die man als Mitschuldige Hebert's bedroht. Du mußt dich deinem Zorn überlassen. Laßt uns wenigstens nicht entwaffnet und erniedrigt, wie der schändliche Hebert, sterben.

Danton. Du hast ein schlechtes Gedächtniß, du nanntest mich einen todten Heiligen. Du hattest mehr Recht, als du selbst glaubtest. Ich war bei den Sectionen, sie waren ehrfurchtsvoll, aber wie Leichenbitter. Ich bin eine Reliquie, und Reliquien wirft man auf die Gasse; du hattest Recht.

Lacroix. Warum hast du es dazu kommen lassen?

Danton. Dazu? Ja wahrhaftig, es war mir zuletzt langweilig, immer im nämlichen Rocke herumzulaufen, und die nämlichen Falten zu ziehen! Das ist erbärmlich. So ein armseliges Instrument zu sein, auf dem eine Saite immer nur einen Ton angibt! — Das ist nicht zum Aushalten. Ich wollte mir's bequem machen. Ich hab' es erreicht; die Revolution setzt mich in Ruhe, aber auf andere Weise, als ich dachte. — Uebrigens auf was sich stützen? — Unsere Huren könnten es noch mit den Guillotinen-Betschwestern aufnehmen; sonst weiß ich nichts. Es läßt sich an den Fingern herzählen: Die Jakobiner haben erklärt, daß die Tugend an der Tagesordnung sei. Die Cordeliers nennen mich Hebert's Henker, der Gemeinderath thut Buße. Der Convent — das wäre noch ein Mittel! aber es gäbe einen 31. Mai, sie würden nicht gutwillig weichen. Robespierre ist das Dogma der Revolution, es darf nicht ausgestrichen werden. Es ginge auch nicht. Wir haben nicht die Revolution, die Revolution hat uns gemacht. — Und — wenn es ginge — ich will lieber guillotinirt werden, als guillotiniren lassen. Ich habe es satt; wozu sollen wir Menschen mit einander kämpfen? Wir sollten uns neben einander setzen und Ruhe haben. Es wurde ein Fehler gemacht, als wir geschaffen wurden; es fehlt uns etwas, ich habe keinen Namen dafür, aber wir werden es uns einander nicht aus den Eingeweiden herauswühlen, was sollen wir uns darum die Leiber aufbrechen? Geht, wir sind elende Alchymisten.

Camille. Pathetischer gesagt, würde es heißen: wie lange soll die Menschheit in ewigem Hunger ihre eignen Glieder fressen? Oder wie lange sollen wir Schiffbrüchige auf einem Wrack in unlöschbarem Durst einander das Blut aus den Adern saugen? Oder, wie lange sollen wir Algebraisten im Fleisch beim Suchen nach dem unbekannten, ewig verweigerten x unsere Rechnungen mit zerfetzten Gliedern schreiben?

Danton. Du bist ein starkes Echo.

Camille. Nicht wahr? — ein Pistolenschuß schallt

gleich wie ein Donnerschlag. Desto besser für dich, du solltest mich immer bei dir haben.

Philippeau. Und Frankreich bleibt seinen Henkern?

Danton. Was liegt daran? Die Leute befinden sich ganz wohl dabei! Sie haben Unglück; kann man mehr verlangen, um gerührt, edel, tugendhaft oder witzig zu sein, oder um überhaupt keine Langeweile zu habeu? — Ob sie nun an der Guillotine oder am Fieber oder am Alter sterben! Es ist noch vorzuziehen, sie treten mit gelenken Gliedern hinter die Coulissen und können im Abgehen noch hübsch gestikuliren und die Zuschauer klatschen hören. Das ist ganz artig und paßt für uns, wir stehen immer auf dem Theater, wenn wir auch zuletzt im Ernst erstochen werden. Es ist recht gut, daß die Lebenszeit ein wenig reduzirt wird, der Rock war zu lang, unsere Glieder konnten ihn nicht ausfüllen. Das Leben wird ein Epigramm, das geht an; wer hat auch Athem und Geist genug für ein Epos in fünfzig oder sechzig Gesängen? 's ist Zeit, daß man das bischen Essenz nicht mehr aus Zubern, sondern aus Liqueurgläschen trinkt, so bekömmt man doch das Maul voll; sonst konnte man kaum einige Tropfen in dem plumpen Gefäß zusammenrinnen machen. Endlich — — ich müßte schreien, das ist mir der Mühe zu viel, das Leben ist nicht der Arbeit werth, die man sich macht, es zu erhalten.

Paris. So flieh, Danton!

Danton. Nimmt man das Vaterland an den Schuhsohlen mit? — Und endlich — und das ist die Hauptsache: sie werden's nicht wagen. (Zu Camille.) Komm, mein Junge, ich sage dir: sie werden's nicht wagen. Adieu, Adieu!

(Danton und Camille ab.)

Philippeau. Da geht er hin.

Lacroix. Und glaubt kein Wort von dem, was er gesagt hat. Nichts als Faulheit! Er will sich lieber guillotiniren lassen, als eine Rede halten.

Paris. Was thun?

Lacroix. Heim gehen und als Lucretia auf einen anständigen Fall studiren.

Eine Promenade.

Spaziergänger.

Ein Bürger. Meine gute Jaqueline, ich wollte sagen Corn — — wollt' ich: Cor — —

Simon. Cornelia, Bürger, Cornelia.

Bürger. Meine gute Cornelia hat mich mit einem Knäblein erfreut.

Simon. Hat der Republik einen Sohn geboren.

Bürger. Der Republik? Das lautet zu allgemein; man könnte sagen —

Simon. Das ist's gerade, das Einzelne muß sich dem Allgemeinen —

Bürger. Ach ja, das sagt meine Frau auch.

Bänkelsänger (singt).

> Was doch ist, was doch ist
> Aller Männer Freud' und Lüst?

Bürger. Ach mit dem Namen, da komme ich gar nicht ins Reine.

Simon. Tauf' ihn: Pike, Marat.

Bänkelsänger.

> Unter Kummer, unter Sorgen
> Sich bemühn vom frühen Morgen,
> Bis der Tag vorüber ist.

Bürger. Ich hätte gern drei; es ist doch was mit der Zahl Drei, und dann was Nützliches und was Rechtliches; jetzt hab' ich's: Pflug, Robespierre. Und dann das dritte?

Simon. Pike.

Bürger. Ich dank' Euch, Nachbar; Pike, Pflug, Robespierre, das sind hübsche Namen, das macht sich schön.

Simon. Ich sage dir, die Brust deiner Cornelia wird wie das Euter der römischen Wölfin — nein,

das geht nicht, Romulus war ein Tyrann, das geht nicht. (Gehn vorbei.)

Ein Bettler (singt). „Eine Hand voll Erde und ein wenig Moos!" Liebe Herren, schöne Damen!

Erster Herr. Kerl, arbeite, du siehst ganz wohlgenährt aus.

Zweiter Herr. Da! (Er gibt ihm Geld.) Er hat eine Hand wie Sammet. Das ist unverschämt.

Bettler. Mein Herr, wo habt Ihr Euren Rock her?

Zweiter Herr. Arbeit, Arbeit! du könntest den nämlichen haben; ich will dir Arbeit geben, komm' zu mir, ich wohne —

Bettler. Herr, warum habt Ihr gearbeitet?

Zweiter Herr. Narr, um den Rock zu haben.

Bettler. Ihr habt Euch gequält, um einen Genuß zu haben, denn so ein Rock ist ein Genuß, ein Lumpen thut's auch.

Zweiter Herr. Freilich, sonst geht's nicht.

Bettler. Daß ich ein Narr wäre. Das hebt einander. Die Sonne scheint warm an das Eck und das geht ganz leicht. (Singt): „Eine Hand voll Erde und ein wenig Moos — —"

Rosalie (zu Adelaiden). Mach fort, da kommen Soldaten. Wir haben seit gestern nichts Warmes in den Leib gekriegt.

Bettler. „Ist auf dieser Erde einst mein letztes Loos!" Meine Herren, meine Damen!

Soldat. Halt! wo hinaus, meine Kinder? (Zu Rosalie.) Wie alt bist du?

Rosalie. So alt wie mein kleiner Finger.

Soldat. Du bist sehr spitz.

Rosalie. Und du sehr stumpf.

Soldat. So will ich mich an dir wetzen. (Er singt.)

Christinlein, lieb' Christinlein mein,
Thut dir der Schaden weh,
Schaden weh, Schaden weh, Schaden weh?!

Rosalie (singt):

Ach nein, ihr Herrn Soldaten,
Ich hätt' es gerne meh',
Gerne meh, gerne meh, gerne meh!

Danton und Camille treten auf.

Danton Geht das nicht lustig? — Ich wittre was in der Atmosphäre, es ist, als brüte die Sonne Unzucht aus. (Gehen vorbei.)

Junger Herr. Ach, Madame, der Ton einer Glocke, das Abendlicht an den Bäumen, das Blinken eines Sternes — —

Madame. Der Duft einer Blume, die natürlichen Freuden, dieser reine Genuß der Natur! (Zu ihrer Tochter.) Sieh, Eugenie — nur die Tugend hat Augen dafür.

Eugenie (küßt ihrer Mutter die Hand). Ach, Mama! Ich sehe nur Sie.

Madame. Gutes Kind!

Junger Herr (zischelt Eugenien ins Ohr). Sehen Sie dort die hübsche Dame mit dem alten Herrn?

Eugenie. Ich kenne sie.

Junger Herr. Man sagt, ihr Friseur habe sie à l'enfant frisirt.

Eugenie (lacht). Böse Zunge.

Junger Herr. Der alte Herr geht neben ihr, er sieht das Knöspchen schwellen und führt es in die Sonne spazieren, und meint, er sei der Gewitterregen, der es habe wachsen machen.

Eugenie. Wie unanständig! ich hätte Lust, roth zu werden.

Junger Herr. Das könnte mich blaß machen. —

Danton (zu Camille). Muthe mir nur nichts Ernsthaftes zu. Ich begreife nicht, warum die Leute nicht auf der Gasse stehen bleiben und einander ins Gesicht lachen. Ich meine, sie müßten zu den Fenstern und aus den Gräbern herauslachen, und der Himmel müsse bersten, und die Erde müsse sich wälzen vor Lachen.

(Gehen ab.)

Erster Herr. Ich versichere Sie eine außerordentliche Entdeckung. Alle technischen Künste bekommen dadurch eine andere Physiognomie. Die Menschheit eilt mit Riesenschritten ihrer hohen Bestimmung entgegen.

Zweiter Herr. Haben Sie das neue Stück

gesehen? Ein babylonischer Thurm, ein Gewirr von Gewölben, Treppchen, Gängen, und das Alles so leicht und kühn in die Luft gesprengt. Man schwindelt bei jedem Tritt. Ein bizarrer Kopf. (Er bleibt verlegen stehen.)

Erster Herr. Was haben Sie denn?

Zweiter Herr. Ach nichts! Ihre Hand, Herr! die Pfütze, so! Ich danke Ihnen, kaum kann ich vorbei; das konnte gefährlich werden.

Erster Herr. Sie fürchteten doch nicht?

Zweiter Herr. Ja, die Erde ist eine dünne Kruste, ich meine immer, ich könnte durchfallen, wo so ein Loch ist. — Man muß mit Vorsicht auftreten, man könnte durchbrechen. Aber gehn Sie ins Theater, ich rathe es Ihnen.

Ein Zimmer.

Danton. Camille. Lucile.

Camille. Ich sage Euch, wenn sie nicht Alles in hölzernen Copien bekommen, verzettelt in Theatern, Concerten und Kunst-Ausstellungen, so haben sie weder Augen noch Ohren dafür. Schnitzt Einer eine Marionette, wo man den Strick hereinhängen sieht, an dem sie gezerrt wird, und deren Gelenke bei jedem Schritt in fünffüßigen Jamben krachen, — welch' ein Charakter, welche Consequenz! — Nimmt einer ein Gefühlchen, eine Sentenz, einen Begriff, und zieht ihm Rock und Hosen an, macht ihm Hände und Füße, färbt ihm das Gesicht, und läßt das Ding sich drei Acte hindurch herumquälen, bis es sich zuletzt verheirathet oder todt schießt — ein Ideal! — Fiedelt einer eine Oper, welche das Schweben und Senken im menschlichen Leben wiedergiebt, wie eine Thonpfeife mit Wasser die Nachtigall — ach! die Kunst! — Setzt die Leute aus dem Theater auf die Gasse — die erbärmliche Wirklichkeit! — Sie vergessen ihren Herrgott über

seinen schlechten Copisten. Von der Schöpfung, die glühend, brausend und leuchtend in ihnen sich jeden Augenblick neu gebiert, hören und sehen sie nichts. Sie gehen ins Theater, lesen Gedichte und Romane, schneiden den Fratzen darin die Gesichter nach und sagen zu Gottes Geschöpfen: wie gewöhnlich! — Die Griechen wußten, was sie sagten, wenn sie erzählten, Pygmalion's Statue sei lebendig geworden, habe aber keine Kinder bekommen.

Danton. Und die Künstler gehn mit der Natur um, wie David, der im September die Gemordeten, wie sie aus der Force auf die Gasse geworfen wurden, kaltblütig zeichnete und sagte: ich erhasche die letzten Zuckungen des Lebens in diesen Bösewichtern.

(Danton wird hinausgerufen.)

Camille. Was sagst du, Lucile?

Lucile. Nichts, ich sehe dich so gern sprechen.

Camille. Hörst mich auch?

Lucile. Ei freilich.

Camille. Habe ich recht? Weißt du auch, was ich gesagt habe.

Lucile. Nein, wahrhaftig nicht. (Danton kommt zurück.)

Camille. Was hast du?

Danton. Der Wohlfahrts-Ausschuß hat meine Verhaftung beschlossen. Man hat mich gewarnt und mir einen Zufluchtsort angeboten. Sie wollen meinen Kopf; meinetwegen. Ich bin der Hudeleien überdrüssig. Mögen sie ihn nehmen, was liegt daran? Ich werde mit Muth zu sterben wissen; das ist leichter, als zu leben.

Camille. Danton, noch ist es Zeit.

Danton. Unmöglich, — aber ich hätte nicht gedacht —

Camille. Deine Trägheit!

Danton. Ich bin nicht träg, aber müde; meine Sohlen brennen mich.

Camille. Wo gehst du hin?

Danton. Ja, wer das wüßte!

Camille. Im Ernst, wohin?

Danton. Spazieren, mein Junge, spazieren. (Er geht.)

Lucile. Ach, Camille!

Camille. Sei ruhig, lieb Kind.

Lucile. Wenn ich denke, daß sie dies Haupt! — — Mein Camille, das ist Unsinn, gelt, ich bin wahnsinnig?

Camille. Sei ruhig, Danton und ich sind nicht Eins.

Lucile. Die Erde ist weit, und es sind viel Dinge darauf, — warum denn grade das eine? Wer sollte mir's nehmen? Das wäre arg. Was wollten sie auch damit anfangen?

Camille. Ich wiederhole dir: du kannst ruhig sein. Gestern sprach ich mit Robespierre; er war freundlich. Wir sind ein wenig gespannt, das ist wahr; verschiedene Ansichten, sonst nichts!

Lucile. Such' ihn auf.

Camille. Wir saßen auf einer Schulbank. Er war immer finster und einsam. Ich allein suchte ihn auf und machte ihn zuweilen lachen. Er hat mir immer große Anhänglichkeit gezeigt. Ich gehe.

Lucile. So schnell, mein Freund? Geh'! Komm! Nur das (sie küßt ihn) und das! Geh'! Geh'! (Camille ab.) — Das ist eine böse Zeit. Es geht einmal so. Wer kann da drüber hinaus? Man muß sich fassen (singt):

Ach scheiden, ach scheiden, ach scheiden,
Wer hat sich das Scheiden erdacht?

Wie kommt mir grade das in den Kopf? Das ist nicht gut, daß es den Weg so von selbst findet. — Wie er hinaus ist, war mir's, als könnte er nicht mehr umkehren, und müsse immer weiter weg von mir, immer weiter. — Wie das Zimmer so leer ist; die Fenster stehen offen, als hätte ein Todter darin gelegen. Ich halt' es da oben nicht aus. (Sie geht.)

Freies Feld.

Danton. Ich mag nicht weiter. Ich mag in dieser Stille mit dem Geplauder meiner Tritte und dem Keuchen meines Athems nicht Lärmen machen. (Er setzt sich nieder, nach einer Pause.) Man hat mir von einer Krankheit erzählt, die einem das Gedächtniß verlieren mache. Der Tod soll etwas davon haben. Dann kommt mir manchmal die Hoffnung, daß er vielleicht noch kräftiger wirke und einem Alles verlieren mache. — Wenn das wäre! — Dann lief' ich wie ein Christ, um einen Feind, das heißt mein Gedächtniß, zu retten. — Der Ort soll sicher sein, ja für mein Gedächtniß, aber nicht für mich; mir giebt das Grab mehr Sicherheit, es schafft mir wenigstens Vergessen. Es tödtet mein Gedächtniß. Dort aber lebt mein Gedächtniß und tödtet mich. Ich oder es? Die Antwort ist leicht. (Er erhebt sich und kehrt um.) — Ich kokettire mit dem Tod, es ist ganz angenehm, so aus der Ferne mit dem Lorgnon mit ihm zu liebäugeln. — Eigentlich muß ich über die ganze Geschichte lachen. Es ist ein Gefühl des Bleibens in mir, was mir sagt: morgen und übermorgen und weiter hinaus ist Alles wie eben. Das ist ein leerer Lärm, man will mich schrecken; sie werden's nicht wagen! (Ab.)

Ein Zimmer.

(Es ist Nacht.)

Danton (am Fenster). Will denn das nie aufhören? Wird das Licht nie ausglühen und der Schall nie modern? Will's denn nie still und dunkel werden, daß wir uns die garstigen Sünden einander nicht mehr anhören und ansehen? — September! —

Julie (ruft von innen.) Danton! Danton!

Danton. He?

Julie (tritt ein). Was rufst du?

Danton. Rief ich?

Julie. Du sprachst von garstigen Sündeu und dann stöhntest du: September!

Danton. Ich, ich? Nein, ich sprach nicht, das dacht' ich kaum, das waren nur ganz leise, heimliche Gedanken.

Julie. Du zitterst, Danton.

Danton. Und soll ich nicht zittern, wenn so die Wände plaudern? Wenn mein Leib so zerschellt ist, daß meine Gedanken unstät, umirrend mit den Lippen der Steine reden? Das ist seltsam.

Julie. Georg, mein Georg!

Danton. Ja, Julie, das ist sehr seltsam. Ich möchte nicht mehr denken, wenn das so gleich spricht. Es giebt Gedanken, Julie, für die es keine Ohren geben sollte. Das ist nicht gut, daß sie bei der Geburt gleich schreien, wie Kinder; das ist nicht gut.

Julie. Gott erhalte dir deine Sinne, Georg! Georg, erkennst du mich?

Danton. Ei warum nicht! Du bist ein Mensch und dann eine Frau und endlich meine Frau, und die Erde hat fünf Welttheile, Europa, Asien, Afrika, Amerika, Australien, und zwei mal zwei macht vier. Ich bin bei Sinnen, siehst du? — Schrie's nicht September? Sagtest du nicht so was?

Julie. Ja, Danton, durch alle Zimmer hört' ich's.

Danton. Wie ich ans Fenster kam — (er sieht hinaus) die Stadt ruhig, alle Lichter aus.

Julie. Ein Kind schreit in der Nähe.

Danton. Wie ich an's Fenster kam — durch alle Gassen schrie und zetert' es: September!

Julie. Du träumtest, Danton; faß' dich.

Danton. Träumtest? ja, ich träumte; doch das war anders, ich will dir es gleich sagen, mein armer Kopf ist schwach, gleich! so, jetzt hab' ich's. Unter mir keuchte die Erdkugel in ihrem Schwung; ich hatte sie wie ein wildes Roß gepackt, mit riesigen Gliedern wühlt' ich in ihren Mähnen und preßt' in ihre Rippen, das Haupt abwärts gebückt, die Haare flatternd über

dem Abgrund; so ward ich geschleift. Da schrie ich in der Angst und ich erwachte. Ich trat ans Fenster — und da hört ich's, Julie. — Was das Wort nur will? Warum gerade das? Was hab' ich damit zu schaffen? Was streckt es nach mir die blutigen Hände? Ich hab' es nicht geschlagen. — O hilf mir, Julie, mein Sinn ist stumpf. War's nicht im September, Julie?

Julie. Die Könige waren noch vierzig Stunden von Paris.

Danton. Die Festungen gefallen, die Aristokraten in der Stadt.

Julie. Die Republik war verloren.

Danton. Ja, verloren. Wir konnten den Feind nicht im Rücken fassen, wir wären Narren gewesen, zwei Feinde auf einem Brett; wir oder sie, der Stärkere stößt den Schwächeren hinunter, ist das nicht billig?

Julie. Ja, Ja.

Danton. Wir schlugen sie, das war kein Mord, das war Krieg nach innen.

Julie. Du hast das Vaterland gerettet.

Danton. Ja, das hab' ich, das war Nothwehr, wir mußten. — Der Mann am Kreuze hat sich's bequem gemacht: es muß ja Aergerniß kommen, doch wehe dem, durch welchen Aergerniß kommt! — Es muß; das war dies Muß! — Wer will der Hand fluchen, auf die der Fluch des Muß gefallen? — Wer hat das Muß gesprochen, wer? Was ist das, was in uns hurt, lügt, stiehlt und mordet? — Puppen sind wir, von unbekannten Gewalten am Draht gezogen; nichts, nichts wir selbst, — die Schwerter, mit denen Geister kämpfen: — man sieht nur die Hände nicht, wie im Mährchen. — Jetzt bin ich ruhig.

Julie. Ganz ruhig, lieb Herz.

Danton. Ja, Julie, komm zu Bette.

Straße vor Danton's Hause.

Simon. Bürgersoldaten.

Simon. Wie weit ist's in der Nacht?

Erster Bürger. Was in der Nacht?

Simon. Wie weit ist die Nacht?

Erster Bürger. So weit als zwischen Sonnenuntergang und Sonnenaufgang.

Simon. Schuft, wie viel Uhr?

Erster Bürger. Sieh' auf dein Zifferblatt, es ist die Zeit, wo . . . .

Simon. Wir müssen hinauf! Fort, Bürger! Wir haften mit unseren Köpfen dafür. Todt oder lebendig! Er hat gewaltige Glieder. Ich werde vorangehen, Bürger. Der Freiheit eine Gasse. — Sorgt für mein Weib! Eine Eichelkrone werde ich ihr hinterlassen.

Erster Bürger. Eine Eichelkrone? Es sollen ihr ohnehin jeden Tag Eicheln genug in den Schoß fallen.

Simon. Vorwärts, Bürger, ihr werdet euch um das Vaterland verdient machen!

Zweiter Bürger. Ich wollte, das Vaterland machte sich um uns verdient. Ueber all den Löchern, die wir in anderer Leute Körper machen, ist noch kein einziges in unseren Hosen zugegangen.

Erster Bürger. Willst du, daß dir dein Hosenlatz zuginge? Ha, ha, ha!

Die Anderen. Ha, ha, ha!

Dimon. Fort, fort! (Sie dringen in Danton's Haus.)

Der National-Convent.

Eine Gruppe von Deputirten.

Legendre. Soll denn das Schlachten der Deputirten nicht aufhören? — Wer ist noch sicher, wenn Danton fällt?

Ein Deputirter. Was thun?

Ein Anderer. Er muß vor den Schranken des Convents gehört werden. — Der Erfotg dieses Mittels ist sicher; was sollen sie seiner Stimme entgegensetzen?

Ein Anderer. Unmöglich, ein Dekret verhindert uns.

Legendre. Es muß zurückgenommen oder eine Ausnahme gestattet werden. Ich werde den Antrag machen; ich rechne auf eure Unterstützung.

Der Präsident. Die Sitzung ist eröffnet.

Legendre (besteigt die Tribüne). Vier Mitglieder des National-Convents sind verflossene Nacht verhaftet worden. Ich weiß, daß Danton einer von ihnen ist, die Namen der Uebrigen kenne ich nicht. Mögen sie übrigens sein, wer sie wollen, so verlange ich, daß sie vor den Schranken gehört werden. — Bürger, ich erkläre es: ich halte Danton für eben so rein, wie mich selbst, und ich glaube nicht, daß mir irgend ein Vorwurf gemacht werden kann. Ich will kein Mitglied des Wohlfahrts- oder des Sicherheits-Ausschusses angreifen, aber gegründete Ursachen lassen mich fürchten, Privathaß und Privatleidenschaft möchten der Freiheit Männer entreißen, die ihr die größten Dienste erwiesen haben. Der Mann, welcher im Jahre 1792 Frankreich durch seine Energie rettete, verdient gehört zu werden; er muß sich erklären dürfen, wenn man ihn des Hochverraths anklagt. (Heftige Bewegung.)

Einige Stimmen. Wir unterstützen Legendre's Vorschlag.

Ein Deputirter. Wir sind hier im Namen des Volkes, man kann uns ohne Willen unserer Wähler nicht von unseren Plätzen reißen.

Ein Anderer. Eure Worte riechen nach Leichen, ihr habt sie den Girondisten aus dem Munde genommen. Wollt ihr Privilegien? Das Beil des Gesetzes schwebt über allen Häuptern.

Ein Anderer. Wir können unseren Ausschüssen nicht erlauben, die Gesetzgeber aus dem Asyl des Gesetzes auf die Guillotine zu schicken.

Ein Anderer. Das Verbrechen hat kein Asyl, nur gekrönte Verbrecher finden eins auf dem Throne.

Ein Anderer. Nur Spitzbuben appelliren an das Asylrecht.

Ein Anderer. Nur Mörder erkennen es nicht an.

Robespierre. Die seit langer Zeit in dieser Versammlung unbekannte Verwirrung beweist, daß es sich um große Dinge handelt. Heute entscheidet sich's, ob einige Männer den Sieg über das Vaterland davon tragen werden. — Wie könnt ihre eure Grundsätze weit genug verleugnen, um heute einigen Individuen das zu bewilligen, was ihr gestern Chabot, Delaunai und Fabre verweigert habt? Was soll dieser Unterschied zu Gunsten einiger Männer? Was kümmern mich die Lobsprüche, die man sich selbst und seinen Freunden spendet? Nur zu viele Erfahrungen haben uns gezeigt, was davon zu halten sei. Wir fragen nicht, ob ein Mann diese oder jene patriotische Handlung vollbracht habe; wir fragen nach seiner ganzen politischen Laufbahn. — Legendre scheint die Namen der Verhafteten nicht zu wissen; der ganze Convent kennt sie. Sein Freund Lacroix ist darunter. Warum scheint Legendre das nicht zu wissen? Weil er wohl weiß, daß nur die Schamlosigkeit Lacroix vertheidigen kann. Er nannte nur Danton, weil er glaubt, an diesen Namen knüpfe sich ein Privilegium. Nein, wir wollen keine Privilegien, wir wollen keine Götzen. (Beifall.) Was hat Danton vor Lafayette, vor Dumouriez, vor Brissot, Fabre, Chabot, Hebert voraus? Was sagt man von diesen, was man nicht auch von ihm sagen könnte? Wodurch verdient er einen Vorzug vor seinen Mitbürgern? Etwa, weil einige betrogene Individuen und Andere, die sich nicht betrügen ließen, sich um ihn reihten, um in seinem Gefolge dem Glück und der Macht in die Arme zu laufen? — Je mehr er die Patrioten betrogen hat, welche Vertrauen in ihn setzten, desto nachdrücklicher muß er die Strenge der Freiheitsfreunde empfinden. — Man will euch Furcht einflößen vor dem Mißbrauche einer Gewalt, die ihr selbst ausgeübt habt. Man schreit über den Despotismus der Ausschüsse, als ob das Vertrauen, welches das Volk euch geschenkt, und das ihr diesen Ausschüssen übertragen

habt, nicht eine sichere Garantie ihres Patriotismus wäre. Man stellt sich, als zittere man. Aber ich sage euch, wer in diesem Augenblicke zittert, ist schuldig, denn nie zittert die Unschuld vor der öffentlichen Wachsamkeit. (Allgemeiner Beifall.) Man hat auch mich schrecken wollen; man gab mir zu verstehen, daß die Gefahr, indem sie sich Danton nähere, auch bis zu mir dringen könne. — Man schrieb mir, Danton's Freunde hielten mich umlagert, in der Meinung, die Erinnerung an eine alte Verbindung, der blinde Glaube an erheuchelte Tugenden könnten mich bestimmen, meinen Eifer und meine Leidenschaften für die Freiheit zu mäßigen. — So erkläre ich denn: nichts soll mich aufhalten, und sollte auch Danton's Gefahr die meinige werden. Wir haben alle etwas Muth und etwas Seelengröße nöthig. Nur Verbrecher und gemeine Seelen fürchten, Ihresgleichen an ihrer Seite fallen zu sehen, weil sie, wenn keine Schaar von Mitschuldigen sie mehr versteckt, sich dem Lichte der Wahrheit ausgesetzt sehen. Aber wenn es dergleichen Seelen in dieser Versammlung gibt, so gibt es in ihr auch heroische. Die Zahl der Schurken ist nicht groß; wir haben nur wenige Köpfe zu treffen und das Vaterland ist gerettet. (Beifall). Ich verlange, daß Legendre's Vorschlag zurückgewiesen werde.

(Die Delegirten erheben sich sämmtlich zum Zeichen allgemeiner Beistimmung.)

St. Just. Es scheint in dieser Versammlung einige empfindliche Ohren zu geben, die das Wort: Blut nicht wohl vertragen können. Einige allgemeine Betrachtungen über die Verhältnisse der Natnr und der Geschichte mögen sie überzeugen, daß wir nicht grausamer sind, als die Natur und als die Zeit. Die Natur folgt ruhig und unwiderstehlich ihren Gesetzen; der Mensch wird vernichtet, wo er mit ihnen in Conflict kommt. Eine Aenderung in den Bestandteilen der Luft, ein Auflodern des tellurischen Feuers, ein Schwanken in dem Gleichgewicht einer Wassermasse und eine Seuche, ein vulkanischer Ausbruch, eine Ueberschwemmung begraben Tausende. — Was ist das Resultat? Eine unbedeutende, im großen Ganzen kaum bemerkbare Veränderung der physischen Natur, die fast

spurlos vorüber gegangen sein würde, wenn nicht Leichen auf ihrem Wege lägen. — Ich frage nun: soll die moralische Natur in ihren Revulotionen mehr Rücksicht nehmen, als die physische? Soll eine Idee nicht eben so gut wie ein Gesetz der Physik vernichten dürfen, was sich ihr widersetzt? Soll überhaupt ein Ereigniß, das die ganze Gestaltung der moralischen Natur, das heißt der Menschheit, umändert, nicht durch Blut gehen dürfen? Der Weltgeist bedient sich in der geistigen Sphäre unserer Arme eben so, wie er in der physischen Vulkane und Wasserfluthen gebraucht. Was liegt daran, ob sie nun an einer Seuche oder an der Revolution sterben? — Die Schritte der Menschheit sind langsam, man kann sie nur nach Jahrhundeeten zählen, hinter jedem erheben sich die Gräber von Generationen. Das Gelangen zu den einfachsten Erfindungen und Grundsätzen hat Millionen das Leben gekostet, die auf dem Wege starben. Ist es denn nicht einfach, daß zu einer Zeit, wo der Gang der Geschichte rascher ist, auch mehr Menschen außer Athem kommen? Wir schließen schnell und einfach: da Alle unter gleichen Verhältnissen geschaffen worden, so sind Alle gleich, die Unterschiede abgerechnet, welche die Natur selbst gemacht hat. — Es darf daher Jeder Vorzüge und darf daher Keiner Vorrechte haben, weder im Einzelnen, noch eine geringere oder größere Klasse von Individuen. Jedes Glied dieses in der Wirklichkeit angewandten Satzes hat seine Menschen getödtet. Der 14. Juli, der 10. August, der 31. Mai sind seine Interpunktionszeichen. Er hatte vier Jahre Zeit nöthig, um in der Körperwelt durchgeführt zu werden, und unter gewöhnlichen Umständen hätte er ein Jahrhundert dazu gebraucht, und wäre mit Generationen interpunktirt worden. Ist es da so zu verwundern, daß der Strom der Revolution bei jedem Absatz, bei jeder neuen Krümmung seine Leichen ausstößt? — Wir werden unserm Satze noch einige Schlüsse hinzuzufügen haben; sollen einige hundert Leichen uns verhindern, sie zu machen? — Moses führte sein Volk durch das rothe Meer und in die Wüste, bis die alte verdorbene Generation sich aufgerieben hatte, ehe er

den neuen Staat gründete. Gesetzgeber! Wir haben weder das rothe Meer, noch die Wüste, aber wir haben den Krieg und die Guillotine. Die Revolution ist wie die Töchter des Pelias; sie zerstückt die Menschheit, um sie zu verjüngen. Die Menschheit wird aus dem Blutkessel, wie die Erde aus den Wellen der Sündfluth, mit urkräftigen Gliedern sich erheben, als wäre sie zum ersten Mal geschaffen. (Langer, anhaltender Beifall. Einige Mitglieder erheben sich im Enthusiasmus.)

St. Just. Alle geheimen Feinde der Tyrannei, welche in Europa und auf dem ganzen Erdkreise den Dolch des Brutus unter ihren Gewändern tragen, fordern wir auf, diesen erhabenen Augenblick mit uns zu theilen. (Die Zuhörer und die Deputirten stimmen die Marseillaise an.)

Das Luxemburg.

Ein Saal mit Gefangenen.

Chaumette, Payne, Mercier, Hérault de Séchelles und andere Gefangene.

Chaumette (zupft Payne am Aermel.) Hören Sie, Payne, es könnte doch so sein! Vorhin überkam es mich so, ich habe heute Kopfweh, helfen Sie mir ein wenig mit Ihren Schlüssen, es ist mir ganz unheimlich zu Muth.

Payne. So komm, Philosoph Anxagoras, ich will dich katechisiren. — Es gibt keinen Gott, denn: entweder hat Gott die Welt geschaffen, oder nicht. Hat er sie nicht geschaffen, so hat die Welt ihren Grund in sich und es gibt keinen Gott, da Gott nur dadurch Gott wird, daß er den Grund alles Seins enthält. Nun kann aber Gott die Welt nicht geschaffen haben; denn entweder ist die Schöpfung ewig wie Gott oder sie hat einen Anfang. Ist letzteres der Fall, so muß Gott sie zu einem bestimmten Zeitpunkt geschaffen haben. Gott muß also, nachdem er eine Ewigkeit geruht, einmal thätig geworden sein, muß also einmal

eine Veränderung in sich erlitten haben, die den Begriff Zeit auf ihn anwenden läßt, was beides gegen das Wesen Gottes streitet. Gott kann also die Welt nicht geschaffen haben. Da wir nun aber sehr deutlich wissen, daß die Welt oder daß unser Ich wenigstens vorhanden ist, und daß sie dem Vorhergehenden nach also auch ihren Grund in sich oder in etwas haben muß, das nicht Gott ist, so kann es keinen Gott geben. Quod erat demonstrandum.

Chaumette. Ei wahrhaftig, das gibt mir wieder Licht, ich danke, ich danke.

Mercier. Halten Sie, Payne! Wenn aber die Schöpfung nun ewig ist?!

Payne. Dann ist sie schon keine Schöpfung mehr, dann ist sie Eins mit Gott oder ein Attribut desselben, wie Spinoza sagt, dann ist Gott in Allem, in Ihnen, Werthester, im Philosophen Anaxagoras und in mir. Das wäre so übel nicht, aber Sie müssen mir zugestehen, daß es gerade nicht viel um die himmlische Majestät ist, wenn der liebe Herrgott in jedem von uns Zahnweh kriegen, den Aussatz haben, lebendig begraben werden, oder wenigstens die sehr unangenehmen Vorstellungen davon haben kann.

Mercier. Aber eine Ursache muß doch da sein?

Payne. Wer leugnet das? Aber wer sagt Ihnen denn, daß diese Ursache das sei, was wir uns als Gott, das heißt als das Vollkommenste denken? Halten Sie die Welt für vollkommen?

Mercier. Nein.

Payne. Wie wollen Sie denn aus einer unvollkommen Wirkung auf eine vollkommene Ursache schließen? — Voltaire wagte es eben so wenig, es mit Gott, als mit den Königen zu verderben, deswegen that er es. Wer einmal nichts hat, als Verstand, und ihn nicht einmal consequent zu gebrauchen weiß oder wagt, ist ein Stümper.

Mercier. Ich frage dagegen, kann eine vollkommene Ursache eine vollkommene Wirkung haben, das heißt, kann etwas Vollkommenes was Vollkommenes schaffen? — Ist das nicht unmöglich, weil das Ge-

schaffene doch nie seinen Grund in sich haben kann, was doch, wie Sie sagten, zur Vollkommenheit gehört?

Chaumette. Schweigen Sie! Schweigen Sie!

Payne. Beruhe dich, Philosoph. Sie haben Recht; aber, muß denn Gott einmal schaffen, kann er nur was Unvollkommenes schaffen, so läßt er es gescheidter ganz bleiben. Ist's nicht sehr menschlich, uns Gott nur als schaffend denken zu können? Weil wir uns immer rühren und schütteln müssen, um uns nur immer sagen zu können: wir sind! müssen wir Gott auch dies elende Bedürfniß andichten? — Müssen wir, wenn sich unser Geist in das Wesen einer harmonisch in sich ruhenden, ewigen Seligkeit versenkt, gleich annehmen, sie müsse den Finger ausstrecken und über Tisch Brodmännchen kneten, — aus überschwenglichem Liebesbedürfnis, wie wir uns ganz geheimnisvoll in die Ohren sagen? Müssen wir das Alles, bloß um uns zu Göttersöhnen zu machen? Ich nehme mit einem geringeren Vater vorlieb, wenigstens werde ich ihm nicht nachsagen können, daß er mich unter seinem Stande in Schweinställen oder auf den Galeeren habe erziehen lassen. — Schafft das Unvollkommene weg; dann allein könnt ihr Gott demonstriren, Spinoza hat es versucht. Man kann das Böse leugnen, aber nicht den Schmerz, nur der Verstand kann Gott beweisen, das Gefühl empört sich dagegen. — Merke dir es, Anaxagoras, warum leide ich? Das ist der Fels des Atheismus. Das leiseste Zucken des Schmerzes, und rege es sich nur in einem Atom, macht einen Riß in der Schöpfung von oben bis unten.

Mercier. Und die Moral?

Payne. Erst beweist ihr Gott aus der Moral und dann die Moral aus Gott. Ein schöner Zirkelschluß, der sich selbst den Hintern leckt. Was wollt ihr denn mit eurer Moral? Ich weiß nicht, ob es an und für sich was Böses oder was Gutes gibt, und habe deswegen doch nicht nöthig, meine Handlungsweise zu ändern. Ich handle meiner Natur gemäß; was ihr angemessen, ist für mich gut und ich thue es, und was ihr zuwider, ist für mich bös, und ich thue es nicht

und vertheidige mich dagegen, wenn es mir in den Weg kommt. Sie können, wie man so sagt, tugendhaft bleiben und sich gegen das sogenante Laster wehren, ohne deswegen Ihren Gegner verachten zu müssen, was ein gar trauriges Gefühl ist.

Chaumette. Wahr, sehr wahr!

Hérault. O Philosoph Anaxagoras, man könnte aber auch sagen: damit Gott Alles sei, müsse er auch sein eignes Gegentheil sein, das heißt vollkommen und unvollkommen, bös und gut, selig und leidend; das Resultat freilich würde gleich Null sein, es würde sich gegenseitig heben, wir kämen zu Nichts. — Freue dich, du kommst glücklich durch, du kannst ganz ruhig in Madame Momoro das Meisterstück der Natur anbeten; wenigstens hat sie dir die Rosenkränze dazu in den Leisten gelassen.

Chaumette. Ich danke Ihnen verbindlichst, meine Herren. (Ab.)

Payne. Er traut noch nicht, er wird sich zu guter Letzt noch die Oelung geben, die Füße nach Mekka zu legen, und sich beschneiden lassen, um ja keinen Weg zu verfehlen.

(Danton, Lacroix, Camille, Philippeau werden hereingeführt).

Hèrault (läuft auf Danton zu und umarmt ihn.) Guten Morgen! Gute Nacht! — sollte ich sagen. Ich kann nicht fragen, wie hast du geschlafen? Wie wirst du schlafen?

Danton. Nun gut, man muß lachend zu Bett gehen.

Mercier (zu Payne.) Diese Dogge mit Taubenflügeln! Er ist der böse Genius der Revolution, er wagte sich an seine Mutter, aber sie war stärker als er.

Payne. Sein Leben und sein Tod sind ein gleich großes Unglück.

Lacroix (zu Danton.) Ich dachte nicht, daß sie so schnell kommen würden.

Danton. Ich wußt' es, man hat mich gewarnt.

Lacroix. Und du hast nichts gesagt.

Danton. Zu was? Ein Schlagfluß ist der beste

Tod; wolltest du zuvor krank sein? Und — ich dachte nicht, daß sie es wagen würden. (Zu Hérault.) Es ist besser, sich in die Erde legen, als sich Leichdörner auf ihr laufen; ich habe sie lieber zum Kissen, als zum Schemel.

Hérault. Wir werden wenigstens nicht mit Schwielen an den Fingern der hübschen Dame Verwesung die Wangen streicheln.

Camille (zu Danton.) Gib dir nur keine Mühe, du magst die Zunge noch so weit zum Hals heraushängen, du kannst dir damit doch nicht den Todesschweiß von der Stirne lecken. O Lucile! das ist ein großer Jammer.

(Die Gefangenen drängen sich um die neu Angekommenen.)

Danton (zu Payne.) Was Sie für das Wohl Ihres Landes gethan, habe ich für das meinige versucht. Ich war weniger glücklich, man schickt mich aufs Schaffot; meinetwegen, ich werde nicht stolpern.

Mercier (zu Danton,) Das Blut der Zwei und zwanzig ersäuft dich.

Ein Gefangener (zu Hérault.) Die Macht des Volkes und die Macht der Vernunft sind eins.

Ein Anderer (zu Camille.) Nun, Generalprokurator der Laterne, deine Verbesserung der Straßenbeleuchtung hat in Frankreich nicht heller gemacht.

Ein Anderer. Laßt ihn! das sind die Lippen, welche das Wort Erbarmen gesprochen. (Er umarmt Camille, mehrere Gefangene folgen seinem Beispiele.)

Philippeau. Wir sind Priester, die mit Sterbenden gebetet haben, wir sind angesteckt worden und sterben an der nämlichen Seuche.

Einige Stimmen. Der Streich, der Euch trifft, tödtet uns Alle.

Camille. Meine Herren, ich beklage sehr, daß unsere Anstrengungen so fruchtlos waren; ich gehe aufs Schaffot, weil mir die Augen über das Loos einiger Unglücklichen naß geworden.

Ein Zimmer.

Fouquier-Tinville. Hermann.

Fouquier. Alles bereit?

Hermann. Es wird schwer halten; wäre Danton nicht darunter, so ginge es leicht.

Fouquier. Er muß vortanzen.

Hermann. Er wird die Geschworenen erschrecken, er ist die Vogelscheuche der Revolution.

Fouquier. Die Geschworenen müssen wollen.

Hermann. Ein Mittel wüßt' ich, aber es wird die gesetzliche Form verletzen.

Fouquier. Nur zu.

Hermann. Wir losen nicht, sondern suchen die Handfesten aus.

Fouquier. Das muß gehen. — Das wird ein gutes Heckenfeuer geben. Es sind ihrer Neunzehn. Sie sind geschickt zusammengewürfelt. Die vier Fälscher, dann einige Banquiers und Fremde. Das ist ein pikantes Gericht. Das Volk braucht dergleichen. Also zuverlässige Leute! Wer zum Beispiel?

Hermann. Leroi, er ist taub und hört daher nichts von all' dem, was die Angeklagten vorbringen. Danton mag sich den Hals bei ihm rauh schreien.

Fouquier. Sehr gut; weiter!

Hermann. Vilatte und Lamière, der eine sitzt immer iu der Trinkstube, und der andere schläft immer. Beide öffnen den Mund nur, um das Wort: schuldig zu sagen. — Girard hat den Grundsatz, es dürfe Keiner entwischen, der einmal vor das Tribunal gestellt sei. Renaudin —

Fouquier. Auch der? Er half einmal einigen Pfaffen durch.

Hermann. Sei ruhig, vor einigen Tagen kommt er zu mir und verlangt, man solle allen Verurtheilten vor der Hinrichtung zur Ader lassen, um sie ein wenig matt zu machen; ihre meist trotzige Haltung ärgere ihn.

Fouquier. Ah, sehr gut. Also ich verlasse mich darauf!

Hermann. Laß mich nur machen.

Das Luxemburg.

Ein Corridor.

Lacroix, Danton, Mercier
und andere Gefangene auf- und abgehend.

Lacroix (zu einem Gefangenen.) Wie, so viel Unglückliche in einem so elenden Zustande?

Der Gefangene. Haben Ihnen die Guillotinen-Karren nie gesagt, daß Paris eine Schlachtbank ist?

Mercier. Nicht wahr, Lacroix? Die Gleichheit schwingt ihre Sichel über allen Häuptern, die Lava der Revolution fließt, die Guillotine republikanisirt! Da klatschen die Gallerien, und die Römer reiben sich die Hände; aber sie hören nicht, daß jedes dieser Worte das Röcheln eines Opfers ist. Geht einmal Euern Phrasen nach, bis zu dem Punkte, wo sie verkörpert werden. Blickt um Euch, das Alles habt Ihr gesprochen, es ist eine mimische Uebersetzung Eurer Worte. Diese Elenden, ihre Henker und die Guillotine sind Eure lebendig gewordenen Reden Ihr bauet Euer System, wie Bajazet seine Pyramiden, aus Menschenköpfen.

Danton. Du hast Recht! — Man arbeitet heut zu Tag Alles in Menschenfleisch. Das ist der Fluch unserer Zeit. Mein Leib wird jetzt auch verbraucht. — Es ist gerade ein Jahr, daß ich das Revolutions-Tribunal schuf. Ich bitte Gott und die Menschen dafür um Verzeihung, ich wollte neuen Septembermorden zuvorkommen, ich hoffte, Unschuldige zu retten, aber dieser langsame Mord mit seinen Formalitäten ist gräßlicher und eben so unvermeidlich. Meine Herren, ich hoffte, Sie Alle diesen Ort verlassen zu machen.

Mercier. O, herausgehen werden wir.

Danton. Ich bin jetzt bei Ihnen; der Himmel weiß, wie das enden soll.

Das Revolutions-Tribunal.

Hermann (zu Danton.) Ihr Name, Bürger.

Danton. Die Revolution nennt meinen Namen. Meine Wohnung ist bald im Nichts und mein Name im Pantheon der Geschichte.

Hermann. Danton, der Convent beschuldigt Sie, mit Mirabeau, mit Dumouriez, mit Orleans, mit den Girondisten, mit den Fremden und der Faction Ludwig's XVII. konspirirt zu haben.

Danton. Meine Stimme, die ich so oft für die Sache des Volkes ertönen ließ, wird ohne Mühe die Verleumdung zurückweisen. Die Elenden, welche mich anklagen, mögen hier erscheinen, und ich werde sie mit Schande bedecken. Die Ausschüsse mögen sich hierher begeben, ich werde nur vor ihnen antworten. Ich habe sie als Kläger und als Zeugen nöthig. Sie mögen sich zeigen. — Uebrigens, was liegt mir an Euch und Eurem Urtheil? Ich habe es Euch schon gesagt: das Nichts wird bald mein Asyl sein; — das Leben ist mir zur Last, man mag mir es entreißen, ich sehne mich darnach, es abzuschütteln.

Hermann. Danton, die Kühnheit ist dem Verbrechen, die Ruhe der Unschuld eigen.

Danton. Privat-Kühnheit ist ohne Zweifel zu tadeln, aber jene National-Kühnheit, die ich so oft gezeigt, mit welcher ich so oft für die Freiheit gekämpft habe, ist die verdienstvollste aller Tugenden. — Sie ist meine Kühnheit, sie ist es, der ich mich hier zum Besten der Republik gegen meine erbärmlichen Ankläger bediene. Kann ich mich fassen, wenn ich mich auf eine so niedrige Art verleumdet sehe? — Von einem Revolutionär, wie ich, darf man keine kalte Verteidigung erwarten. Männer meines Schlages sind in Revolutionen unschätzbar, auf ihrer Stirne schwebt das Genie der Freiheit. (Zeichen von Beifall unter den Zuhörern.) — Mich klagt man an, mit Mirabeau, mit Dumouriez, mit Orleans konspirirt, zu den Füßen elender Despoten gesessen zu haben; mich fordert man auf, vor der unentrinnbaren, unbeugsamen Gerechtigkeit zu antworten! — Du elen-

der St. Just wirst der Nachwelt für diese Lästerung verantwortlich sein!

Hermann. Ich fordere Sie auf, mit Ruhe zu antworten; gedenken Sie Marat's, er trat mit Ehrfurcht vor seine Richter.

Danton. Sie haben die Hände an mein ganzes Leben gelegt, so mag es sich denn aufrichten und ihnen entgegentreten; unter dem Gewicht jeder meiner Handlungen werde ich sie begraben. — Ich bin nicht stolz darauf. Das Schicksal führt uns die Arme, aber nur gewaltige Naturen sind seine Organe. — Ich habe auf dem Marsfelde dem Königtum den Krieg erklärt, ich habe es am 10. August geschlagen, ich habe es am 21. Januar getödtet und den Königen einen Königskopf als Fehdehandschuh hingeworfen. (Wiederholte Zeichen von Beifall. — Er nimmt die Anklage-Akte.) — Wenn ich einen Blick auf diese Schandschrift werfe, fühle ich mein ganzes Wesen beben. Wer sind denn die, welche Danton nöthigen mußten, sich an jenem denkwürdigen Tage (am 10. August) zu zeigen? Wer sind denn die privilegirten Wesen, von denen er seine Energie borgte? — Meine Ankläger mögen erscheinen! Ich bin ganz bei Sinnen, wenn ich es verlange. Ich werde die platten Schurken entlarven und sie in das Nichts zurückschleudern, aus dem sie nie hätten hervorkriechen sollen.

Hermann (schellt.) Hören Sie die Klingel nicht?

Danton. Die Stimme eines Menschen, welcher seine Ehre und sein Leben vertheidigt, muß deine Schelle überschreien. — Ich habe im September die junge Brut der Revolution mit den zerstückten Leibern der Aristokraten geäzt. Meine Stimme hat aus dem Golde der Aristokraten und Reichen dem Volke Waffen geschmiedet. Meine Stimme war der Orkan, welcher die Satelliten des Despotismus unter Wogen von Bajonnetten begrub. (Lauter Beifall.)

Hermann. Danton, Ihre Stimme ist erschöpft. Sie sind zu heftig bewegt. Sie werden das Nächstemal Ihre Vertheidigung beschließen. Sie haben Ruhe nöthig. — Die Sitzung ist aufgehoben.

Danton. Jetzt kennt Ihr Danton, noch wenige

Stunden — und er wird in den Armen des Ruhmes entschlummern.

Das Luxemburg.

Ein Kerker.

Dillon, Laflotte ein **Gefangenwärter.**

Dillon. Kerl, leuchte mir mit deiner Nase nicht so ins Gesicht. Ha, ha, ha!

Laflotte. Halte den Mund zu, deine Mondsichel hat einen Hof. Ha, ha, ha, ha!

Wärter. Ha, ha, ha! Glaubt Ihr, Herr, daß Ihr bei ihrem Schein lesen könntet?

(Zeigt auf einen Zettel, den er in der Haud hält.)

Dillon. Gib her!

Wärter. Herr, meine Mondsichel hat Ebbe bei mir gemacht.

Laflotte. Deine Hosen sehen aus, als ob Fluth wäre.

Wärter. Nein, sie ziehen Wasser. (Zu Dillon.) Sie hat sich vor Eurer Sonne verkrochen, Herr; Ihr müßt mir das geben, was sie wieder feurig macht, wenn Ihr dabei lesen wollt.

Dillon. Da Kerl! Pack' dich. (Er gibt ihm Geld. Wärter ab. — Liest.) Danton hat das Tribunal erschreckt, die Geschwornen schwankten, die Zuhörer murrten. Der Zudrang war außerordentlich. Das Volk drängte sich um den Justizpalast und stand bis zu den Bänken. Eine Hand voll Geld, ein Arm endlich, — — hm! hm! (Er geht auf und ab, und schenkt sich von Zeit zu Zeit aus einer Flasche ein.) — Hätt' ich nur den Fuß auf der Gasse. Ich werde mich nicht so schlachten lassen. Ja, nur den Fuß auf der Gasse!

Laflotte. Und auf dem Karren, das ist eins.

Dillon. Meinst du? Da liegen noch ein Paar

Schritte dazwischen, lang genug, um sie mit den Leichen der Decemvirn zu messen. — — Es ist endlich Zeit, daß die rechtschaffenen Leute das Haupt erheben.

Laflotte (für sich.) Desto besser, um so leichter ist es zu treffen. Nur zu, Alter, noch einige Gläser und ich werde flott.

Dillon. Die Schurken, die Narren, sie werden sich zuletzt noch selbst guillotiniren. (Er läuft auf und ab.)

Laflotte (bei Seite.) Man könnte das Leben ordentlich wieder lieb haben, wie sein Kind, wenn man sich's selbst gegeben. Das kommt grade nicht oft vor, daß man so mit dem Zufall Blutschande treiben und sein eigener Vater werden kann. Vater und Kind zugleich. Ein behaglicher Oedipus!

Dillon. Man füttert das Volk nicht mit Leichen; Danton's und Camille's Weiber mögen Assignaten unter das Volk werfen, das ist besser als Köpfe.

Laflotte (bei Seite.) Ich würde mir hintennach die Augen nicht ausreißen; ich könnte sie nöthig haben, um den guten General zu beweinen.

Dillon. Die Hand an Danton! — Wer ist noch sicher? Die Furcht wird sie vereinigen.

Laflotte (bei Seite. Er ist doch verloren. Was ist's denn, wenn ich auf auf eine Leiche trete, um aus dem Grabe zu klettern?

Dillon. Nur den Fuß auf der Gasse! Ich werde Leute genug finden, alte Soldaten, Girondisten, Ex-Adelige; wir erbrechen die Gefängnisse, wir müssen uns mit den Gefangenen verständigen.

Laflotte (bei Seite.) Nun freilich, es riecht ein wenig nach Schurkerei. Was thut's? Ich hätte Lust, auch das zu versuchen; ich war bisher zu einseitig. Man bekommt Gewissensbisse, das ist doch eine Abwechslung; es ist nicht so unangenehm, seinen eigenen Gestank zu riechen, — Die Aussicht auf die Guillotine ist mir langweilig geworden; so lange auf die Sache zu warten! Ich habe sie im Geiste schon zwanzigmal durchprobiert. Es ist auch gar nichts Pikantes mehr daran, es ist ganz gemein geworden.

Dillon. Man muß Danton's Frau ein Billet zukommen lassen.

Laflotte (bei Seite.) Und dann — ich fürchte den Tod nicht, aber den Schmerz. — Es könnte wehe tun, wer steht mir dafür? Man sagt zwar, es sei nur ein Augenblick, aber der Schmerz hat ein feineres Zeitmaß, er zerlegt eine Tertie. Nein! Der Schmerz ist die einzige Sünde, und das Leiden ist das einzige Laster; ich werde tugendhaft bleiben.

Dillon. Höre, Laflotte, wo ist der Kerl hingekommen? Ich habe Geld, daß muß gehen: wir müssen das Eisen schmieden, mein Plan ist fertig.

Laflotte. Gleich, Gleich! ich kenne den Schließer, ich werde mit ihm sprechen, du kannst anf mich zählen, General. Wir werden aus dem Loche kommen (für sich im Hinausgehen), um in ein anderes zu gehen, ich in das weiteste, die Welt, — er in das engste, das Grab.

Der Wohlfahrts-Ausschuß.

St. Just, Barrère, Collot d'Herbois, Billaud-Varennes.

Barrère. Was schreibt Fouquier.

St. Just. Das zweite Verhör ist vorbei. Die Gefangenen verlangen das Erscheinen mehrerer Mitglieder des Convents und des Wohlfahrts-Ausschusses, sie appelliren an das Volk wegen Verweigerung der Zeugen. Die Bewegung der Gemüther soll unbeschreiblich sein. — Danton parodirte den Jupiter nnd schüttelte die Locken.

Collot. Um so leichter wird ihn Samson daran packen.

Barrère. Wir dürfen uns nicht zeigen, die Fischweiber und die Lumpensammler könnten uns weniger imposant finden.

Billaud. Das Volk hat einen Instinct, sich treten

zu lassen, und wäre es nur mit Blicken; dergleichen insolente Physiognomieen gefallen ihm. Solche Mienen sind ärger, als ein adeliges Wappen; der feine Aristokratismus der Menschenverachtung sitzt auf ihnen, es sollte sie jeder einschlagen helfen, den es verdrießt, einen Blick von oben herunter zu erhalten.

Barrère. Er ist wie der hörnerne Siegfried, das Blut der Septembrisirten hat ihn unverwundbar gemacht. — Was sagt Robespierre?

St. Just. Er thut, als ob er etwas zu sagen hätte. Die Geschworenen müssen sich für hinlänglich unterrichtet erklären und die Debatten schließen.

Barrère. Unmöglich, das geht nicht.

St. Just. Sie müssen weg, um jeden Preis, und sollten wir sie mit den eigenen Händen erwürgen. Wagt! — Danton soll uns das Wort nicht umsonst gelehrt haben. Die Revolution wird über ihre Leichen nicht stolpern, aber bleibt Danton am Leben, so wird er sie am Gewand fassen, und er hat etwas in seiner Gestalt, als ob er die Freiheit nothzüchtigen könnte. (St. Just wird hinausgerufen.)

(Der Schließer tritt ein.)

Schließer. In St. Pelagie liegen Gefangene am Sterben, sie verlangen einen Arzt.

Billaud. Das ist unnöthig, so viel Mühe weniger für den Scharfrichter.

Schließer: Es sind schwangere Weiber dabei.

Billaud. Desto besser, da brauchen ihre Kinder keinen Sarg.

Barrère. Die Schwindsucht eines Aristokraten spart dem Revolutions-Tribunal eine Sitzung. Jede Arznei wäre contrerevolutionär.

Collot (nimmt ein Papier.) Eine Bittschrift! ein Weibername!

Barrère. Wohl eine von denen, die gezwungen sein möchten, zwischen einem Guillotinenbrett und dem Bett eines Jacobiners zu wählen. Die, wie Lucretia, nach dem Verlust ihrer Ehre sterben, aber etwas später als die Römerin — im Kindbett oder aus Altersschwäche. — Es mag nicht so unangenehm sein, einen

Tarquinius aus der Tugendrepublik einer Jungfrau zu treiben.

Collot. Sie ist zu alt. Madame verlangt den Tod, sie weiß sich auszudrückon, das Gefängniß liegt auf ihr wie ein Sargdeckel. Sie sitzt erst seit vier Wochen. Die Antwort ist leicht. (Er schreibt und liest.) „Bürgerin, es ist noch nicht lange genug, daß du den Tod wünschest“

Barrère. Gut gesagt! Aber Collot, es ist nicht gut, daß die Guillotine zu lachen anfängt; die Leute haben sonst keine Furcht mehr davor, man muß sich nicht so familiär machen.

(St. Just kommt zurück.)

St. Just. Eben erhalte ich eine Denunciation. Man conspirirt in den Gefängnissen; ein junger Mensch, Namens Laflotte, hat Alles entdeckt. Er saß mit Dillon im nämlichen Zimmer. Dillon hat getrunken und geplaudert.

Barrère. Er schneidet sich mit seiner Bouteille den Hals ab; das ist schon mehr vorgekommen.

St. Just. Danton's und Camille's Weiber sollen Geld unter das Volk werfen, Dillon soll ausbrechen, man will die Gefangenen befreien, der Convent soll gesprengt werden.

Barrère. Das sind Mährchen.

St. Just. Wir werden sie aber mit dem Mährchen in Schlaf erzählen. Die Anzeige habe ich in Händen, dazu die Keckheit der Angeklagten, das Murren des Volkes, die Bestürzung der Geschworenen, ich werde einen Bericht machen.

Barrère. Ja, geh, St. Just, und spinne deine Perioden, worin jedes Komma ein Säbelhieb und jeder Punkt ein abgeschlagener Kopf ist.

St. Just. Der Convent muß dekretiren, das Tribunal solle ohne Unterbrechung den Prozeß fortführen, und dürfe jeden Angeklagten, welcher die dem Gerichte schuldige Achtung verletze oder störende Auftritte veranlasse, von den Debatten ausschließen.

Barrère. Du hast einen revolutionären Instinct,

das lautet ganz gemäßigt und wird doch seine Wirkung thun. Sie können nicht schweigen, Danton muß schreien.

St. Just. Ich zähle auf Eure Unterstützung. Es gibt Leute im Convent, die eben so krank sind wie Danton, und welche die nämliche Kur fürchten. Sie haben wieder Muth bekommen, sie werden über Verletzung der Formen schreien.

Barrère (ihn unterbrechend.) Ich werde ihnen sagen: Zu Rom wurde der Consul, welcher die Verschwörung des Catilina entdeckte und die Verbrecher auf der Stelle mit dem Tode bestrafte, der verletzten Förmlichkeit angeklagt. Wer waren seine Ankläger?

Collot (mit Pathos.) Geh', St. Just, die Lava der Revolution fließt. Die Freiheit wird die Schwächlinge, welche ihren mächtigen Schoß befruchten wollten, in ihren Umarmungen ersticken, die Majestät des Volkes wird ihnen, wie Jupiter der Semele, unter Donner und Blitz erscheinen und sie in Asche verwandeln. Geh', St. Just, wir werden dir helfen, der Donnerkeil muß die Häupter der Feiglinge zerschleudern. (St. Just ab.)

Barrère. Hast du das Wort Kur gehört? Sie werden noch aus der Guillotine ein Specificum gegen die Lustseuche machen. Sie kämpfen nicht mit den Moderirten, sie kämpfen mit dem Laster.

Billaud. Bis jetzt geht unser Weg zusammen.

Barrère. Robespierre will aus der Revolution einen Hörsal für Moral machen und die Guillotine als Katheder gebrauchen.

Billaud. Oder als Betschemel.

Collot. Auf dem er aber alsdann nicht stehen, sondern liegen soll.

Barrère. Das wird leicht gehen. Die Welt müßte auf dem Kopfe stehen, wenn die sogenannten Spitzbuben von den sogenannten rechtlichen Leuten gehängt werden sollten.

Collot (zu Barrère.) Wann kommst du wieder nach Clichy?

Barrère. Wenn der Arzt nicht mehr zu mir kommt.

Collot. Nicht wahr, über dem Ort steht ein Stern,

unter dessen versengenden Strahlen dein Rückenmark ganz ausgedörrt wird.

Billaud. Nächstens werden die niedlichen Finger der reizenden Demaly es ihm aus dem Futterale ziehen und als Zöpfchen über den Rücken hinunterhängen machen.

Barrère (zuckt die Achseln.) Pst! davon darf der Tugendhafte nichts wissen.

Billaud. Er ist ein impotenter Masonet. (Billaud und Collot ab.)

Barrère (allein.) Du Ungeheuer! — „Es ist noch nicht lange genug, daß du den Tod wünschest!" Diese Worte hätten die Zunge müssen verdorren machen, die sie gesprochen. — Und ich? — Als die Septembriseurs in die Gefängnisse drangen, faßt ein Gefangener sein Messer, er drängt sich unter die Mörder, er stößt es in die Brust eines Priesters, er ist gerettet! — Wer kann was dawider haben? — Ob ich nun unter die Mörder dränge, oder mich in den Wohlfahrts-Ausschuß setze, ob ich ein Guillotinen- oder ein Taschenmesser nehme? Es ist der nämliche Fall, nur mit etwas verwickelteren Umständen, die Grundverhältnisse sind sich gleich. — Und durft' er Einen morden, durft' er auch Zwei, auch Drei, auch noch mehr? wo hört das auf? da kommen die Gerstenkörner, machen zwei einen Haufen, drei, vier, wie viel dann? Komm, mein Gewissen, komm, mein Hühnchen, bi! bi! bi! komm, da ist Futter. — Doch — war ich auch Gefangener? Verdächtig war ich, das läuft auf Eins hinaus, der Tod war mir gewiß. Komm, mein Gewissen, wir vertragen uns noch ganz gut! (Ab.)

Die Conciergerie.

Lacroix, Danton, Philippeau, Camille.

Lacroix. Du hast gut geschrien, Danton; hättest du dich früher so um dein Leben gequält, es wäre jetzt anders. Nicht wahr, wenn der Tod Einem so un-

verschämt nahe kommt und so aus dem Halse stinkt und immer zudringlicher wird?

Camille. Wenn er Einen noch nothzüchtigte und seinen Raub unter Ringen und Kampf aus den heißen Gliedern riß! aber so in allen Formalitäten, wie bei der Hochzeit mit einem alten Weibe, wie die Pakten aufgesetzt, wie die Zeugen gerufen, wie das Amen gesagt, und wie dann die Bettdecke gehoben wird und es langsam hereinkriecht mit seinen kalten Gliedern!

Danton. Wär' es ein Kampf, daß die Arme und Zähne einander packten! aber es ist mir, als wäre ich in ein Mühlwerk gefallen, und die Glieder würden mir langsam systematisch von der kalten physischen Gewalt abgedreht. So mechanisch getötet zu werden!

Camille. Und dann da liegen, allein, kalt, steif in dem feuchten Dunst der Fäulniß! Vielleicht, daß Einem der Tod das Leben langsam aus den Fibern martert, mit Bewußtsein vielleicht, sich wegzufaulen!

Philippeau. Seid ruhig, meine Freunde. Wir sind wie die Herbstzeitlose, welche erst nach dem Winter Samen trägt. Von Blumen, die versetzt werden, unterscheiden wir uns nur dadurch, daß wir über dem Versuch ein wenig stinken. Ist das so arg?

Danton. Eine erbauliche Aussicht! Von einem Misthaufen auf den andern. Nicht wahr, die göttliche Klassen-Theorie? Von Prima nach Sekunda, von Sekunda nach Tertia und so weiter? Ich habe die Schulbänke satt, ich habe mir Gesäßschwielen wie ein Affe darauf gesessen.

Philippeau. Was willst du denn?

Danton. Ruhe.

Philippeau. Die ist in Gott.

Danton. Im Nichts: Versenke dich in was Ruhigeres, als in das Nichts, und wenn die höchste Ruhe Gott ist, ist nicht das Nichts Gott? Aber ich bin ein Atheist; der verfluchte Satz! Etwas kann nicht zu Nichts werden! und ich bin Etwas, das ist der Jammer! — Die Schöpfung hat sich so breit gemacht, da ist nichts leer. Alles voll Gewimmels. Das Nichts hat sich ermordet, die Schöpfung ist seine Wunde, wir

sind seine Blutstropfen, die Welt ist das Grab, worin es fault. — Das lautet verrückt, es ist aber doch was Wahres daran.

Camille. Die Welt ist der ewige Jude, das Nichts ist der Tod, aber er ist unmöglich. O! nicht sterben können, nicht sterben können! wie es im Liede heißt.

Danton. Wir sind Alle lebendig begraben, und wie Könige in drei- oder vierfachen Särgen beigesetzt, unter dem Himmel, in unseren Häusern, in unseren Röcken und Hemden. — Wir kratzen fünfzig Jahre lang am Sargdeckel. Ja, wer an Vernichtung glauben könnte! dem wäre geholfen. — Da ist keine Hoffnung im Tod; er ist nur eine einfachere, das Leben eine verwickeltere, organisirtere Fäulniß, — das ist der ganze Unterschied! — Aber ich bin grad' einmal an diese Art des Faulens gewöhnt, der Teufel weiß, wie ich mit einer andern zurecht komme. — O Julie! Wenn ich allein ginge! — Wenn sie mich einsam ließe! — Und wenn ich ganz zerfiele, mich ganz auflöste — ich wäre eine Handvoll gemarterten Staubes, jedes meiner Atome könnte nur Ruhe finden bei ihr. — Ich kann nicht sterben, nein, ich kann nicht sterben. Wir sind noch nicht geschlagen. Wir müssen schreien, sie müssen mir jeden Lebenstropfen aus den Gliedern reißen.

Lacroix. Wir müssen auf unserer Forderung bestehen, unsre Ankläger und die Ausschüsse müssen vor dem Tribunal erscheinen.

Ein Zimmer.

Fouquier, Amar, Vouland.

Fouquier. Ich weiß nicht mehr, was ich antworten soll; sie fordern eine Commission.

Amar. Wir haben die Schurken — da hast du, was du verlangst. (Er überreicht Fouquier ein Papier.)

Vouland. Das wird sie zufrieden stellen.

Fouquier. Wahrhaftig, das hatten wir nötig.

Amar. Nun rasch, daß wir und sie die Sache vom Hals bekommen.

Das Revolutions-Tribunal.

Danton. Die Republik ist in Gefahr, und er hat keine Instruktion! Wir appelliren an das Volk, meine Stimme ist noch stark genug, um den Decemvirn die Leichenrede zu halten. — Ich wiederhole es, wir verlangen eine Kommission, wir haben wichtige Entdeckungen zu machen. Ich werde mich in die Citadelle der Vernunft zurückziehen, ich werde mit der Kanone der Wahrheit hervorbrechen und meine Feinde zermalmen. (Zeichen des Beifalles.)

Fouquier, Amar und Vouland treten ein.

Fouquier. Ruhe, im Namen der Republik, Achtung dem Gesetze! Der Konvent beschließt: In Betracht, daß in den Gefängnissen sich Spuren von Meutereien zeigen, in Betracht, daß Danton's und Camille's Weiber Geld unter das Volk werfen und daß der General Dillon ausbrechen und sich an die Spitze der Empörer stellen soll, um die Angeklagten zu befreien; in Betracht endlich, daß Diese selbst unruhige Auftritte herbei zu führen sich bemüht und das Tribunal zu beleidigen versucht haben, wird das Tribunal ermächtigt, die Untersuchung ohne Unterbrechung fortzusetzen und jeden Angeklagten, der die dem Gesetze schuldige Ehrfurcht außer Augen setzen sollte, von den Debatten auszuschließen.

Danton. Ich frage die Anwesenden, ob wir dem Tribunal, dem Volk, oder dem National-Convent Hohn gesprochen haben?

Viele Stimmen. Nein! Nein!

Camille. Die Elenden, sie wollen meine Lucile morden!

Danton. Eines Tages wird man die Wahrheit erkennen. Ich sehe großes Unglück über Frankreich hereinbrechen. Das ist die Dictatur; sie hat ihren Schleier zerrissen, sie trägt die Stirne hoch, sie schreitet über unsere Leichen. (Auf Amar und Bouland deutend.) Seht da die feigen Mörder, seht da die Raben des Wohlfahrts-Ausschusses! Ich klage Robespierre, St. Just und ihre Henker des Hochverrats an. Sie wollen die Republik im Blut ersticken. Die Gleise der Guillotinen-Karren sind die Heerstraßen, in welchen die Fremden in das Herz des Vaterlandes dringen sollen. — Wie lange sollen die Fußtapfen der Freiheit Gräber sein? — Ihr wollt Brod und sie werfen euch Köpfe hin. Ihr dürstet und sie machen euch das Blut von den Stufen der Guillotine lecken. (Heftige Bewegung unter den Zuhörern, Geschrei des Beifalls, viele Stimmen: es lebe Danton, nieder mit den Decemvirn! — Die Gefangenen werden mit Gewalt hinausgeführt.)

Platz vor dem Justiz-Palaste.

Ein Volkshaufe.

Einige Stimmen. Nieder mit den Decemvirn! Es lebe Danton!

Erster Bürger. Ja, das ist war, Köpfe statt Brod, Blut statt Wein!

Einige Weiber. Die Guillotine ist eine schlechte Mühle und Samson ein schlechter Bäckerknecht; wir wollen Brod, Brod!

Zweiter Bürger. Euer Brod — das hat Danton gefressen! Sein Kopf wird euch Allen Brod geben; er hatte Recht.

Erster Bürger. Danton war unter uns am 10. August, Danton war unter uns im September. Wo waren die Leute, die ihn angeklagt hoben?

Zweiter Bürger. Und Lafayette war mit euch in Versailles und war doch ein Verräther.

Erster Bürger. Wer sagt, daß Danton ein Verräther sei?

Zweiter Bürger Robespierre.

Erster Bürger. Und Robespierre ist ein Verräther.

Zweiter Bürger. Wer sagt das?

Erster Bürger. Danton.

Zweiter Bürger. Danton hat schöne Kleider, Danton hat ein schönes Haus, Danton hat eine schöne Frau, er badet sich in Burgunder, ißt das Wildpret von silbernen Tellern und schläft bei euren Weibern und Töchtern, wenn er betrunken ist. — Danton war arm, wie ihr. Woher hat er das alles? — Das Veto hat es ihm gekauft, damit er ihm die Krone rette. — Der Herzog von Orleans hat es ihm geschenkt, damit er ihm die Krone stehle. — Der Fremde hat es ihm gegeben, damit er euch Alle verrate. Was hat Robespierre? Der tugendhafte Robespierre! Ihr kennt ihn Alle.

Alle. Es lebe Robespierre! Nieder mit Danton! Nieder mit dem Verräther.

Dritter Act

Ein Zimmer.

Julie, ein Knabe.

Julie. Es ist aus. Sie zitterten vor ihm. Sie tödten ihn aus Furcht. Geh'! ich habe ihn zum letzten Mal gesehen; sag' ihm, ich könne ihn nicht so sehen. (Sie gibt ihm eine Locke.) Da, bring' ihm das — und sag' ihm das — und sag' ihm, er würde nicht allein gehen. Er versteht mich schon, und dann schnell zurück, ich will seine Blicke aus deinen Augen lesen.

Eine Straße.

Dumas, ein Bürger.

Bürger. Wie kann man nach einem solchen Verhör so viel Unschuldige zum Tode verurtheilen?

Dumas. Das ist in der That außerordentlich, aber die Revolutionsmänner haben einen Sinn, der anderen Menschen fehlt, und dieser Sinn trügt sie nie.

Bürger. Das ist der Sinn des Tigers. — Du hast ein Weib.

Dumas. Ich werde bald eins gehabt haben.

Bürger. So ist es denn war?

Dumas. Das Revolutions-Tribunal wird unsere Ehescheidung aussprechen: die Guillotine wird uns von Tisch und Bett trennen.

Bürger. Du bist ein Ungeheuer.

Dumas. Schwachkopf! du bewunderst Brutus.

Bürger. Von ganzer Seele.

Dumas. Muß man denn gerade römischer Consul sein und sein Haupt mit der Toga verhüllen können, um sein Liebstes dem Vaterlande zu opfern? Ich werde

mir die Augen mit dem Aermel meines rothen Fracks abwischen; das ist der ganze Unterschied.

Bürger. Das ist entsetzlich!

Dumas. Geh', du begreifst mich nicht! (Sie gehen ab)

Die Conciergerie.

Lacroix, Hérault auf einem Bett. **Danton, Camille** auf einem andern

Lacroix. Die Haare wachsen Einem so und die Nägel, man muß sich wirklich schämen.

Hérault. Nehmen Sie sich ein wenig in Acht, Sie nießen mir das ganze Gesicht voll Sand.

Lacroix. Und treten Sie mir nicht so auf die Füße, Bester, ich habe Hühneraugen.

Hérault. Sie leiden noch an Ungeziefer.

Lacroix. Ach, wenn ich nur einmal die Würmer ganz los wäre.

Hérault. Nun, schlafen Sie wohl, wir müssen sehen, wie wir mit einander zurecht kommen, wir haben wenig Raum. — Kratzen Sie mich nicht mit Ihren Nägeln im Schlaf! — So! zerren Sie nicht so am Leintuch, es ist kalt da unten.

Danton. Ja, Camille, morgen sind wir durchgelaufene Schuhe, die man der Bettlerin Erde in den Schooß wirft.

Camille. Das Rindsleder, woraus nach Platon die Engel sich Pantoffeln geschnitten und damit auf der Erde herumtappen. Es geht aber auch darnach. — Meine Lucile!

Danton. Sei ruhig, mein Junge.

Camille. Kann ich's? Glaubst du, Danton?! Kann ich's? Sie können die Hände nicht an sie legen, das Licht der Schönheit, das von ihrem süßen Leibe sich ausgießt, ist unlöschbar. Siehe, die Erde würde nicht wagen, sie zu verschütten, sie würde sich um sie wölben,

der Grabdunst würde wie Thau an ihren Wimpern funkeln, Krystalle würden wie Blumen um ihre Glieder sprießen und helle Quellen in Schlaf sie murmeln.

Danton. Schlafe, mein Junge, schlafe.

Camille. Höre, Danton, unter uns gesagt, es ist so elend, sterben zu müssen. Es hilft auch zu nichts. Ich will dem Leben noch die letzten Blicke aus seinen hübschen Augen stehlen, ich will die Augen offen haben.

Danton. Du wirst sie ohnehin offen behalten. Samson drückt einem die Augen nicht zu. Der Schlaf ist barmherziger. Schlafe, mein Junge, schlafe.

Camille. Lucile, deine Küsse phantasiren auf meinen Lippen, jeder Kuß wird ein Traum, meine Augen sinken und schließen ihn fest ein.

Danton. Will denn die Uhr nicht ruhen? Mit jedem Picken schiebt sie die Wände enger um mich, bis sie so eng sind wie ein Sarg. — Ich las einmal als Kind so eine Geschichte, die Haare standen mir zu Berg. — Ja, als Kind! das war der Mühe werth, mich so groß zu füttern und mich warm zu halten. Blos Arbeit für den Todtengräber! — Es ist mir, als röch' ich schon. Mein lieber Leib, ich will mir die Nase zuhalten und mir einbilden, du seist ein Frauenzimmer, das vom Tanzen schwitzt und stinkt, und dir Artigkeiten sagen. Wir haben uns sonst schon mehr mit einander die Zeit vertrieben. — Morgen bist du eine zerbrochene Fiedel, die Melodie darauf ist ausgespielt. Morgen bist du eine leere Flasche, der Wein ist ausgetrunken, aber ich habe keinen Rausch davon und gehe nüchtern zu Bett. Das sind glückliche Leute, die sich noch betrinken können. Morgen bist du eine durchgerutschte Hose, du wirst in die Garderobe geworfen, und die Motten werden dich fressen, du mögest stinken, wie du willst. — Ach, das hilft nichts. Ja wohl, es ist so elend, sterben müssen. Der Todt äfft die Geburt; beim Sterben sind wir so hilflos und nackt, wie neugeborene Kinder. Freilich, wir bekommen das Leichentuch zur Windel. Was wird es helfen? Wir können im Grabe so gut wimmern wie in der Wiege. Camille! Er schläft (indem er sich über ihn bückt), ein Traum spielt zwischen seinen Wimpern.

Ich will den goldenen Tau des Schlafes ihm nicht von den Augen streifen. (Er erhebt sich und tritt an's Fenster). Ich werde nicht allein gehen, ich danke dir, Julie. — Doch hätte ich anders sterben mögen, so ganz mühelos, so wie ein Stern fällt, wie ein Ton sich selbst aushaucht, sich mit den eigenen Lippen todt küßt, wie ein Lichtstrahl in klaren Fluthen sich begräbt. — Wie schimmernde Thränen sind die Sterne durch die Nacht gesprengt, es muß ein großer Jammer in dem Auge sein, von dem sie abträufelten.

Camille. O! (Er hat sich aufgerichtet und tastet nach der Decke.)

Danton. Was hast du, Camille?

Camille. O, o!

Danton (schüttelt ihn). Willst du die Decke herunterkratzen?

Camille. Ach du, du, o halt mich, sprich, du!

Danton. Du bebst an allen Gliedern, der Schweiß steht dir auf der Stirne.

Camille. Das bist du, das ich; so — das ist meine Hand! ja, jetzt besinn' ich mich. O Danton, das war entsetzlich.

Danton. Was denn?

Camille. Ich lag so zwischen Traum und Wachen. Da schwand die Decke und der Mond sank herein, ganz nahe, ganz dicht, mein Arm erfaßt' ihn. Die Himmelsdecke mit ihren Lichtern hatte sich gesenkt, ich stieß daran, ich betastete die Sterne, ich taumelte wie ein Ertrinkender unter der Eisdecke. Das war entsetzlich, Danton.

Danton. Die Lampe wirft einen runden Schein an die Decke, das sahst du.

Camille. Meinetwegen, es braucht gerade nicht viel, um Einem das bischen Verstand verlieren zu machen. Der Wahnsinn faßt mich bei den Haaren. (Er erhebt sich.) Ich mag nicht mehr schlafen, ich mag nicht verrückt werden. (Er greift nach einem Buch.)

Danton. Was nimmst du?

Camille. Die Nachtgedanken.

Danton. Willst du zum voraus sterben? Ich nehme die Pucelle. Ich will mich aus dem Leben nicht

wie aus dem Betstuhl, sondern wie aus dem Bett einer barmherzigen Schwester wegschleichen. Es ist eine feile Dirne; es treibt mit der ganzen Welt Unzucht.

Platz vor der Conciergerie.

Ein Schließer, zwei Fuhrleute mit Karren, Weiber.

Schließer. Wer hat Euch herfahren geheißen?

Erster Fuhrmann. Ich heiße nicht Herfahren, das ist ein kurioser Name.

Schließer. Dummkopf, wer hat dir die Bestallung dazu gegeben?

Erster Fuhrmann. Ich habe keine Stallung dazu gekriegt, nichts als zehn Sous für den Kopf.

Zweiter Fuhrmann. Der Schuft will mich um's Brod bringen.

Erster Fuhrmann. Was nennst du dein Brod? — (Auf die Fenster der Gefangenen deutend): Das ist Wurmfraß.

Zweiter Fuhrmann. Kleine Kinder sind auch Würmer, und die wollen auch ihr Theil davon. O, es geht schlecht mit unserem Metier, und doch sind wir die besten Fuhrleute.

Erster Fuhrmann. Wie das?

Zweiter Fuhrmann. Wer ist der beste Fuhrmann?

Erster Fuhrmann. Der am weitesten und am schnellsten fährt.

Zweiter Fuhrmann. Nun, wer fährt weiter, als der aus der Welt fährt, und wer fährt schneller, als der's in einer Viertelstunde thut? — Genau gemessen ist's eine Viertelstunde von da bis zum Revolutionsplatz.

Schließer. Rasch, ihr Schlingel! Näher an's Thor; Platz da, ihr Mädel! (Sie fahren vor.)

Erster Fuhrmann. Haltet Euren Platz! Um Mädel fährt man nicht herum, sondern immer mitten hinein.

Zweiter Fuhrmann. Ha! das glaub' ich, du kannst mit Karren und Gäulen hinein, du findest gute Geleise,

aber du mußt Quarantaine halten, wenn du heraus=
kommst!

Ein Weib. Wir warten auf alte Kunden.

Zweiter Fuhrmann. Meint ihr, mein Karren wär' ein Bordell? Er ist ein anständiger Karren, er hat den König und alle vornehmen Herren aus Paris zur Tafel gefahren.

Lucile. (tritt auf. Sie setzt sich auf einen Stein unter die Fenster der Gefangenen). Camille, Camille! (Camille erscheint am Fenster.) — Höre, Camille, du machst mich lachen mit dem langen Steinrock und der eisernen Maske vor dem Gesicht, kannst du dich nicht bücken? Wo sind deine Arme? — Ich will dich locken, lieber Vogel (singt):

Es stehen zwei Sternlein an dem Himmel,
Scheinen heller als der Mond,
Der ein' scheint vor Feinsliebchens Fenster,
Der andre vor die Kammerthür.

Komm, komm, mein Freund! leise die Treppe herauf, sie schlafen Alle. Der Mond hilft mir schon lange warten. Aber du kannst nicht zum Thore herein, das ist eine un=
leidliche Tracht. Das ist zu arg für den Spaß, mach' ein Ende. Du rührst dich auch gar nicht, warum sprichst du nicht? Du machst mir Angst. — Höre! die Leute sagen, du müßtest sterben, und machen dazu so ernsthafte Gesichter. — Sterben! ich muß lachen über die Gesichter. Sterben! Was ist das für ein Wort? Sag' mir es, Camille. Sterben! Ich will nachdenken. Da, da ist's. Ich will ihm nachlaufen, komm, süßer Freund, hilf mir fangen, komm! komm! (Sie läuft weg.)

Camille (ruft). Lucile! Lucile!

Die Conciergerie.

Danton an einem Fenster, welches in das nächste Zimmer geht. **Camille, Philippeau, Lacroix, Hérault.**

Danton. Du bist jetzt ruhig, Fabre.

Eine Stimme (von innen). Am Sterben.

Danton. Weißt du auch, was wir jetzt machen werden?

Stimme. Nun?

Danton. Was du dein ganzes Leben hindurch gemacht hast — des vers.

Camille (für sich). Der Wahnsinn saß hinter ihren Augen. Es sind schon mehr Leute wahnsinnig geworden, das ist der Lauf der Welt. Was können wir dazu? Wir waschen unsere Hände. Es ist auch besser so.

Danton. Ich lasse Alles in einer schrecklichen Verwirrung. Keiner versteht das Regieren. Es könnte vielleicht noch gehn, wenn ich Robespierre meine Huren und Couthon meine Waden hinterließe.

Lacroix. Wir hätten die Freiheit zur Hure gemacht!

Danton. Was wär' es auch! Die Freiheit und eine Hure sind die kosmopolitischsten Dinge unter der Sonne. Sie wird sich jetzt anständig im Ehebett des Advocaten von Arras prostituiren. Aber ich denke, sie wird die Clytemnestra gegen ihn spielen; ich lasse ihm keine sechs Monate Frist, ich ziehe ihn mit mir.

Camille (für sich). Der Himmel verhelf' ihr zu einer behaglichen fixen Idee. Die allgemeinen fixen Ideen, welche man die gesunde Vernunft tauft, sind unerträglich langweilig. Der glücklichste Mensch war der, welcher sich einbilden konnte, daß er Gott Vater, Sohn und heiliger Geist sei.

Lacroix. Die Esel werden schreien: es lebe die Republik, wenn wir vorbeigehen.

Danton. Was liegt daran? Die Sündfluth der Revolution mag unsere Leichen absetzen, wo sie will, mit unsern fossilen Knochen wird man noch immer allen Königen die Schädel einschlagen können!

Hérault. Ja, wenn sich gerade ein Simson für unsere Kinnbacken findet.

Danton. Sie sind Kainsbrüder.

Lacroix. Nichts beweist mehr, daß Robespierre ein Nero ist, als der Umstand, daß er gegen Camille

nie freundlicher war, als zwei Tage vor dessen Verhaftung. Ist es nicht so, Camille.

Camille. Meinetwegen, was geht das mich an? — (für sich) Was sie aus dem Wahnsinn für ein reizendes Ding gemacht hat. Warum muß ich jetzt fort? Wir hätten zusammen mit ihm gelacht, es gewiegt und geküßt.

Danton. Wenn einmal die Geschichte ihre Grüfte öffnet, kann der Despotismus noch immer an den Duft unserer Leichen ersticken.

Hérault. Wir stanken bei Lebzeiten schon hinlänglich. Das sind Phrasen für die Nachwelt; nicht wahr, Danton, uns gehen sie eigentlich nichts an.

Camille. Er zieht ein Gesicht, als solle er versteinern und von der Nachwelt als Antike ausgegraben werden. — Das verlohnt sich auch der Mühe, Mäulchen zu machen und Roth aufzulegen und mit einem guten Accent zu sprechen; wir sollten einmal die Masken abnehmen, wir sähen dann, wie in einem Zimmer mit Spiegeln, überall nur den e i n e n uralten, zahnlosen, unverwüstlichen Schafskopf, nichts mehr, nichts weniger. Die Unterschiede sind so groß nicht, wir Alle sind Schurken und Engel, Dummköpfe und Genie's, und zwar das alles in Einem; die vier Dinge finden Platz genug in dem nämlichen Körper, sie sind nicht so breit, als man sich einbildet. Schlafen, Verdauen, Kinder machen — das treiben Alle; die übrigen Dinge sind nur Variationen aus verschiedenen Tonarten über das nämliche Thema. Da braucht man sich auf die Zehen zu stellen und Gesichter zu schneiden, da braucht man sich vor einander zu geniren! Wir haben uns Alle am nämlichen Tisch krank gegessen und haben Leibgrimmen, was haltet ihr euch die Servietten vor das Gesicht? Schreit nur und greint, wie es euch ankommt. Schneidet nur keine so tugendhaften und so witzigen und so heroischen und so genialen Grimassen, wir kennen uns ja einander, spart euch die Mühe.

Hérault. Ja, Camille, wir wollen uns bei einander setzen und schreien; nichts dummer, als die Lippen zusammen zu pressen, wenn Einem was weh thut. —

Griechen und Götter schrieen, Römer und Stoiker machten die heroische Fratze.

Danton. Die einen waren so gut Epikuräer, wie die andern. Sie machten sich ein ganz behagliches Selbstgefühl zurecht. Es ist nicht so übel, seine Toga zu drapiren und sich umzusehen, ob man einen langen Schatten wirft. Was sollen wir uns zieren? Ob wir uns nun Lorbeerblätter, Rosenkränze oder Weinlaub vorbinden oder uns nackt tragen?

Philippeau. Meine Freunde, man braucht gerade nicht hoch über der Erde zu stehen, um von all dem wirren Schwanken und Flimmern nichts mehr zu sehen und die Augen nur von einigen großen, göttlichen Linien erfüllt zu haben. Es gibt ein Ohr, für welches das Ineinanderschreien und der Zeter, die uns betäuben, ein Strom von Harmonien sind.

Danton. Aber wir sind die armen Musikanten und unsere Körper die Instrumente. Sind denn die häßlichen Töne, welche auf ihnen herausgepfuscht werden, nur da, um höher und höher dringend und endlich leise verhallend wie ein wollüstiger Hauch in himmlischen Ohren zu sterben?

Hérault. Sind wir wie Ferkel, die man für fürstliche Tafeln mit Ruthen todt peitscht, damit ihr Fleisch schmackhafter werde?

Danton. Sind wir Kinder, die in den glühenden Molochsarmen dieser Welt gebraten und mit Lichtstrahlen gekitzelt werden, damit die Götter sich über ihr Lachen freuen?

Camille. Ist denn der Aether mit seinen Goldaugen eine Schüssel mit Goldkarpfen, die am Tische der seligen Götter steht, und die seligen Götter lachen ewig, und die Fische sterben ewig, und die Götter erfreuen sich ewig am Farbenspiel des Todeskampfes?

Danton. Die Welt ist das Chaos. Das Nichts ist der zu gebärende Weltgott.

(Der Schließer tritt ein.)

Schließer. Meine Herren, Sie können abfahren, die Wagen halten vor der Thür.

Philippeau. Gute Nacht, meine Freunde, legen

wir ruhig die große Decke über uns, unter welcher alle Herzen ausglühen und alle Augen zerfallen. (Sie umarmen einander.)

Hérault (nimmt Camille's Arm). Freue dich, Camille, wir bekommen eine schöne Nacht. Die Wolken hängen am stillen Abendhimmel wie ein ausglühender Olymp mit verbleichenden, versinkenden Göttergestalten. (Sie gehen ab.)

Ein Zimmer.

Julie. Das Volk lief in den Gassen, jetzt ist Alles still. Keinen Augenblick möcht' ich ihn warten lassen. (Sie zieht eine Phiole hervor.) Komm, liebster Priester, dessen Amen uns zu Bette gehen macht. (Sie tritt an's Fenster.) Es ist so hübsch, Abschied zu nehmen; ich habe die Thüre nur noch hinter mir zuzuziehen. (Sie trinkt.) — Man möchte immer so stehen. — Die Sonne ist hinunter, der Erde Züge waren so scharf in ihrem Lichte, doch jetzt ist ihr Gesicht so still und ernst, wie einer Sterbenden. — Wie schön das Abendlicht ihr um Stirn und Wangen spielt. — Stets bleicher und bleicher wird sie, wie eine Leiche treibt sie abwärts in der Fluth des Aethers; will denn kein Arm sie bei den goldenen Locken fassen und aus dem Strom sie ziehen und begraben? — Ich gehe leise. Ich küsse sie nicht, daß kein Hauch, kein Seufzer sie aus dem Schlummer wecke. — Schlafe, schlafe. (Sie stirbt.)

Der Revolutions-Platz.

(Die Wagen kommen angefahren und halten vor der Guillotine. Männer und Weiber singen und tanzen die Carmagnole. Die Gefangenen stimmen die Marseillaise an.)

Ein Weib mit Kindern. Platz! Platz! Die Kinder schreien, sie haben Hunger. Ich muß sie zusehen machen, daß sie still sind. Platz!

Ein Weib. Höre, Danton, du kannst jetzt mit den Würmern Unzucht treiben.

Eine Andere. Hérault, aus deinen hübschen Haaren lasse ich mir eine Perücke machen.

Hérault. Ich habe nicht Waldung genug für einen so abgeholzten Venusberg.

Camille. Verfluchte Hexen! Ihr werdet noch schreien: ihr Berge fallet auf uns!

Ein Weib. Der Berg ist auf Euch, oder ihr seit ihn vielmehr hinuter gefallen.

Danton (zu Camille.) Ruhig, mein Junge, du hast dich heiser geschrieen.

Camille (gibt dem Fuhrmann Geld.) Da, alter Charon, dein Karren ist ein guter Präsentirteller. — Meine Herren, ich will mich zuerst serviren. Das ist ein klassisches Gastmahl, wir liegen auf unseren Plätzen und verschütten etwas Blut aus Libation. Adieu, Danton.

(Er besteigt das Blutgerüst, die Gefangenen folgen ihm, einer nach dem andern Danton steigt zuletzt hinauf.)

Lacroix (zu dem Volke). Ihr tödtet uns an dem Tage, wo ihr den Verstand verloren habt; ihr werdet sie an dem tödten, wo ihr ihn wiederbekommt.

Einige Stimmen. Das war schon einmal da; wie langweilig!

Lacroix. Die Tyrannen werden über unserm Gräbern den Hals brechen.

Hérault (zu Danton). Er hält seine Leiche für ein Mistbeet der Freiheit.

Philippeau (auf dem Schaffot). Ich vergebe Euch; ich wünsche, Eure Todesstunde sei nicht bitterer, als die meinige.

Hérault. Dacht' ich's doch, er muß sich noch einmal in den Busen greifen und den Leuten da unten zeigen, daß er reine Wäsche hat.

Fabre. Lebe wohl, Danton. Ich sterbe doppelt.

Danton. Adieu, mein Freund. Die Guillotine ist der beste Arzt.

Hérault (will Danton umarmen). Ach Danton, ich bringe nicht einmal einen Spaß heraus. Da ist's Zeit.

(Ein Henker stößt ihn zurück.)

Danton (zum Henker). Willst du grausamer sein, als der Tod? Kannst du verhindern, daß unsere Köpfe sich auf dem Boden des Korbes küssen?

Eine Straße.

Lucile. Es ist doch was wie Ernst daran. Ich will einmal nachdenken. Ich fange an, so was zu begreifen. Sterben — Sterben —! — Es darf ja Alles leben, Alles, die kleine Mücke da, der Vogel. Warum denn er nicht? Der Strom des Lebens müßte stocken, wenn nur der eine Tropfen verschüttet würde. Die Erde müßte eine Wunde bekommen von dem Streich. — Es regt sich Alles, die Uhren gehen, die Glocken schlagen, die Leute laufeu, das Wasser rinnt, und so Alles weiter, bis da, dahin! — Nein, es darf nicht geschehen, nein, ich will mich auf den Boden setzen und schreien, daß erschrocken Alles stockt, sich nichts mehr reget. (Sie setzt sich nieder, verhüllt sich die Augen und stößt einen Schrei aus. Nach einer Pause erhebt sie sich.) Das hilft nichts, das ist noch Alles wie sonst, die Häuser, die Gasse, der Wind geht, die Wolken ziehen. Wir müssen's wohl leiden.

(Einige Weiber kommen die Gasse herunter.)

Erstes Weib Ein hübscher Mann, der Hérault!

Zweites Weib. Wie er beim Constitutionsfeste so im Triumphbogen stand, da dacht' ich so, der muß sich gut auf der Guillotine ausnehmen, dacht' ich. Das war so eine Ahnung.

Drittes Weib. Ja, man muß die Leute in allen Verhältnissen sehen; es ist recht gut, daß das Sterben so öffentlich wird. (Sie gehen vorbei.)

Lucile. Mein Camille! Wo soll ich dich jetzt suchen.

Der Revolutions-Platz.

(Zwei Henker an der Guillotine beschäftigt.)

Erster Henker (steht auf der Guillotine urd singt).
Und wenn ich hame geh'
Scheint der Mond so scheh —

Zweiter Henker. He, holla! Bist bald fertig?

Erster Henker. Gleich, gleich! (Singt):
Scheint in meines Ellervaters Fenster —
Kerl, wo bleibst du so lange bei die Menscher?
So! die Jacke her! (Sie gehen singend ab):
Und wenn ich hame geh'
Scheint der Mond so scheh —

Lucile (tritt auf und setzt sich auf die Stufen der Guillotine). Ich setze mich auf deinen Schooß, du stiller Todesengel. (Sie singt):
Es ist ein Schnitter, der heißt Tod,
Hat Gewalt vom höchsten Gott.
Du liebe Wiege, die du meinen Camille in Schlaf gelullt, ihn unter deinen Rosen erstickt hast. Du Todtenglocke, die du ihn mit deiner süßen Zunge zu Grabe sangst. (Sie singt):
Viel hunderttausend sind ungezählt,
Was nur unter die Sichel fällt.

(Eine Patrouille tritt auf.)

Ein Bürger. He, wer da?

Lucile (sinnend und wie einen Entschluß faßend, plötzlich): Es lebe der König!

Bürger. Im Namen der Republik!

(Sie wird von der Wache umringt und weggeführt.)



Georg Büchners
Gesammelte Schriften

In zwei Bänden

Herausgegeben

von

Paul Landau

Verlegt bei Paul Cassirer, Berlin W

1909

Georg Büchners
Gesammelte Schriften

Zweiter Band

Verlegt bei Paul Cassirer, Berlin W
1909

Gedruckt bei Imberg & Lefson in Berlin W. 9.

Leonce und Lena

Ein Lustspiel



Am Anfang des Jahres 1801 hatten Goethe und Schiller in den Propyläen ein Preisausschreiben für das beste Lustspiel erlassen, und zwar hatten sie ein „Intriguenstück“ gefordert, in dem eine humorvolle Begebenheit vorwalte und durch absolute Fernhaltung jeder moralischen Tendenz jene geistreiche Heiterkeit und Freiheit des Gemüts erreicht werde, die in uns hervorzubringen das schöne Ziel der Komödie ist. Unter den eingesandten Stücken befand sich Clemens Brentanos „Ponce de Leon“, aber diesem funkelnden Brillantfeuerwerk romantischen Witzes so wenig wie irgend einem andern der dreizehn einlaufenden Werke wurde der Preis von dreißig Dukaten zuteil. Den beiden Weimarer Klassikern war vor den hier mit dem Stil veralteter Sentimentalität zugleich heraufbeschworenen Teufeleien kecker Ironie und jugendlicher Laune wohl etwas unheimlich geworden, und so kehrten sie mit dem Zauberbesen die neckischen Geisterchen, die sie gerufen, wieder in die Ecke.

Als die auf den Pfaden ihrer beiden größten Autoren getreu fortwandelnde Cottasche Buchhandlung 35 Jahre später wiederum einen Preis für das beste Lustspiel aussetzte, mochte es einen jugendlichen Dichter reizen, dem bewunderten Muster des jungen Brentano zu folgen und ebenfalls in wenig Monaten ein Werklein voll Witz, Anmut und kokettem Glanze zu schaffen, damit die Ehre des als bärbeißig-plump verschrieenen Deutschlands gerettet werde. Georg Büchner stand damals in seinem dreiundzwanzigsten Lebensjahre, aber er hatte schon genug des Tragischen an sich erfahren, um ein befreiendes Gelächter über den Weltlauf anschlagen zu können. Der grausige Spuk seiner Revolutionsjahre und der Flucht im letzten Augenblick vor Verhaftung und Tod war vorübergerauscht mit der wilden Phantasmagorie seiner Tragödie „Dantons Tod“; aus einem wüsten dumpfen Traum war er in Straßburg zu neuem Schaffensmut und Lebenswillen erwacht. Die Spottsucht war dieser zarten, weichen und doch so stählern energischen Natur freilich angeboren. So hatte er schon in einem Gießener Brief an die Eltern das Wesens-

element angedeutet, aus dem sein Lustspiel geboren werden sollte: „Es ist wahr, ich lache oft, aber ich lache nicht darüber, wie jemand ein Mensch, sondern daß er ein Mensch ist, wofür er ohnehin nichts kann, und lache dabei über mich selbst, der ich sein Schicksal teile. Die Leute nennen das Spott, sie vertragen es nicht, daß man sich als Narr produziert und sie duzt; sie sind Verächter, Spötter und Hochmütige, weil sie die Narrheit nur außer sich suchen." Mitten unter seinen naturwissenschaftlichen Experimenten und philosophischen Studien erschien ihm nun das ewige Narrentum der Welt in einem versöhnlichen Lichte. Mit dem melancholischen Jacques in Shakespeares „Wie es Euch gefällt" rief er aus: „O wär ich doch ein Narr!" und in solcher lachend übermütigen Stimmung, „halb warm und halb verkühlt", schrieb er in den Frühlingsmonaten des Jahres 1836 „Leonce und Lena", diese mutwillig leichteste, graziöseste Komödie, die unsre Dichtung besitzt. In seiner lässigen Trägheit jedoch, die sich bei ihm so wunderlich mit einer elastisch schöpferischen Tatkraft paart und die ihm ja auch mit seinem Helden Leonce gemein ist, versäumte er beim Abschreiben seines Konzepts den auf den 1. Juli 1836 angesetzten Einlieferungstermin, schickte das Manuskript zwei Tage zu spät und erhielt es uneröffnet zurück. Wer weiß, ob es ihm bei einer Beurteilung durch die wohlweisen Preisrichter besser gegangen wäre als seinem Vorbild Brentano, dem Goethe sein Stück nach einer Mahnung um Rückgabe mit ein paar gewunden freundlichen Ablehnungsworten zurückschickte? Büchner hat nach dieser korrekten Retournierung weiter an seinem Drama gearbeitet. Er spricht im September 1836 von zwei Dramen, die er noch nicht aus den Händen geben will, weil sie ihn noch nicht ganz befriedigen und die dem Schicksal des unfertig und überstürzt veröffentlichten „Danton" entgehen sollen. Unter dem zweiten Werk, das verloren gegangen ist, haben wir wohl den „Pietro Aretino" zu verstehen, von dessen Entwurf und Plan wir wissen. In der Charakteristik des genialen Renaissancepamphletisten konnte er seinen „Spott des Hasses" austoben lassen, der bei ihm so eng mit dem „Spott der Liebe" verschwistert war. Dieser Spott der Liebe aber lebt und atmet mit all seiner galanten Bosheit und spielenden Ironie in „Leonce und Lena".

Wie komisch kam er sich vor, da seine Habilitierung als Privatdozent in Zürich nahe bevorstand und er „in seiner Eigenschaft als überflüssiges Mitglied der Gesellschaft seinen Mitmenschen Vorlesungen über etwas ebenfalls höchst Ueberflüssiges, nämlich über die philosophischen Systeme der Deutschen seit Spinoza und Descartes, halten" sollte. Da fügte es sich ihm

gerade gelegen, „sich einige Menschen auf dem Papier totschlagen oder verheiraten zu lassen,“ und er bat den lieben Gott „um einen einfältigen Buchhändler und ein groß Publikum mit so wenig Geschmack als möglich“. In der heitersten Galgen-Laune seines Leonce schreibt er am 2. September 1836: „Ich bin ganz vergnügt in mir selbst, ausgenommen wenn wir Landregen oder Nordwestwind haben, wo ich freilich einer von denjenigen werde, die abends vor dem Bettgehen, wenn sie den einen Strumpf vom Fuß haben, imstande sind, sich an ihre Stubentür zu hängen, weil es ihnen der Mühe zu viel ist, den andern ebenfalls auszuziehen“. (Vgl. „Leonce und Lena“ I, 1: „Ja, es ist traurig . . . daß die Wolken schon seit drei Wochen von Westen nach Osten ziehen. Es macht mich ganz melancholisch.“) In Zürich hat er ebenfalls noch an seinem Lustspiel gearbeitet. Aus seinem Gefühl überschäumenden Schaffensdrangs heraus schrieb er im Jannuar 1837 an seine Braut: „In längstens acht Tagen will ich ‚Leonce und Lena‘ mit noch zwei anderen Dramen erscheinen lassen“, wobei er wohl außer dem „Pietro Aretino“ an das auch schon ziemlich weitgediehene Trauerspiel „Wozzeck“ dachte. Wenige Tage nach dieser hoffnungstrunkenen Ankündigung warf ihn ein Nervenfieber aufs Sterbebett, und einen Monat danach lag er stumm und tot in der kalten Erde . . .



Vorrede:

Alfieri: „E la Fama?“
Gozzi: „E la Fame?“

Personen.

König Peter vom Reiche Popo.
Prinz Leonce, sein Sohn, verlobt mit
Prinzessin Lena vom Reiche Pipi.
Valerio.
Die Gouvernante.
Der Hofmeister.
Der Präsident des Staatsrathes.
Der Hofprediger.
Der Landrath.
Der Schulmeister.
Rosetta.

Bediente. Staatsräthe. Bauern usw.

Erster Act.

„O wär' ich doch ein Narr!
Mein Ehrgeiz geht auf eine bunte Jacke."
Wie es Euch gefällt.

Erste Scene.

Ein Garten.

Leonce (halb ruhend auf einer Bank). **Der Hofmeister.**

Leonce. Mein Herr, was wollen Sie von mir? Mich auf meinen Beruf vorbereiten? Ich habe alle Hände voll zu thun. Ich weiß mir vor Arbeit nicht zu helfen. Sehen sie, erst habe ich auf den Stein hier dreihundert fünf und sechzig Mal hintereinander zu spucken. Haben Sie das noch nicht probirt? Thun Sie es, es gewährt eine ganz eigne Unterhaltung. — Dann, sehen Sie diese Hand voll Sand? — (er nimmt Sand auf, wirft ihn in die Höhe und fängt ihn mit dem Rücken der Hand wieder auf) — jetzt werf' ich sie in die Höhe. Wollen wir wetten? Wieviel Körnchen hab' ich jetzt auf dem Handrücken? Grad oder ungrad? Wie? Sie wollen nicht wetten? Sind Sie ein Heide? Glauben Sie an Gott? Ich wette gewöhnlich mit mir selbst und kann es tagelang so treiben. Wenn sie einen Menschen aufzutreiben wissen, der Lust hätte, manchmal mit mir zu wetten, so werden Sie mich sehr verbinden. Dann — habe ich nachzudenken, wie es wohl angehen mag, daß ich mir einmal auf den Kopf sehe. — O wer sich einmal auf den Kopf sehen könnte! Das ist eines von meinen Idealen. Mir wäre geholfen! Und dann — und dann — noch unendlich Viel der Art. — Bin ich ein Müßiggänger? Habe ich jetzt keine Beschäftigung? — Ja, es ist traurig . . . .

Hofmeister. Sehr traurig, Eure Hoheit.

Leonce. Daß die Wolken schon seit drei Wochen von Westen nach Osten ziehen. Es macht mich ganz melancholisch.

Hofmeister. Eine sehr gegründete Melancholie.

Leonce. Mensch, warum widersprechen Sie mir nicht? Sie sind pressirt, nicht wahr? Es ist mir leid, daß ich Sie so lange aufgehalten habe. (Der Hofmeister entfernt sich mit einer tiefen Verbeugung.) Mein Herr, ich gratulire Ihnen zu der schönen Parenthese, die Ihre Beine machen, wenn Sie sich verbeugen.

Leonce (allein streckt sich auf der Bank aus). Die Bienen sitzen so träg an den Blumen, und der Sonnenschein liegt so faul auf dem Boden. Es krassirt ein entsetzlicher Müßiggang. — Müßiggang ist aller Laster Anfang. Was die Leute nicht alles aus Langeweile treiben! Sie studiren aus Langeweile, sie beten aus Langeweile, sie verlieben, verheirathen und vermehren sich aus Langeweile und sterben endlich aus Langeweile, und — und das ist der Humor davon — Alles mit den ernsthaftesten Gesichtern, ohne zu merken, warum, und meinen Gott weiß was dazu. Alle diese Helden, diese Genies, diese Dummköpfe, diese Heiligen, diese Sünder, diese Familienväter sind im Grunde nichts als raffinirte Müßiggänger. — Warum muß ich es grade wissen? Warum kann ich mir nicht wichtig werden und der armen Puppe einen Frack anziehen und einen Regenschirm in die Hand geben, daß sie sehr rechtlich und sehr nützlich und sehr moralisch würde? Ich bin ein elender Spaßmacher! Warum kann ich meinen Spaß nicht auch mit einem ernsthaften Gesichte vorbringen? — Der Mann, der eben von mir ging, ich beneidete ihn, ich hätte ihn aus Neid prügeln mögen. O wer einmal jemand Anderes sein könnte! Nur 'ne Minute lang. Wie der Mensch läuft! Wenn ich nur etwas unter der Sonne wüßte, was mich noch könnte laufen machen.

(Valerio, etwas betrunken, tritt auf.)

Valerio (stellt sich dicht vor den Prinzen, legt den Finger an die Nase und sieht ihn starr an). Ja!

Leonce (eben so). Richtig!

Valerio. Haben Sie mich begriffen?

Leonce. Vollkommen.

Valerio. Nun, so wollen wir von etwas anderem reden. (Er legt sich in's Gras.) Ich werde mich indessen in das Gras legen und meine Nase oben zwischen den Halmen herausblühen lassen und romantische Empfindungen beziehen, wenn die Bienen und Schmetterlinge sich darauf wiegen, wie auf einer Rose.

Leonce. Aber Bester, schnaufen Sie nicht so stark, oder die Bienen und Schmetterlinge müssen verhungern über den ungeheuren Prisen, die Sie aus den Blumen ziehen.

Valerio. Ach Herr, was ich ein Gefühl für die Natur habe! Das Gras steht so schön, daß man ein Ochs sein möchte, um es fressen zu können, und dann wieder ein Mensch, um den Ochsen zu essen, der solches Gras gefressen.

Leonce. Unglücklicher, Sie scheinen auch an Idealen zu laboriren.

Valerio. O Gott, ich laufe schon seit acht Tagen einem Ideal von Rindfleisch nach, ohne es irgendwo in der Realität anzutreffen! (Er singt.)

Frau Wirthin hat 'ne brave Magd
Sie sitzt im Garten Tag und Nacht,
Sie sitzt in ihrem Garten
Bis daß das Glöcklein zwölfe schlägt,
Und paßt auf die Solda—a—ten! ....

Seht diese Ameisen, ihr lieben Kinder, es ist bewundernswürdig, welcher Instinkt in diesen kleinen Geschöpfen, Ordnung, Fleiß — — Herr, es giebt nur vier Arten, sein Geld auf eine menschliche Weise zu verdienen, es finden, in der Lotterie gewinnen, erben oder in Gottes Namen stehlen, wenn man die Geschicklichkeit hat, keine Gewissensbisse zu bekommen.

Leonce. Du bist mit diesen Prinzipien ziemlich alt geworden, ohne vor Hunger oder am Galgen zu sterben.

Valerio (ihn immer starr ansehend). Ja, Herr, und das behaupte ich, wer sein Geld auf andere Weise erwirbt, ist ein Schuft.

Leonce. Denn wer arbeitet, ist ein subtiler Selbstmörder, und ein Selbstmörder ist ein Verbrecher, und ein Verbrecher ist ein Schuft. Also, wer arbeitet ist ein Schuft.

Valerio. Ja! — Aber dennoch sind die Ameisen ein nützliches Ungeziefer, und doch sind sie wieder nicht so nützlich, als wenn sie gar keinen Schaden thäten. Nichtsdestoweniger, werthestes Ungeziefer, kann ich mir nicht das Vergnügen versagen, einigen von ihnen mit der Ferse auf den Hintern zu schlagen, die Nasen zu putzen und die Nägel zu schneiden . . . .

Zweite Scene.

Die Vorigen. Zwei Polizeidiener.

Erster Polizeidiener. Halt, wer ist der Kerl?

Zweiter Polizeidiener. Da sind zwei.

Erster P. Sieh einmal, ob Keiner davonläuft.

Zweiter P. Ich glaube, es läuft Keiner.

Erster P. So müssen wir sie beide inquiriren. — Meine Herren! Wir suchen jemand, ein Subjekt, ein Individuum, eine Person, einen Delinquenten, einen Inquisiten, einen Kerl! (nach einer Pause zu dem zweiten:) sieh einmal, wird Keiner roth?

Zweiter P. Es ist Keiner roth geworden.

Erster P. So müssen wir es anders probiren. Wo ist der Steckbrief, das Signalement, das Certificat? (Zweiter P. zieht ein Papier aus der Tasche und überreicht es ihm.) Visire die Subjekte — ich werde lesen: „Ein Mensch —"

Zweiter P. Paßt nicht, es sind zwei —

Erster P. Dummkopf! — „geht auf zwei Füßen, hat zwei Arme, ferner einen Mund, eine Nase, zwei Augen, zwei Ohren. Besondere Kennzeichen: ist ein höchst gefährliches Individuum."

Zweiter P. Das paßt auf beide. Soll ich sie beide arretiren?

Erster P. Zwar, das ist gefährlich; wir sind auch nur zwei. Aber ich will einen Rapport machen. Es

ist ein Fall von sehr kriminalischer Verwicklung oder sehr verwickelter Kriminalität. Denn wenn ich mich betrinke und mich in mein Bett lege, so ist das meine Sache und geht niemand was an. Wenn ich aber mein Bett vertrinke, so ist das die Sache von — wem, Schlingel?

Zweiter P. Ja, ich weiß nicht.

Erster P. Ja, ich auch nicht, aber das ist der Punkt.

Dritte Scene.

Leonce. Valerio.

Valerio. Da leugne Einer die Vorsehung. Seht, was man nicht mit einem Floh ausrichten kann. Denn wenn es mich nicht heute Nacht überlaufen hätte, so hätte ich nicht den Morgen mein Bett an die Sonne getragen und hätte ich es nicht an die Sonne getragen, so wäre ich damit nicht neben das Wirthshaus zum Mond gerathen und wenn Sonne und Mond es nicht beschienen hätten, so hätte ich aus meinem Nachtsack keinen Weinkeller machen und mich darin betrinken können. Und wenn dies alles nicht geschehen wäre, so wäre ich jetzt nicht in Ihrer Gesellschaft, wertheste Ameisen, und würde von Ihnen skalritirt und von der Sonne ausgetrocknet, sondern würde ein Stück Fleisch transchiren und eine Bouteille Wein austrocknen — im Hotel nämlich.

Leonce. Ein erbaulicher Lebenslauf!

Valerio. Ich habe eigentlich einen läufigen Lebenslauf. Denn nur mein Laufen hat im Laufe dieses Krieges mein Leben vor einem Lauf gerettet, der ein Loch in dasselbe machen wollte. Ich bekam infolge dieser Rettung eines Menschenlebens einen trocknen Husten, welcher den Doctor annehmen ließ, daß mein Laufen ein Galoppiren geworden sei und ich die galoppirende Auszehrung hätte. Da ich nun zugleich fand, daß ich ohne Zehrung sei, so verfiel ich in oder vielmehr auf ein zehrendes Fieber, worin ich täglich,

um dem Vaterland einen Verteidiger zu erhalten, gute Suppe, gutes Rindfleisch, gutes Brot essen, und guten Wein trinken mußte. (Nach einer Pause). Es ist ein Jammer. Man kann keinen Kirchthurm herunterspringen, ohne den Hals zu brechen. Man kann keine vier Pfund Kirschen mit den Steinen essen, ohne Leibweh zu kriegen. Seht, Herr, ich könnte mich in eine Ecke setzen und singen vom Abend bis zum Morgen: „Hei, da sitzt e Fleig' an der Wand! Fleig' an der Wand! Fleig' an der Wand!" und so fort bis zum Ende meines Lebens.

Leonce. Halt's Maul mit deinem Lied, man könnte darüber ein Narr werden.

Valerio. So wäre man doch etwas. Ein Narr! Ein Narr! Wer will mir seine Narrheit gegen meine Vernunft verhandeln? Ha, ich bin Alexander der Große! Wie mir die Sonne eine goldne Krone in die Haare scheint, wie meine Uniform blitzt! Herr Generalissimus Heupferd, lassen Sie die Truppen anrücken! Herr Finanzminister Kreuzspinne, ich brauche Geld! Liebe Hofdame Libelle, was macht meine theure Gemahlin Bohnenstange? Ach bester Herr Leibmedikus Cantharide, ich bin um einen Erbprinzen verlegen. Und zu diesen köstlichen Phantasien bekommt man gute Suppe, gutes Fleisch, gutes Brot, ein gutes Bett und das Haar umsonst geschoren — im Narrenhaus nämlich — während ich mit meiner gesunden Vernunft mich höchstens noch zur Beförderung der Reife auf einen Kirschbaum verdingen könnte, um — nun? — um?

Leonce. Um die Kirschen durch die Löcher in deinen Hosen schamroth zu machen! Aber Edelster, dein Handwerk, deine Profession, dein Gewerbe, dein Stand, deine Kunst?

Valerio (mit Würde). Herr, ich habe die große Beschäftigung, müßig zu gehen, ich habe eine ungemeine Fertigkeit im Nichtsthun, ich besitze eine ungeheure Ausdauer in der Faulheit. Keine Schwiele schändet meine Hände, der Boden hat noch keinen Tropfen von meiner Stirne getrunken, ich bin noch Jungfrau in der Arbeit, und wenn es mir nicht der Mühe zu viel wäre, würde

ich mir die Mühe nehmen, Ihnen diese Verdienste weitläufiger auseinanderzusetzen.

Leonce (mit komischem Enthusiasmus). Komm an meine Brust! Bist du einer von den Göttlichen, welche mühelos mit reiner Stirne durch den Schweiß und Staub über die Heerstraße des Lebens wandeln, und mit glänzenden Sohlen und blühenden Leibern gleich seligen Göttern in den Olympus treten? Komm! Komm!

Valerio (singt im Abgehen). Hei! da sitzt e Fleig' an der Wand! Fleig' an der Wand! Fleig' an der Wand!

(Beide Arm in Arm ab.)

Vierte Scene.

Ein Zimmer.

König Peter (wird von zwei Kammerdienern angekleidet).

Peter (während er angekleidet wird). Der Mensch muß denken, und ich muß für meine Unterthanen denken; denn sie denken nicht, sie denken nicht. — Die Substanz ist das An sich, das bin ich. (Er läuft im Zimmer herum). Begriffen? An sich ist An sich, versteht Ihr? Jetzt kommen meine Attribute, Modificationen, Affectionen und Accidenzien, wo sind meine Schuhe, meine Hosen? — Halt, der freie Wille steht ganz offen. Wo ist die Moral, wo sind die Manschetten? Die Kategorien sind in der schändlichsten Verwirrung, es sind zwei Knöpfe zuviel zugeknöpft, die Dose steckt in der rechten Tasche. Mein ganzes System ist ruinirt. — He, was bedeutet der Knopf im Schnupftuch? Kerl, was bedeutet der Knopf, an was wollte ich mich erinnern?

Erster Kammerdiener. Als Eure Majestät diesen Knopf in Ihr Schnupftuch zu knüpfen geruhten, so wollten Sie —

König. Nun?

Erster Kammerdiener. Sich an Etwas erinnern.

Peter. Eine verwickelte Antwort! — Ei! Nun und was meint Er?

Zweiter Kammerdiener. Eure Majestät wollten sich an Etwas erinnern, als Sie diesen Knopf in Ihr Schnupftuch zu knüpfen geruhten.

Peter (läuft auf und ab). Was? Was? Die Menschen machen mich konfus, ich bin in der größten Verwirrung. Ich weiß mir nicht mehr zu helfen.

(Ein Diener tritt auf.)

Diener. Eure Majestät, der Staatsrath ist versammelt.

Peter (freudig). Ja, das ist's, das ist's. — Kommen Sie, meine Herren! Gehen Sie symmetrisch. Ist es nicht sehr heiß? Nehmen Sie doch auch Ihre Schnupftücher und wischen Sie sich das Gesicht. Ich bin immer so in Verlegenheit, wenn ich öffentlich sprechen soll. (Alle ab.)

König Peter. Der Staatsrath.

Peter. Meine Lieben und Getreuen, ich wollte Euch hiermit kund und zu wissen thun, kund und zu wissen thun, — denn, entweder verheirathet sich mein Sohn oder nicht (legt den Finger an die Nase), entweder, oder — Ihr versteht mich doch? Ein Drittes giebt es nicht. Der Mensch muß denken. (Steht eine Zeit lang sinnend). Wenn ich so laut rede, so weiß ich nicht, wer es eigentlich ist, ich oder ein anderer, das ängstigt mich. (Nach langem Besinnen). Ich bin ich. — Was halten Sie davon, Präsident?

Präsident (gravitätisch langsam). Eure Majestät, vielleicht ist es so, vielleicht ist es aber auch nicht so.

Der ganze Staatsrath im Chor. Ja, vielleicht ist es so, vielleicht ist es aber auch nicht so.

Peter (mit Rührung). O meine Weisen! — Also von was war eigentlich die Rede? Von was wollte ich sprechen? Präsident, was haben Sie ein so kurzes Gedächtnis bei einer so feierlichen Gelegenheit? Die Sitzung ist aufgehoben.

(Er entfernt sich feierlich, der ganze Staatsrath folgt ihm.)

Fünfte Scene.

Ein reichgeschmückter Saal. Kerzen brennen.

Leonce (mit einigen Dienern).

Leonce. Sind alle Läden geschlossen? Zündet die Kerzen an! Weg mit dem Tag! Ich will Nacht, tiefe ambrosische Nacht. Stellt die Lampen unter Crystallglocken zwischen die Oleander, daß sie wie Mädchenaugen unter den Wimpern der Blätter hervorträumen. Rückt die Rosen näher, daß der Wein wie Thautropfen auf die Kelche sprudle. Musik! Wo sind die Violinen? Wo ist Rosetta? Fort! Alle hinaus!

(Die Diener gehen ab. Leonce streckt sich auf ein Ruhebett. Rosetta, zierlich gekleidet, tritt ein. Man hört Musik aus der Ferne.)

Rosetta (nähert sich schmeichelnd). Leonce!

Leonce. Rosetta!

Rosetta. Leonce.

Leonce. Rosetta!

Rosetta. Deine Lippen sind träg. Vom Küssen?

Leonce. Vom Gähnen!

Rosetta. Oh!

Leonce. Ach Rosetta, ich habe die entsetzliche Arbeit . . .

Rosetta. Nun?

Leonce. Nichts zu thun . . .

Rosetta. Als zu lieben?

Leonce. Freilich Arbeit!

Rosetta (beleidigt). Leonce!

Leonce. Oder Beschäftigung.

Rosetta. Oder Müßiggang.

Leonce. Du hast recht wie immer. Du bist ein kluges Mädchen, und ich halte viel auf deinen Scharfsinn.

Rosetta. So liebst du mich aus Langeweile?

Leonce. Nein, ich habe Langeweile, weil ich dich liebe. Aber ich liebe meine Langeweile wie dich. Ihr seid eins. O dolce far niente, ich träume über deinen Augen, wie an wunderheimlichen tiefen Quellen, das

Kosen deiner Lippen schläfert mich ein, wie Wellenrauschen. (Er umfaßt sie.) Komm, liebe Langeweile, deine Küsse sind ein wollüstiges Gähnen, und deine Schritte sind ein zierlicher Hiatus.

Rosetta. Du liebst mich, Leonce?

Leonce. Ei warum nicht?

Rosetta. Und immer?

Leonce. Das ist ein langes Wort: immer! Wenn ich dich nun noch fünftausend Jahre und sieben Monate liebe, ist's genug? Es ist zwar viel weniger, als immer, ist aber doch eine erkleckliche Zeit, und wir können uns Zeit nehmen, uns zu lieben.

Rosetta. Oder die Zeit kann uns das Lieben nehmen.

Leonce. Oder das Lieben uns die Zeit. Tanze, Rosetta, tanze, daß die Zeit mit dem Takt deiner niedlichen Füße geht.

Rosetta. Meine Füße gingen lieber aus der Zeit

(Sie tanzt und singt.)

O meine müden Füße, ihr müßt tanzen
In bunten Schuhen,
Und möchtet lieber tief
Im Boden ruhen.

O meine heißen Wangen, ihr müßt glühn
Im milden Kosen,
Und möchtet lieber blühn —
Zwei weiße Rosen.

O meine armen Augen, ihr müßt blitzen
Im Strahl der Kerzen
Und schlieft im Dunkel lieber aus
Von euren Schmerzen.

Leonce (indes träumend vor sich hin). O, eine sterbende Liebe ist schöner als eine werdende. Ich bin ein Römer; bei dem köstlichen Mahle spielen zum Desert die goldnen Fische in ihren Todesfarben. Wie ihr das Roth von den Wangen stirbt, wie still das Auge ausglüht, wie leis das Wogen ihrer Glieder steigt und fällt! Adio,

adio, meine Liebe, ich will deine Leiche lieben. (Rosetta nähert sich ihm wieder.) Thränen, Rosetta? Ein feiner Epikuräismus — weinen zu können. Stelle dich in die Sonne, damit die köstlichen Tropfen krystallisiren, es muß prächtige Diamanten geben. Du kannst dir ein Halsband davon machen lassen.

Rosetta. Wohl Diamanten, sie schneiden mir in die Augen. Ach Leonce! (Will ihn umfassen).

Leonce. Gieb Acht! Mein Kopf! Ich habe unsere Liebe darin beigesetzt. Sieh zu den Fenstern meiner Augen hinein. Siehst du, wie schön todt das arme Ding ist? Siehst du die zwei weißen Rosen auf seinen Wangen und die zwei rothen auf seiner Brust? Stoß mich nicht, daß ihm kein Aermchen abbricht, es wäre Schade. Ich muß meinen Kopf gerade auf den Schultern tragen, wie die Todtenfrau einen Kindersarg.

Rosetta (scherzend). Narr!

Leonce. Rosetta! (Rosetta macht ihm eine Fratze.) Gott sei Dank! (Hält sich die Augen zu.)

Rosetta (erschrocken). Leonce sieh mich an.

Leonce. Um keinen Preis!

Rosetta. Nur einen Blick.

Leonce. Keinen! Meinst du? Um ein klein wenig, und meine Liebe käme wieder auf die Welt. Ich bin froh, daß ich sie begraben habe. Ich behalte den Eindruck.

Rosetta (entfernt sich traurig und langsam, sie singt im Abgehn:)

Ich bin eine arme Waise,
Ich fürchte mich ganz allein.
Ach lieber Gram —
Willst du nicht kommen mit mir heim?

Leonce (allein). Ein sonderbares Ding um die Liebe. Man liegt ein Jahr lang schlafwachend zu Bette, und an einem schönen Morgen wacht man auf, trinkt ein Glas Wasser, zieht seine Kleider an und fährt sich mit der Hand über die Stirn und besinnt sich — und besinnt sich. — Mein Gott, wieviel Weiber hat man nötig, um die Skala der Liebe auf und ab zu singen? Kaum, daß eine einen Ton ausfüllt. Warum ist der Dunst über

unsrer Erde ein Prisma, das den weißen Gluthstrahl der Liebe in einen Regenbogen bricht? — (Er trinkt). In welcher Bouteille steckt denn der Wein, an dem ich mich heute betrinken soll? Bringe ich es nicht einmal mehr so weit? Ich sitze wie unter einer Luftpumpe. Die Luft so scharf und dünn, daß mich friert, als sollte ich in Nankinghosen Schlittschuh laufen. — Meine Herren, meine Herren, wißt ihr auch, was Caligula und Nero waren? Ich weiß es. — Komm, Leonce, halte mir einen Monolog, ich will zuhören. Mein Leben gähnt mich an, wie ein großer weißer Bogen Papier, den ich vollschreiben soll, aber ich bringe keinen Buchstaben heraus. Mein Kopf ist ein leerer Tanzsaal, einige verwelkte Rosen und zerknitterte Bänder auf dem Boden, geborstene Violinen in der Ecke, die letzten Tänzer haben die Masken abgenommen und sehen mit todmüden Augen einander an. Ich stülpe mich jeden Tag vier und zwanzigmal herum, wie einen Handschuh. O ich kenne mich, ich weiß, was ich in einer Viertelstunde, was ich in acht Tagen, was ich in einem Jahre denken und träumen werde. Gott, was habe ich denn verbrochen, daß du mich, wie einen Schulbuben, meine Lection so oft hersagen läßt? —

Bravo, Leonce! Bravo! (Er klatscht.) Es thut mir ganz wohl, wenn ich mir so rufe. He! Leonce! Leonce!

Valerio (unter einem Tisch hervor). Eure Hoheit scheint mir wirklich auf dem besten Weg, ein wahrhaftiger Narr zu werden.

Leonce. Ja, beim Licht besehen, kommt es mir eigentlich eben so vor.

Valerio. Warten Sie, wir wollen uns darüber gleich ausführlicher unterhalten. Ich habe nur noch ein Stück Braten zu verzehren, das ich aus der Küche, und etwas Wein, den ich von Ihrem Tische gestohlen. Ich bin gleich fertig.

Leonce. Das schmatzt. Der Kerl verursacht mir ganz idyllische Empfindungen; ich könnte wieder mit dem Einfachsten anfangen, ich könnte Käs essen, Bier trinken, Tabak rauchen. Mach fort, grunze nicht so mit deinem Rüssel, und klappre mit deinen Hauern nicht so.

Valerio. Wertheſter Adonis, ſind Sie in Angſt um Ihre Schenkel? Seien Sie unbeſorgt, ich bin weder ein Beſenbinder, noch ein Schulmeiſter. Ich brauche keine Gerten zu Ruthen.

Leonce. Du bleibſt nichts ſchuldig.

Valerio. Ich wollte, es ginge meinem Herrn eben ſo.

Leonce. Meinſt du, damit du zu deinen Prügeln kämſt? Biſt du beſorgt um deine Erziehung?

Valerio. O Himmel, man kommt leichter zu ſeiner Erzeugung, als zu ſeiner Erziehung. Es iſt traurig, in welche Umſtände einen andere Umſtände verſetzen können! Was für Wochen hab' ich erlebt, ſeit meine Mutter in die Wochen kam! Wieviel Gutes hab' ich empfangen, das ich meiner Empfängniß zu danken hätte!

Leonce. Was deine Empfänglichkeit betrifft, ſo könnte ſie es nicht beſſer treffen, um getroffen zu werden. Drück' dich beſſer aus, oder du ſollſt den unangenehmſten Eindruck von meinem Nachdruck haben.

Valerio. Als meine Mutter um das Vorgebirg der guten Hoffnung ſchiffte . . . .

Leonce. Und dein Vater am Cap Horn Schiffbruch litt . . . .

Valerio. Richtig, denn er war Nachtwächter. Doch ſetzte er das Horn nicht ſo oft an die Lippen, als die Väter edler Söhne an die Stirn.

Leonce. Menſch, du beſitzeſt eine himmliſche Unverſchämtheit. Ich fühle ein gewiſſes Bedürfnis, mich in nähere Berührung mit ihr zu ſetzen. Ich habe eine große Paſſion dich zu prügeln.

Valerio. Das iſt eine ſchlagende Antwort und ein triſtiger Beweis.

Leonce (geht auf ihn los). Oder du biſt eine geſchlagene Antwort. Denn du bekommſt Prügel für deine Antwort.

Valerio (läuft weg, Leonce ſtolpert und fällt). Und Sie ſind ein Beweis, der noch geführt werden muß, denn er fällt über ſeine eigenen Beine, die im Grund genommen ſelbſt noch zu beweiſen ſind. Es ſind höchſt unwahrſcheinliche Waden und ſehr problematiſche Schenkel.

(Der Staatsrath tritt auf.) **Leonce** (bleibt auf dem Boden sitzen). **Valerio.**

Präsident. Eure Hoheit verzeihen . . .

Leonce. Wie mir selbst! Wie mir selbst! Ich verzeihe mir die Gutmütigkeit, Sie anzuhören. Meine Herren, wollen Sie nicht Platz nehmen? — Was die Leute für Gesichter machen, wenn sie das Wort Platz hören! Setzen Sie sich nur auf den Boden und geniren Sie sich nicht. Es ist doch der letzte Platz, den Sie einst erhalten, aber trägt niemandem etwas ein — außer dem Todtengräber.

Präsident (verlegen mit den Fingern schnipsend). Geruhen Eure Hoheit . . .

Leonce. Aber schnipsen Sie nicht so mit den Fingern, wenn Sie mich nicht zum Mörder machen wollen.

Präsident (immer stärker schnipsend). Wollten gnädigst, in Betracht . . .

Leonce. Mein Gott, stecken Sie doch die Hände in die Hosen, oder setzen Sie sich darauf. Er ist ganz aus der Fassung. Sammeln Sie sich.

Valerio. Man darf Kinder nicht während des P . . . . unterbrechen, sie bekommen sonst eine Verhaltung.

Leonce. Mann, fassen Sie sich. Bedenken Sie Ihre Familie und den Staat. Sie riskiren einen Schlagfluß, wenn Ihnen Ihre Rede zurücktritt.

Präsident (zieht ein Papier aus der Tasche). Erlauben Eure Hoheit . . .

Leonce. Was! Sie können schon lesen? Nun denn . . .

Präsident. Daß man der zu erwartenden Ankunft von Eurer Hoheit verlobter Braut, der durchlauchtigsten Prinzessin Lena von Pipi, auf morgen sich zu gewärtigen habe, davon läßt Ihre königliche Majestät Eure Hoheit benachrichtigen.

Leonce. Wenn meine Braut mich erwartet, so werde ich ihr den Willen tun und sie auf mich warten lassen. Ich habe sie gestern Nacht im Traume gesehen, sie hatte ein Paar Augen, so groß, daß die Tanzschuhe meiner Rosetta zu Augenbrauen darüber gepaßt hätten, und auf den Wangen waren keine Grübchen, sondern

ein paar Abzugsgräben für das Lachen. Ich glaube an Träume. Träumen Sie auch zuweilen, Hern Präsident? Haben Sie auch Ahnungen?

Valerio. Versteht sich. Immer die Nacht vor dem Tag, an dem ein Braten verbrennt, ein Kapaun krepirt, oder Ihre königliche Majestät Leibweh bekommt.

Leonce. A propos, hatten Sie nicht noch etwas auf der Zunge? Geben Sie nur Alles von sich.

Präsident. An dem Tage der Vermählung ist ein höchster Wille gesonnen, seine allerhöchsten Willensäußerungen in die Hände Eurer Hoheit niederzulegen.

Leonce. Sagen Sie einem höchsten Willen, daß ich alles tun werde, das ausgenommen, was ich werde bleiben lassen, was aber jedenfalls nicht soviel sein wird, als wenn es noch einmal so viel wäre. — Meine Herren, Sie entschuldigen, daß ich Sie nicht begleite, ich habe gerade die Passion zu sitzen, aber meine Gnade ist so groß, daß ich sie mit den Beinen kaum ausmessen kann. (Er spreizt die Beine auseinander.) Herr Präsident, nehmen Sie doch das Maß, damit Sie mich später daran erinnern. Valerio, gieb den Herren das Geleite.

Valerio. Das Geläute? Soll ich dem Herrn Präsidenten eine Schelle anhängen! Soll ich sie führen, als ob sie auf allen Vieren gingen?

Leonce. Mensch, du bist nichts, als ein schlechtes Wortspiel. Du hast weder Vater noch Mutter, sondern die fünf Vokale haben dich miteinander erzeugt.

Valerio. Und Sie, Prinz, sind ein Buch ohne Buchstaben, mit nichts als Gedankenstrichen. Kommen Sie jetzt, meine Herren. Es ist eine traurige Sache um das Wort Kommen. Will man ein Einkommen, so muß man stehlen; an ein Aufkommen ist nicht zu denken, als wenn man sich hängen läßt; ein Unterkommen findet man erst, wenn man begraben wird, und ein Auskommen hat man jeden Augenblick mit seinem Witz, wenn man nichts mehr zu sagen weiß, wie ich zum Beispiel eben, und Sie, ehe Sie noch etwas gesagt haben. Ihr Abkommen haben Sie gefunden, und Ihr Fortkommen werden Sie jetzt zu suchen ersucht.

(Staatsrath und Valerio ab.)

Leonce (allein). Wie gemein ich mich zum Ritter an den armen Teufeln gemacht habe! Es steckt nun aber doch einmal ein gewisser Genuß in einer gewissen Gemeinheit. — Hm! Heirathen! Daß heißt einen Ziehbrunnen leer trinken. O Shandy, alter Shandy, wer mir deine Uhr schenkte! — (Valerio kommt zurück.) Ach Valerio, hast du es gehört?

Valerio. Nun, Sie sollen König werden. Das ist eine lustige Sache. Man kann den ganzen Tag spaziren fahren und den Leuten die Hüte verderben durch's viele Abziehen, man kann aus ordentlichen Menschen ordentliche Soldaten ausschneiden, so daß alles ganz natürlich wird, man kann schwarze Fräcke und weiße Halsbinden zu Staatsdienern machen, und wenn man stirbt, so laufen alle blanken Knöpfe blau an, und die Glockenstricke reißen wie Zwirnsfäden vom vielen Läuten. Ist das nicht unterhaltend?

Leonce. Valerio! Valerio! Wir müssen was anderes treiben. Rathe!

Valerio. Ach die Wissenschaft, die Wissenschaft! Wir wollen Gelehrte werden! a priori? oder a posteriori?

Leonce. A priori, das muß man bei meinem Herrn Vater lernen; und a posteriori fängt alles an, wie ein altes Märchen: es war einmal!

Valerio. So wollen wir Helden werden. (Er marschirt trompetend und trommelnd auf und ab.) Trom—trom—pläre—plem!

Leonce. Aber der Heroismus fuselt abscheulich und bekommt das Lazarethfieber und kann ohne Lieutenants und Rekruten nicht bestehen. Pack dich mit deiner Alexanders- und Napoleons-Romantik!

Valerio. So wollen wir Genies werden.

Leonce. Die Nachtigall der Poesie schlägt den ganzen Tag über unserm Haupt, aber das Feinste geht zum Teufel, bis wir ihr die Federn ausreißen und in die Tinte oder die Farbe tauchen.

Valerio. So wollen wir nützliche Mitglieder der menschlichen Gesellschaft werden.

Leonce. Lieber möchte ich meine Demission als Mensch geben.

Valerio. So wollen wir zum Teufel gehen.

Leonce. Ach der Teufel ist nur des Contrastes wegen da, damit wir begreifen sollen, daß am Himmel doch eigentlich etwas sei. (Aufspringend.) Ah Valerio, Valerio, jetzt hab' ich's! Fühlst du nicht das Wehen aus Süden? Fühlst du nicht, wie der tiefblaue, glühende Aether auf und ab wogt, wie das Licht blitzt von dem goldnen, sonnigen Boden, von der heiligen Salzfluth und von den Marmor-Säulen und Leibern? Der große Pan schläft, und die ehernen Gestalten träumen im Schatten über den tiefrauschenden Wellen von dem alten Zauberer Virgil, von Tarantella und Tambourin und tiefen, tollen Nächten voll Masken, Fackeln und Guitarren. Ein Lazzaroni, Valerio! Ein Lazzaroni! Wir gehen nach Italien.

Sechste Scene.

Ein Garten.

Prinzessin Lena (im Brautschmuck). **Die Gouvernante.**

Lena. Ja, jetzt. Da ist es. Ich dachte die Zeit an nichts. Es ging so hin, und auf einmal richtet sich der Tag vor mir auf. Ich habe den Kranz im Haar — und die Glocken, die Glocken! (Sie lehnt sich zurück und schließt die Augen.) Sieh, ich wollte, der Rasen wüchse so über mich und die Bienen summten über mir hin; sieh, jetzt bin ich eingekleidet und habe Rosmarin im Haar. Giebt es nicht ein altes Lied:

Auf dem Kirchhof will ich liegen,
Wie ein Kindlein in der Wiegen.

Gouvernante. Armes Kind, wie Sie bleich sind unter ihren blitzenden Steinen!

Lena. O Gott, ich könnte lieben, warum nicht? Man geht ja so einsam und tastet nach einer Hand, die einen hielte, bis die Leichenfrau die Hände auseinandernähme und sie jedem über der Brust faltete. Aber

warum schlägt man einen Nagel durch zwei Hände, die sich nicht suchten? Was hat meine arme Hand getan? (Sie zieht einen Ring vom Finger.) Dieser Ring sticht mich wie eine Natter.

Gouvernante. Aber — er soll ja ein wahrer Don Carlos sein.

Lena. Aber — ein Mann —

Gouvernante. Nun?

Lena. Den man nicht liebt. (Sie erhebt sich.) Pfui! Siehst du, ich schäme mich. — Morgen ist aller Duft und Glanz von mir gestreift. Bin ich denn, wie die arme, hilflose Quelle, die jedes Bild, das sich über sie bückt, in ihrem stillen Grund abspiegeln muß? Die Blumen öffnen und schließen, wie sie wollen, ihre Kelche der Morgensonne und dem Abendwind. Ist denn die Tochter eines Königs weniger, als eine Blume?

Gouvernante (weinend). Lieber Engel, du bist doch ein wahres Opferlamm.

Lena. Ja wohl — und der Priester hebt schon das Messer. — Mein Gott, mein Gott, ist es denn wahr, daß wir uns selbst erlösen müssen mit unserem Schmerz? Ist es denn wahr, die Welt sei ein gekreuzigter Heiland, die Sonne seine Dornenkrone, und die Sterne die Nägel und Speere in seinen Füßen und Lenden?

Gouvernante. Mein Kind, mein Kind! ich kann dich nicht so sehen. — Es kann nicht so gehen, es tödtet dich. Vielleicht, wer weiß! ich habe so etwas im Kopf. Wir wollen sehen. Komm. (Sie führt die Prinzessin weg.)

Zweiter Act.

Wie ist mir eine Stimme doch erklungen
Im tiefsten Innern,
Und hat mit einemmale mir verschlungen
All mein Erinnern.
Adalbert von Chamisso.

Erste Scene.

Freies Feld. Ein Wirthshaus im Hintergrund.

Leonce (und) **Valerio**, (der einen Pack trägt, treten auf).

Valerio (keuchend). Auf Ehre, Prinz, die Welt ist doch ein ungeheuer weitläufiges Gebäude.

Leonce. Nicht doch! Nicht doch! Ich wage kaum die Hände auszustrecken, wie in einem engen Spiegelzimmer, aus Furcht überall anzustoßen, daß die schönen Figuren in Scherben auf dem Boden lägen und ich vor der kahlen nackten Wand stände.

Valerio. Ich bin verloren.

Leonce. Da wird niemand einen Verlust dabei haben, als wer dich findet.

Valerio. Ich werde mich nächstens in den Schatten meines Schattens stellen.

Leonce. Du verflüchtigst dich ganz an der Sonne. Siehst du die schöne Wolke da oben? Sie ist wenigstens ein Viertel von dir. Sie sieht ganz wohlbehaglich auf deine gröberen materiellen Stoffe herab.

Valerio. Die Wolke könnte Ihrem Kopfe nichts schaden, wenn man sie Ihnen Tropfen für Tropfen darauf fallen ließe. — Ein köstlicher Einfall. Wir sind schon durch ein Dutzend Fürstenthümer, durch ein halbes Dutzend Großherzogthümer und durch ein paar Königreiche gelaufen, und das in der größten Uebereilung in einem halben Tag — und warum? Weil

man König werden und eine schöne Prinzessin heirathen soll. Und Sie leben noch in einer solchen Lage? Ich begreife Ihre Resignation nicht. Ich begreife nicht, daß Sie nicht Arsenik genommen, sich auf das Geländer des Kirchthurms gestellt und sich eine Kugel durch den Kopf gejagt haben, um es ja nicht zu verfehlen.

Leonce. Aber Valerio, die Ideale! Ich habe das Ideal eines Frauenzimmers in mir und muß es suchen. Sie ist unendlich schön und unendlich geistlos. Die Schönheit ist da so hilflos, so rührend, wie ein neugebornes Kind. Es ist ein köstlicher Contrast: diese himmlisch stupiden Augen, dieser göttlich einfältige Mund, dieses schafnasige griechische Profil, dieser geistige Tod in diesem geistigen Leib.

Valerio. Teufel! da sind wir schon wieder auf der Grenze. Das ist ein Land, wie eine Zwiebel, nichts als Schalen, oder wie ineinandergesteckte Schachteln, in der größten sind nichts als Schachteln, und in der kleinsten ist gar nichts. (Er wirft seinen Pack zu Boden.) Soll denn dieser Pack mein Grabstein werden? Sehen Sie, Prinz, ich werde philosophisch, ein Bild des menschlichen Lebens. Ich schleppe diesen Pack mit wunden Füßen durch Frost und Sonnenbrand, weil ich abends ein reines Hemd anziehen will, und wenn endlich der Abend kommt, so ist meine Stirne gefurcht, meine Wange hohl, mein Auge dunkel, und ich habe gerade noch Zeit, mein Hemd anzuziehen als Todtenhemd. Hätte ich nun nicht gescheidter getan, ich hätte mein Bündel vom Stecken gehoben und es in der ersten besten Kneipe verkauft, und hätte mich dafür betrunken und im Schatten geschlafen, bis es Abend geworden wäre, und hätte nicht geschwitzt und mir keine Leichdörner gelaufen? Und Prinz, jetzt kommt die Anwendung und die Praxis. Aus lauter Schamhaftigkeit wollen wir jetzt auch den inneren Menschen bekleiden und Rock und Hosen inwendig anziehen. (Beide gehen auf das Wirthshaus los.) Ei du lieber Pack, welch' ein köstlicher Duft, welche Weindüfte und Bratengerüche! Ei ihr lieben Hosen, wie wurzelt ihr im Boden und grünt und blüht, und die langen, schweren Trauben hängen mir in den Mund, und der Most gährt unter der Kelter. (Sie gehen ab.)

(Prinzessin Lena. Die Gouvernante. Kommen.)

Gouvernante. Es muß ein bezauberter Tag sein, die Sonne geht nicht unter, und es ist so unendlich lang seit unsrer Flucht.

Lena. Nicht doch, meine Liebe, die Blumen sind ja kaum welk, die ich zum Abschied brach, als wir aus dem Garten gingen.

Gouvernante. Und wo sollen wir ruhen? Wir sind noch auf gar nichts gestoßen. Ich sehe kein Kloster, keinen Eremiten, keinen Schäfer.

Lena. Wir haben alles wohl anders geträumt mit unseren Büchern, hinter der Mauer unseres Gartens, zwischen unseren Myrthen und Oleandern.

Gouvernante. Du mein Jesus, was wird man sagen? Und doch ist es so zart und weiblich! Es ist eine Entsagung. Es ist wie die Flucht der heiligen Ottilia. Aber wir müssen ein Obdach suchen. Es wird Abend.

Lena Ja, die Pflanzen legen ihre Fiederblättchen zum Schlaf zusammen, und die Sonnenstrahlen wiegen sich an den Grashalmen, wie müde Libellen.

Gouvernante. O, die Welt ist abscheulich! An einen irrenden Königssohn ist gar nicht zu denken.

Lena. O, sie ist schön und so weit, so unendlich weit. Ich möchte immer so fort gehen, Tag und Nacht. Es rührt sich nichts. Ein rother Blumenschein spielt über die Wiesen, und die fernen Berge liegen auf der Erde wie ruhende Wolken.

Zweite Scene.

Das Wirthshaus auf einer Anhöhe, an einem Fluß, weite Aussicht. Ein Garten vor demselben.

Valerio. Leonce.

Valerio. Nun Prinz, liefern Ihre Hosen nicht ein köstliches Getränk? Laufen Ihnen Ihre Stiefel nicht mit der größten Leichtigkeit die Kehle hinunter?

Leonce. Siehst du die alten Bäume, die Hecken, die Blumen, das alles hat seine Geschichten, seine lieblichen,

heimlichen Geschichten. Siehst du die großen freundlichen Gesichter unter den Reben an der Haustüre? Wie sie sitzen und sich bei den Händen halten und Angst haben, daß sie so alt sind und die Welt noch so jung ist. O Valerio, und ich bin so jung, und die Welt ist so alt. Ich bekomme manchmal eine Angst um mich und könnte mich in eine Ecke setzen und heiße Tränen weinen aus Mitleid mit mir.

Valerio (giebt ihm ein Glas). Nimm diese Glocke, diese Taucherglocke, und senke dich in das Meer des Weines, daß es Perlen über dir schlägt. Sieh', wie die Elfen über den Kelch der Weinblume schweben, goldbeschuht, die Cymbeln schlagend.

Leonce (aufspringend). Komm Valerio, wir müssen was treiben, was treiben. Wir wollen uns mit tiefen Gedanken abgeben, wir wollen untersuchen, wie es kommt, daß der Stuhl nur auf drei Beinen steht und nicht auf zweien. Komm, wir wollen Ameisen zergliedern, Staubfäden zählen; ich werde es doch noch zu einer Liebhaberei bringen. Ich werde doch noch eine Kinderrassel finden, die mir erst aus der Hand fällt, wenn ich Flocken lese und an der Decke zupfe. Ich habe noch eine gewisse Dosis Enthusiasmus zu verbrauchen; aber wenn ich alles recht warm gekocht habe, so brauche ich eine unendliche Zeit, um einen Löffel zu finden, mit dem ich das Gericht esse, und darüber steht es ab.

Valerio. Ergo bibamus! Diese Flasche ist keine Geliebte, keine Idee, sie macht keine Geburtsschmerzen, sie wird nicht langweilig, wird nicht treulos, sie bleibt eins vom ersten Tropfen bis zum letzten. Du brichst das Siegel, und alle Träume, die in ihr schlummern, sprühen Dir entgegen.

Leonce. O Gott! Die Hälfte meines Lebens soll ein Gebet sein, wenn mir nur ein Strohhalm beschert wird, auf dem ich reite, wie auf einem prächtigen Roß, bis ich selbst auf dem Stroh liege. — Welch' unheimlicher Abend! Da unten ist alles still, und da oben wechseln und ziehen die Wolken, und der Sonnenschein geht und kommt wieder. Sieh, was seltsame Gestalten sich dort jagen, sieh die langen weißen Schatten mit den entsetzlich

mageren Beinen und Fledermausschwingen, und alles so rasch, so wirr, und da unten rührt sich kein Blatt, kein Halm. Die Erde hat sich ängstlich zusammengeschmiegt, wie ein Kind, und über ihre Wiege schreiten die Gespenster.

Valerio. Ich weiß nicht, was ihr wollt, mir ist ganz behaglich zu Mut. Die Sonne sieht aus wie ein Wirthshausschild, und die feurigen Wolken darüber wie die Aufschrift: „Wirthshaus zur goldenen Sonne". Die Erde und das Wasser da unten sind wie ein Tisch, auf dem Wein verschüttet ist, und wir liegen darauf wie Spielkarten, mit denen Gott und der Teufel aus Langeweile eine Partie machen, und ihr seid ein Kartenkönig, und ich bin ein Kartenbube, es fehlt nur noch eine Dame, eine schöne Dame, mit einem großen Lebkuchenherz auf der Brust und einer mächtigen Tulpe, worin die lange Nase sentimental versinkt (die Gouvernante und die Prinzessin treten auf) und — bei Gott — da ist sie! Es ist aber eigentlich keine Tulpe, sondern eine Prise Taback, und es ist eigentlich keine Nase, sondern ein Rüssel! (Zur Gouvernante.) Warum schreiten Sie, Wertheste, so eilig, daß man Ihre weiland Waden bis zu Ihren respectabeln Strumpfbändern sieht?

Gouvernante (heftig erzürnt, bleibt stehen). Warum reißen Sie, Geehrtester, den Mund so weit auf, daß Sie einem ein Loch in die Aussicht machen?

Valerio. Damit Sie, Geehrteste, sich die Nase am Horizont nicht blutig stoßen. Solch' eine Nase ist wie der Thurm auf Libanon, der gen Damascum steht.

Lena (zur Gouvernante). Meine Liebe, ist denn der Weg so lang?

Leonce (träumend vor sich hin). O jeder Weg ist lang. Das Picken der Todtenuhr in unserer Brust ist langsam, und jeder Tropfen Blut mißt seine Zeit, und unser Leben ist ein schleichend Fieber. Für müde Füße ist jeder Weg zu lang . . .

Lena (die ihm ängstlich sinnend zuhört). Und müden Augen jedes Licht zu scharf, und müden Lippen jeder Hauch zu schwer (lächelnd), und müden Ohren jedes Wort zu viel. (Sie tritt mit der Gouvernante in das Haus.)

Leonce. O lieber Valerio! Könnte ich nicht auch sagen: „Sollte nicht dies und ein Wald von Feder-

büschen nebst ein Paar gepufften Rosen auf meinen Schuhen —?" Ich hab' es, glaub' ich, ganz melancholisch gesagt. Gott sei Dank, daß ich anfange, mit der Melancholie niederzukommen. Die Luft ist nicht mehr so hell und kalt, der Himmel senkt sich glühend dicht um mich, und schwere Tropfen fallen. — O diese Stimme: ist denn der Weg so lang? Es reden viele Stimmen über die Erde, und man meint, sie sprächen von anderen Dingen, aber ich habe sie verstanden. Sie ruht auf mir wie der Geist, da er über den Wassern schwebte, — eh' das Licht ward. Welch' Gähren in der Tiefe, welch' Werden in mir, wie sich die Stimme durch den Raum gießt! Ist denn der Weg so lang? (Geht ab.)

Valerio. Nein, der Weg zum Narrenhaus ist nicht so lang, er ist leicht zu finden, ich kenne alle Fußpfade, alle Vicinalwege und Chausseen. Ich sehe ihn schon auf einer breiten Allee dahin, an einem eiskalten Wintertage, den Hut unter dem Arm, wie er sich in die langen Schatten unter die kahlen Bäume stellt und mit dem Schnupftuch fächelt. — Er ist ein Narr! (Folgt ihm.)

Dritte Scene.

Ein Zimmer.

Lena. Die Gouvernante.

Gouvernante. Denken Sie nicht an den Menschen.

Lena. Er war so alt unter seinen blonden Locken. Den Frühling auf den Wangen und den Winter im Herzen. Das ist traurig. Der müde Leib findet sein Schlafkissen überall, doch wenn der Geist müd' ist, wo soll er ruhen? Es kommt mir ein entsetzlicher Gedanke, ich glaube, es giebt Menschen, die unglücklich sind, unheilbar, bloß weil sie sind. (Sie erhebt sich.)

Gouvernante. Wohin mein Kind?

Lena. Ich will hinunter in den Garten.

Gouvernante. Aber —

Lena. Aber, liebe Mutter, du weißt, man hätte mich eigentlich in eine Scherbe setzen sollen. Ich brauche Thau und Nachtluft, wie die Blumen. — Hörst du die Harmonie des Abends? Wie die Grillen den Tag einsingen und die Nachtviolen ihn mit ihrem Duft einschläfern! Ich kann nicht im Zimmer bleiben. Die Wände fallen auf mich.

Vierte Scene.

Der Garten. Nacht und Mondschein.

(Man sieht) **Lena** (auf dem Rasen sitzend).

Valerio (in einiger Entfernung). Es ist eine schöne Sache um die Natur, sie wäre aber doch noch schöner, wenn es keine Schnaken gäbe, die Wirthsbetten etwas reinlicher wären und die Todtenuhren nicht so an den Wänden pickten. Drin schnarchen die Menschen, und da außen quaken die Frösche, drin pfeifen die Hausgrillen und da außen die Feldgrillen. Lieber Rasen, dies ist ein rasender Entschluß.

(Leonce tritt auf, bemerkt die Prinzessin und nähert sich ihr leise.)

Lena (spricht vor sich hin). Die Grasmücke hat im Traum gezwitschert. — Die Nacht schläft tiefer, ihre Wange wird bleicher und ihr Atem stiller. Der Mond ist wie ein schlafendes Kind, die goldnen Locken sind ihm im Schlaf über das liebe Gesicht heruntergefallen. — Oh, sein Schlaf ist Tod. Wie der tote Engel auf seinem dunklen Kissen ruht und die Sterne gleich Kerzen um ihn brennen! Armes Kind! Es ist traurig, todt und so allein.

Leonce. Steh' auf in deinem weißen Kleid und wandle hinter der Leiche durch die Nacht und singe ihr das Sterbelied.

Lena. Wer spricht da?

Leonce. Ein Traum.

Lena. Träume sind selig.

Leonce. So träume dich selig und laß mich dein seliger Traum sein.

Lena. Der Tod ist der seligste Traum.

Leonce. So laß mich dein Todesengel sein. Laß meine Lippen sich gleich seinen Schwingen auf deine Augen senken. (Er küßt sie.) Schöne Leiche, du ruhst so lieblich auf dem schwarzen Bahrtuche der Nacht, daß die Natur das Leben haßt und sich in den Tod verliebt.

Lena. Nein, laß mich. (Sie springt auf und entfernt sich rasch.)

Leonce. Zu viel! Zu viel! Mein ganzes Sein ist in dem einen Augenblick. Jetzt stirb! Mehr ist unmöglich. Wie frischathmend, schönheitglänzend ringt die Schöpfung sich aus dem Chaos mir entgegen. Die Erde ist eine Schale von dunklem Gold, wie schäumt das Licht in ihr und fluthet über ihren Rand, und hellauf perlen daraus die Sterne. Dieser eine Tropfen Seligkeit macht mich zu einem köstlichen Gefäß. Hinab, heiliger Becher! (Er will sich in den Fluß stürzen.)

Valerio (springt auf und umfaßt ihn). Halt, Serenissime!

Leonce. Laß mich!

Valerio. Ich werde Sie lassen, sobald Sie gelassen sind und das Wasser zu lassen versprechen.

Leonce. Dummkopf!

Valerio. Ist denn Eure Hoheit noch nicht über die Lieutnantsromantik hinaus: das Glas zum Fenster hinaus zu werfen, womit man die Gesundheit der Geliebten getrunken?

Leonce. Ich glaube halbwegs, du hast Recht.

Valerio. Trösten Sie sich. Wenn Sie auch nicht heute Nacht unter dem Rasen schlafen, so schlafen Sie wenigstens darauf. Es wäre ein eben so selbstmörderischer Versuch, in eins von den Betten gehen zu wollen. Man liegt auf dem Stroh, wie ein Todter, und wird von dem Ungeziefer gestochen, wie ein Lebendiger.

Leonce. Meinetwegen. (Er legt sich ins Gras.) Mensch, du hast mich um den schönsten Selbstmord gebracht. Ich werde in meinem Leben keinen so vorzüglichen Augenblick mehr dazu finden, und das Wetter ist vortrefflich. Jetzt

bin ich schon aus der Stimmung. Der Kerl hat mir mit seiner gelben Weste und seinen himmelblauen Hosen alles verdorben. — Der Himmel beschere mir einen recht gesunden, plumpen Schlaf.

Valerio. Amen — und ich habe ein Menschenleben gerettet und werde mir mit meinem guten Gewissen heute Nacht den Leib warm halten. Wohl bekomm's, Valerio!

Dritter Act.

Erste Scene.

Leonce. Valerio.

Valerio. Heirathen? Seit wann hat es Eure Hoheit zum ewigen Kalender gebracht?

Leonce. Weißt du auch, Valerio, daß selbst der Geringste unter den Menschen so groß ist, daß das Leben noch viel zu kurz ist, um ihn lieben zu können? Und dann kann ich doch einer gewissen Art von Leuten, die sich einbilden, daß nichts so schön und heilig sei, daß sie es nicht noch schöner und heiliger machen müßten, die Freude lassen. Es liegt ein gewisser Genuß in dieser lieben Arroganz. Warum soll ich ihnen denselben nicht gönnen?

Valerio. Sehr human und philobestialisch! Aber weiß sie auch, wer Sie sind?

Leonce. Sie weiß nur, daß sie mich liebt.

Valerio. Und weiß Eure Hoheit auch, wer sie ist?

Leonce. Dummkopf! Frag' doch die Nelke und die Thauperle nach ihrem Namen.

Valerio. Das heißt, sie ist überhaupt schon etwas, wenn das nicht schon zu unzart ist und nach dem Signalement schmeckt. — Aber wie soll das gehen? Hm!

— Prinz, bin ich Minister, wenn Sie heute vor Ihrem Vater mit der Unaussprechlichen, Namenlosen mittelst des Ehesegens zusammengeschmiedet werden? Ihr Wort?

Leonce. Mein Wort!

Valerio. Der arme Teufel Valerio empfiehlt sich Seiner Exzellenz dem Herrn Staatsminister Valerio von Valerienthal. — „Was will der Kerl? Ich kenne ihn nicht. Fort, Schlingel!“ (Er läuft weg; Leonce folgt ihm.)

Zweite Scene.

Freier Platz vor dem Schlosse des Königs Peter.

Der Landrath. Der Schulmeister. Bauern (im Sonntagsputz, Tannenzweige haltend).

Landrath. Lieber Herr Schulmeister, wie halten sich Eure Leute?

Schulmeister. Sie halten sich so gut in ihren Leiden, daß sie sich schon seit geraumer Zeit aneinander halten. Sie gießen brav Spiritus an sich, sonst könnten sie sich in der Hitze unmöglich so lange halten. Courage, Ihr Leute! Streckt Eure Tannenzweige gerade vor Euch hin, damit man meint, Ihr wäret ein Tannenwald, und Eure Nasen die Erdbeeren, und Eure Dreimaster die Hörner vom Wildpret, und Eure hirschledernen Hosen der Mondschein darin, und, merkt's Euch, der Hinterste läuft immer wieder vor den Vordersten, damit es aussieht, als wäret Ihr ins Quadrat erhoben.

Landrath. Und, Schulmeister, Ihr steht für die Nüchternheit.

Schulmeister. Versteht sich, denn ich kann vor Nüchternheit kaum noch stehen.

Landrath. Gebt Acht, Leute, im Programm steht: Sämtliche Unterthanen werden von freien Stücken, reinlich gekleidet, wohlgenährt und mit zufriedenen Gesichtern sich längs der Landstraße aufstellen. Macht uns keine Schande!

Schulmeister. Seid standhaft! Kratzt Euch nicht hinter den Ohren und schneuzt Euch die Nasen nicht, so lange das hohe Paar vorbeifährt, und zeigt die gehörige Rührung, oder es werden rührende Mittel gebraucht werden. Erkennt, was man für Euch tut, man hat Euch gerade so gestellt, daß der Wind von der Küche über Euch geht und Ihr auch einmal in Eurem Leben einen Braten riecht. Kennt Ihr noch Eure Lektion? He! Vi!

Die Bauern. Vi!

Schulmeister. Vat!

Die Bauern. Vat!

Schulmeister. Vivat!

Die Bauern. Vivat!

Schulmeister. So, Herr Landrath, Sie sehen, wie die Intelligenz im Steigen ist. Bedenken Sie, es ist Latein. Wir geben aber auch heut Abend einen transparenten Ball mittelst der Löcher in unseren Jacken und Hosen, und schlagen uns mit unsern Fäusten Cocarden an die Köpfe.

Dritte Scene.

Großer Saal. Geputzte Herren und Damen, sorgfältig gruppirt.

Der Ceremonienmeister (mit einigen) **Bedienten** (auf dem Vordergrunde).

Ceremonienmeister. Es ist ein Jammer. Alles geht zu Grund. Die Braten schnurren ein. Alle Glückwünsche stehen ab. Alle Vatermörder legen sich um, wie melancholische Schweinsohren. Den Bauern wachsen die Nägel und der Bart wieder. Den Soldaten gehen die Locken auf. Von den zwölf Unschuldigen ist Keine, die nicht das horizontale Verhalten dem senkrechten vorzöge. Sie sehen in ihren weißen Kleidchen aus, wie erschöpfte Seidenhasen, und der Hofpoet grunzt um sie herum, wie ein bekümmertes Meerschweinchen. Die Herren Offiziere kommen um all ihre Haltung, und die Hofdamen stehen da, wie Gradierbäue. Das Salz crystallisirt an ihren Halsketten.

Zweiter Bedienter. Sie machen es sich wenigstens bequem; man kann ihnen nicht nachsagen, daß sie auf den Schultern trügen. Wenn sie auch nicht offenherzig sind, so sind sie doch offen bis zum Herzen.

Ceremonienmeister. Ja, sie sind gute Karten vom türkischen Reiche, man sieht die Dardanellen und das Marmormeer. Fort, Ihr Schlingel! An die Fenster! Da kommt Ihro Majestät.

(König Peter und der Staatsrath treten ein.)

Peter. Auch die Prinzessin ist verschwunden. Hat man noch keine Spur von unserm geliebten Erbprinzen? Sind meine Befehle befolgt? Werden die Grenzen beobachtet?

Ceremonienmeister. Ja, Majestät. Die Aussicht von diesem Saale gestattet uns die strengste Aufsicht. (Zu dem ersten Bedienten.) Was hast du gesehen?

Erster Bedienter. Ein Hund, der seinen Herrn sucht, ist durch das Reich gelaufen.

Ceremonienmeister (zu einem andern). Und du?

Zweiter Bedienter. Es geht jemand auf der Nordgrenze spaziren, aber es ist nicht der Prinz, ich könnte ihn erkennen

Ceremonienmeister. Und du?

Dritter Bedienter. Sie verzeihen — nichts.

Ceremonienmeister. Das ist sehr wenig. Und du?

Vierter Diener. Auch nichts.

Ceremonienmeister. Das ist eben so wenig.

Peter. Aber, Staatsrath, habe ich nicht den Beschluß gefaßt, daß meine königliche Majestät sich an diesem Tage freuen, und daß an ihm die Hochzeit gefeiert werden sollte? War das nicht unser festester Entschluß?

Präsident. Ja, Eure Majestät, so ist es protokollirt und aufgezeichnet.

Peter. Und würde ich mich nicht kompromittiren, wenn ich meinen Beschluß nicht ausführte?

Präsident. Wenn es anders für Eure Majestät möglich wäre, sich zu kompromittiren, so wäre dies ein Fall, worin sie sich kompromittiren könnte.

Peter. Habe ich nicht mein königliches Wort gegeben? — Ja, ich werde meinen Beschluß sogleich ins Werk setzen, ich werde mich freuen. (Er reibt sich die Hände.) O ich bin außerordentlich froh!

Präsident. Wir teilen sämtlich die Gefühle Eurer Majestät, so weit es für Unterthanen möglich und schicklich ist.

Peter. O, ich weiß mir vor Freude nicht zu helfen. Ich werde meinen Kammerherren rothe Röcke machen lassen, ich werde einige Cadetten zu Lieutnants machen, ich werde meinen Unterthanen erlauben — aber, aber — die Hochzeit? Lautet die andere Hälfte des Beschlusses nicht, daß die Hochzeit gefeiert werden sollte?

Präsident. Ja, Eure Majestät.

Peter. Ja, wenn aber der Prinz nicht kommt und die Prinzessin auch nicht?

Präsident. Ja, wenn der Prinz nicht kommt und die Prinzessin auch nicht — dann — dann —

Peter. Dann, dann?

Präsident. Dann können sie sich eben nicht heirathen.

Peter. Halt, ist der Schluß logisch? Wenn — dann — Richtig! Aber mein Wort, mein königliches Wort!

Präsident. Tröste Eure Majestät sich mit anderen Majestäten. Ein königliches Wort ist ein Ding — ein Ding — ein Ding — das nichts ist.

Peter (zu den Dienern). Seht Ihr noch nichts?

Die Diener. Eure Majestät, nichts, gar nichts.

Peter. Und ich hatte beschlossen, mich so zu freuen; gerade mit dem Glockenschlag wollte ich anfangen und wollte mich freuen volle zwölf Stunden — ich werde ganz melancholisch.

Präsident. Alle Unterthanen werden aufgefordert, die Gefühle Ihrer Majestät zu teilen.

Ceremonienmeister. Denjenigen, welche kein Schnupftuch bei sich haben, ist das Weinen jedoch Anstandes halber untersagt.

Erster Bedienter. Halt! Ich sehe etwas! Es ist etwas wie ein Vorsprung, wie eine Nase, das übrige ist noch nicht über der Grenze; und dann seh' ich noch

einen Mann, und dann zwei Personen entgegengesetzten Geschlechts.

Ceremonienmeister. In welcher Richtung?

Erster Bedienter. Sie kommen näher. Sie gehen auf das Schloß zu. Da sind sie.

(Valerio, Leonce, die Gouvernante und die Prinzessin treten maskirt auf.)

Peter. Wer seid Ihr?

Valerio. Weiß ich's? (Er nimmt langsam hintereinander mehrere Masken ab.) Bin ich das? oder das? oder das? Wahrhaftig, ich bekomme Angst, ich könnte mich so ganz auseinanderschälen und blättern.

Peter (verlegen). Aber — aber etwas müßt Ihr denn doch sein?

Valerio. Wenn Eure Majestät es so befehlen. Aber, meine Herren, hängen Sie alsdann die Spiegel herum und verstecken sie Ihre blanken Knöpfe etwas und sehen Sie mich nicht so an, daß ich mich in Ihren Augen spiegeln muß, oder ich weiß wahrhaftig nicht mehr, was ich eigentlich bin.

Peter. Der Mensch bringt mich in Confusion, zur Desperation. Ich bin in der größten Verwirrung.

Valerio. Aber eigentlich wollte ich einer hohen und geehrten Gesellschaft verkündigen, daß hiermit die zwei weltberühmten Automaten angekommen sind, und daß ich vielleicht der dritte und merkwürdigste von beiden bin, wenn ich eigentlich selbst recht wüßte, wer ich wäre, worüber man übrigens sich nicht wundern dürfte, da ich selbst gar nichts von dem weiß, was ich rede, ja auch nicht einmal weiß, daß ich es nicht weiß, so daß es höchst wahrscheinlich ist, daß man mich nur so reden läßt, und es eigentlich nichts als Walzen und Windschläuche sind, die das alles sagen. (Mit schnarrendem Ton): Sehen Sie hier, meine Herren und Damen, zwei Personen beiderlei Geschlechts, ein Männchen und ein Weibchen, einen Herrn und eine Dame. Nichts als Kunst und Mechanismus, nichts als Pappendeckel und Uhrfedern! Jede hat eine feine, feine Feder von Rubin unter dem Nagel der kleinen Zehe am rechten Fuß, man drückt ein klein wenig, und die Mechanik läuft volle fünfzig Jahre. Diese Personen sind so vollkommen gearbeitet, daß man

sie von anderen Menschen gar nicht unterscheiden könnte, wenn man nicht wüßte, daß sie bloßer Pappdeckel sind; man könnte sie eigentlich zu Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft machen. Sie sind sehr edel, denn sie sprechen hochdeutsch. Sie sind sehr moralisch, denn sie stehn auf den Glockenschlag auf, essen auf den Glockenschlag zu Mittag und gehn auf den Glockenschlag zu Bett; auch haben sie eine gute Verdauung, was beweist, daß sie ein gutes Gewissen haben. Sie haben ein feines sittliches Gefühl, denn die Dame hat gar kein Wort für den Begriff Beinkleider, und dem Herrn ist es rein unmöglich, hinter einem Frauenzimmer eine Treppe hinauf oder vor ihm hinunterzugehen. Sie sind sehr gebildet, denn die Dame singt alle neuen Opern, und der Herr trägt Manschetten. Geben Sie acht, meine Herren und Damen, sie sind jetzt in einem interessanten Stadium, der Mechanismus der Liebe fängt an sich zu äußern, der Herr hat der Dame schon einigemal den Shawl getragen, die Dame hat schon einigemal die Augen verdreht und gen Himmel geblickt. Beide haben schon mehrmals geflüstert: Glaube, Liebe, Hoffnung. Beide sehen bereits ganz accordiert aus, es fehlt nur noch das winzige Wörtchen: Amen.

Peter (den Finger an die Nase): In effigie? In effigie? Präsident, wenn man einen Menschen in effigie hängen läßt, ist das nicht eben so gut, als wenn er ordentlich gehängt würde?

Präsident. Verzeihen, Eure Majestät, es ist noch viel besser, denn es geschieht ihm kein Leid dabei, und er wird dennoch gehängt.

Peter. Jetzt hab' ich's. Wir feiern die Hochzeit in effigie. (Auf Lena und Leonce deutend.) Das ist die Prinzessin, das ist der Prinz. — Ich werde meinen Beschluß durchsetzen, ich werde mich freuen. — Laßt die Glocken läuten, macht Eure Glückwünsche zurecht, hurtig, Herr Hofprediger!

(Der Hofprediger tritt vor, räuspert sich, blickt einigemal gen Himmel.)

Valerio. Fang' an! Laß deine vermaledeiten Gesichter und fang' an! Wohlauf!

Hofprediger (in der größten Verwirrung). Wenn wir — oder — aber —

Valerio. Sintemal und alldieweil —

Hofprediger. Denn —

Valerio. Es war vor Erschaffung der Welt —

Hofprediger. Daß —

Valerio. Gott lange Weile hatte —

Peter. Machen Sie es nur kurz, Bester.

Hofprediger (sich fassend). Geruhen Eure Hoheit, Prinz Leonce vom Reiche Popo, und geruhen Eure Hoheit, Prinzessin Lena vom Reiche Pipi, und geruhen Eure Hoheiten gegenseitig, sich beiderseitig einander haben zu wollen, so sprechen Sie ein lautes und vernehmliches Ja.

Lena und Leonce. Ja!

Hofprediger. So sage ich Amen.

Valerio. Gut gemacht, kurz und bündig; so wären denn das Männlein und Fräulein erschaffen, und alle Thiere im Paradies stehen um sie.

(Leonce nimmt die Maske ab.)

Alle. Der Prinz!

Peter. Der Prinz! Mein Sohn! Ich bin verloren, ich bin betrogen! (Er geht auf die Prinzessin los.) Wer ist die Person? Ich lasse alles für ungültig erklären?

Gouvernante (nimmt der Prinzessin die Maske ab, triumphierend). Die Prinzessin!

Leonce. Lena?

Lena. Leonce?

Leonce. Ei Lena, ich glaube, das war die Flucht in das Paradies.

Lena. Ich bin betrogen.

Leonce. Ich bin betrogen.

Lena. O Zufall!

Leonce. O Vorsehung!

Valerio. Ich muß lachen, ich muß lachen. Eure Hoheiten sind wahrhaftig durch den Zufall einander zugefallen; ich hoffe, Sie werden dem Zufall zu Gefallen — Gefallen aneinander finden.

Gouvernante. Daß meine alten Augen endlich das sehen konnten! Ein irrender Königssohn! Jetzt sterb' ich ruhig.

Peter. Meine Kinder, ich bin gerührt, ich weiß mir vor Rührung kaum zu helfen. Ich bin der glücklichste Mann! Ich lege aber auch hiermit feierlichst die Regierung in deine Hände, mein Sohn, und werde sogleich ungestört zu denken anfangen. Mein Sohn, du überlässest mir diese Weisen (er deutet auf den Staatsrath), damit sie mich in meinen Bemühungen unterstützen. Kommen Sie, meine Herren, wir müssen denken, ungestört denken. (Er entfernt sich mit dem Staatsrath.) Der Mensch hat mich vorhin confus gemacht, ich muß mir wieder heraushelfen.

Leonce (zu den Anwesenden). Meine Herren! Meine Gemahlin und ich bedauern unendlich, daß Sie uns heute so lange zu Diensten gestanden sind. Ihre Stellung ist so traurig, daß wir um keinen Preis Ihre Standhaftigkeit länger auf die Probe stellen möchten. Gehen Sie jetzt nach Hause, aber vergessen Sie Ihre Reden, Predigten und Verse nicht, denn morgen fangen wir in aller Ruhe und Gemütlichkeit den Spaß noch einmal von vorne an. Auf Wiedersehen!

(Alle entfernen sich, Leonce, Lena, Valerio und die Gouvernante ausgenommen.)

Leonce. Nun, Lena, siehst du jetzt, wie wir die Taschen voll haben, voll Puppen und Spielzeug? Was wollen wir damit anfangen, wollen wir ihnen Schnurrbärte machen und ihnen Säbel anhängen? Oder wollen wir ihnen Fräcke anziehen und sie infusorische Politik und Diplomatie treiben lassen, und uns mit dem Mikroskop daneben setzen? Oder hast du Verlangen nach einer Drehorgel, auf der die milchweißen ästhetischen Spitzmäuse herumhuschen? Wollen wir ein Theater bauen? (Lena lehnt sich an ihn und schüttelt den Kopf.) Aber ich weiß besser, was du willst, wir lassen alle Uhren zerschlagen, alle Kalender verbieten, und zählen Stunden und Monden nur nach der Blumenuhr, nur nach Blüte und Frucht. Und dann umstellen wir das Ländchen mit Brennspiegeln, daß es keinen Winter mehr giebt, und wir uns im Sommer bis Ischia und Capri hinaufdestilliren, und das ganze Jahr zwischen Rosen und Veilchen, zwischen Orangen und Lorbeer stecken.

Valerio. Und ich werde Staatsminister, und es wird ein Dekret erlassen, daß, wer sich Schwielen in die Hände schafft, unter Kuratel gestellt wird; daß, wer sich krank arbeitet, kriminalistisch strafbar ist; daß jeder, der sich rühmt, sein Brod im Schweiße seines Angesichts zu essen, für verrückt und der menschlichen Gesellschaft gefährlich erklärt wird; und dann legen wir uns in den Schatten und bitten Gott um Makkaroni, Melonen und Feigen, um musikalische Kehlen, klassische Leiber und um eine kommende Religion!

Kommode.

Wozzeck.

Ein Trauerspiel-Fragment.



Büchner hätte im „Wozzeck", wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, ihn ganz ausreifen zu lassen und zu vollenden, nicht nur sein größtes Werk geschaffen, sondern zugleich die gewaltigste bürgerliche Tragödie, die unsere Literatur aufweist. Aber auch als Fragment besitzt diese mühsam und spät gerettete Szenenreihe eine so hinreißende Leidenschaft, eine so innerliche Schönheit, daß nichts neben ihr stand hält, nicht das Drama seiner Vorgänger, eines Lenz und H. L. Wagner, noch die Tragik der späteren, eines Hebbel und Otto Ludwig. Denn Büchners großartiger Entwurf steht in der Geschichte unsres bürgerlichen Trauerspiels mitten inne zwischen den Versuchen des „Sturm und Drang", Lenzens „Soldaten" und Wagners „Kindesmörderin", und den Gestaltungen des beginnenden Realismus, der „Maria Magdalena" und dem „Erbförster", als eine ganz einzigartige Dichtung, in der allein ein Hauch jenes Shakespeareschen Geistes flammt, wie er in den ersten Werken dieser Gattung überhaupt, der „Hexe von Edmonton", der „Tragödie von Yorkshire", dem Londoner „Verlornen Sohn", nachzitterte. Aus dem Kreis gedrückter Enge und niedrer Not, grotesker Verzerrung und dumpfen Brütens erhebt sich dies Werk zu den Sphären ewigen Menschenleids, phantastischer Ahndung und wilder über Verbrechen und Sünde triumphierender Leidenschaft. Mit der alles wagenden Kühnheit des Genies sind die grellsten Kontraste gegeneinander gesetzt, Charakteristiken von karikierender Schärfe und unheimlicher Anschaulichkeit gewagt, Stimmungen voll geisterhaften Grauens heraufbeschworen. Ein armer, in seinen Menschen- und Herzensrechten mißhandelter Soldat wächst zum Rächer der in ihm beleidigten Gerechtigkeit des Schicksals, wächst zum Helden empor . . . .

Das schmerzhaft quälende Mitgefühl mit dem geknechteten Volk, das den jungen Studenten so innerlich aufgewühlt und zum Revolutionär gemacht hatte, ließ auch die Gestalt des „Wozzeck" in ihm entstehen. Ein Brief aus Gießen vom Februar 1845 drückt seine heiße Liebe zu den Schwachen und Bedürftigen in der stolzen Empörung aus, mit der er sich gegen

die Anschuldigung der Menschenverachtung verteidigt. Ihm war schon klar geworden, was heute die sog. Milieutheorie und die Kriminalpsychologie predigen, daß „es in niemandes Gewalt liegt, kein Dummkopf oder kein Verbrecher zu werden — daß wir durch gleiche Umstände wohl alle gleich würden und daß die Umstände außer uns liegen". „Der Verstand nun gar", fährt er kantisch fort, „ist nur eine sehr geringe Seite unsres geistigen Wesens und die Bildung nur eine sehr zufällige Form desselben. Wer mir eine solche Verachtung vorwirft, behauptet, daß ich einen Menschen mit Füßen träte, weil er einen schlechten Rock anhätte. Es heißt dies, eine Rohheit, die man einem im Körperlichen nimmer zutrauen würde, ins Geistige übertragen, wo sie noch gemeiner ist". „Es ist deren eine große Zahl, die im Besitz einer lächerlichen Aeußerlichkeit, die man Bildung, oder eines toten Krams, den man Gelehrsamkeit heißt, die große Masse ihrer Brüder ihrem verachtenden Egoismus opfern. Der Aristokratismus ist die schändlichste Verachtung des heiligen Geistes im Menschen . . . Ich hoffe noch immer, daß ich leidenden, gedrückten Gestalten mehr mitleidige Blicke zugeworfen, als kalten vornehmen Herzen bittere Worte gesagt habe." Diese schändlichste Verachtung des heiligen Geistes im Menschen ist in Wozzecks leidender gedrückter Gestalt symbolisiert, in Wozzeck, der sich aus menschlichster Liebe heraus zur Sache erniedrigt, zum Experiment mißbrauchen läßt.

In seinem Geschichtsdrama „Dantons Tod" hatte Büchner das Volk nur als einen kreischenden, johlenden wilden Chorus behandelt, von dem sich wie von einem unruhig grellen Hintergrund die Helden der Revolution abhoben. Nun drängte es ihn, einen Mann des Volkes, einen aus der kindlich guten, tiefsinnig dumpfen Masse, die er wohl von dem bestienhaften Pöbel unterschied, in den Mittelpunkt eines Dramas zu stellen. Alle Tendenz, die auch in seinem Erstlingswerk versteckt und doch überlaut angeklungen, die er ringsherum in den Werken des jungen Deutschlands so üppig ins Kraut schießen sah, war ihm verhaßt geworden, schien ihm eine Entfremdung von dem wahren Ziel der Kunst, der Nachahmung der Natur. Er wollte „kein Lehrer der Moral" werden, sondern als echter Dichter Gestalten schaffen und erfinden, wollte nicht „mit verbundenen Augen über die Gasse gehen" und „über einen Gott Zeter schreien, der eine Welt erschaffen, worauf so viele Liederlichkeiten vorfallen". Und zum dramatischen Schaffen drängte es ihn vor allem. Er ließ seine Novelle „Lenz", die er für Gutzkows neue große Zeitschrift, die „Deutsche Revue", bestimmt hatte, unvollendet liegen, als diesem Unternehmer noch vor dem Er-

scheinen durch das Zensurverbot ein Ende bereitet wurde. „Ich gehe meinen Weg für mich und bleibe auf dem Felde des Dramas“, schreibt er am 1. Januar 1836 aus Straßburg, indem er jede Beteiligung an den literarischen Fehden des jungen Deutschlands ablehnt. Rein künstlerisch will er seine Idee von dem Geist und Wesen der „großen Klasse“, deren unversöhnlichen Gegensatz zu der gebildeten und wohlhabenden Minorität er als einer der frühsten Vorausahner der sozialen Klassenkämpfe erkannt hat, in einem einzelnen individuellen Schicksal darstellen. Die beiden Hebel, die nach seiner Ansicht das Volk im Innersten bewegten, waren materielles Elend und religiöser Fanatismus. Diese beiden Mächte nun sind in seinem „Wozzeck“ in der Tiefe wirksam; sie wühlen den dunklen Urgrund der Seele auf, die zunächst nur dumpf aufstöhnt unter ihren Folterqualen, bis dann ein Uebermaß persönlichsten Leidens ihr einen heisern Todesschrei abpreßt und sie zum Verbrechen fortreißt. Meisterhaft sind die stumpfe Verbittrung des im niederen Erwerb Vertierten und der religiöse Wahn des grüblerischen Extatikers in Wozzecks Charakter vermischt, um den Mord aus Eifersucht notwendig und natürlich erscheinen zu lassen.

In Straßburg müssen im Laufe des Jahres 1836 die wichtigsten Szenen des „Wozzeck“ zugleich mit „Leonce und Lena“ entstanden sein. Neben die frühlingshafte, von hellen Morgenwölkchen durchzogene Phantasie eines nachdenklichen Spiels stellte er das gewitterdunkle, von düstrem Purpurschein umhüllte Nachtbild einer grotesken Vision. Er ließ wirklich, wie er am 2. September 1836 schreibt, nebeneinander „einige Menschen sich auf dem Papiere totschlagen oder verheiraten“. Man merkt es seinem Werke an, daß seine Phantasie daran während seiner anatomischen Präparate tätig war, daß er „immer so halb durch zwischen Fischschwänzen, Froschzehen“ seine Figuren erblickte, daß alle seine Gedanken „in Spiritus schwammen“. (Brief vom 13. Januar 1837.) Unter den zwei Dramen, die er am 1. Januar 1837 in längstens acht Tagen mit „Leonce und Lena“ erscheinen lassen wollte, muß der „Wozzeck“ gewesen sein. Herausgegeben hat er ihn freilich nie und auch nach seinem Tode sollten die grandiosen „Fetzen“ seines unvollendeten Werkes in Verborgenheit und Vergessen schlummern, bis sie endlich eine späte Auferstehung erlebten.

* * *

Karl Emil Franzos hat sich das hohe Verdienst erworben, den „Wozzeck“ der Nachwelt zu erretten. In seiner kritischen

Gesamtausgabe veröffentlichte er die vorhandenen Szenen des Trauerspiels zum ersten Mal aus einem Manuskript, dessen hoffnungslos unleserlicher Zustand den früheren Herausgeber von Büchners Schriften, den Bruder Ludwig Büchner, von jedem Versuch einer glücklichen Lesung abgeschreckt hatte. Es waren vier Bogen dunkelgrauen, mürbe gewordenen Papiers, kreuz und quer mit langen Linien sehr feiner, sehr blasser gelblicher Strichelchen beschrieben, und ferner einige mit ähnlichen Strichelchen bedeckte Blättchen weißen Papiers, die das Geheimnis ihrer erloschenen, minutiösen Schriftzüge erst nach Anwendung eines chemischen Rezeptes zur Auffrischung von Urkunden wieder hergaben. In einem wirren Durcheinander der Szenen wurden so zwei verschiedene Fassungen, ein erster ausführlicher Entwurf und eine spätere teilweise Ausführung gewonnen, aus denen Franzos das Drama nach dem mutmaßlichen Plan des Dichters rekonstruierte. Der Gang und die Entwicklung der Katastrophe, auf die sich ausnahmslos die Szenen der zweiten Fassung bezogen, stehen danach zweifellos fest; manche Bedenken lassen sich aber gegen die durch Franzos vorgenommene Verteilung der Szenen auf die Exposition erheben; wir haben da eine andre Anordnung in der Reihenfolge der Szenen versucht, durch die der Aufbau der Handlung, die psychologische Entwicklung der Charaktere klarer und reiner hervortreten. Diese Umstellungen erschienen begründet in der Einfachheit und Feinheit der Szenenführung, die sonst Büchners Komposition auszeichnet und die in der von Franzos gewählten Form nicht recht zum Ausdruck kommt, denn in dem eigentlichen Grundmotiv der Handlung, die das Heranreifen und die Ausführung eines Mordplanes in einer zunächst einfach und gut angelegten, aber durch besondre Verhältnisse verwirrten und komplizierten Seele darstellt. Eine ausführlichere Erläuterung und Begründung dieser Auffassung ist der Einordnung des „Wozzeck" in die Gesamtheit von Büchners Schaffen vorbehalten.

Zimmer.

Der Hauptmann. Wozzeck.

Hauptmann (auf einem Stuhl). **Wozzeck** (rasirt ihn).

Hauptmann. Langsam, Wozzeck, langsam; eins nach dem andern. Er macht mir ganz schwindlig. Was soll ich denn mit den zehn Minuten anfangen, die Er heut zu früh fertig wird? Wozzeck! bedenk' Er, Er hat noch seine schönen dreißig Jahre zu leben! Dreißig Jahr! macht dreihundert und sechzig Monate und erst wie viel Tage, Stunden, Minuten! Was will Er denn mit der ungeheuren Zeit all anfangen! Theil Er sich ein, Wozzeck!

Wozzeck. Ja wohl, Herr Hauptmann!

Hauptmann. Es wird mir ganz angst um die Welt, wenn ich an die Ewigkeit denke. Beschäftigung, Wozzeck, Beschäftigung! Ewig, das ist ewig! — Das sieht Er ein. Nun ist es aber wieder nicht ewig, und das ist ein Augenblick, ja, ein Augenblick! — Wozzeck, es schaudert mich, wenn ich denke, daß sich die Welt in einem Tage herumdreht. Was für eine Zeitverschwendung! — Wo soll das hinaus? So geschwind geht alles! — Wozzeck, ich kann kein Mühlrad mehr sehen, oder ich werd' melancholisch!

Wozzeck. Ja wohl, Herr Hauptmann!

Hauptmann. Wozzeck, Er sieht immer so verhetzt aus! Ein guter Mensch thut das nicht, ein guter Mensch, der sein gutes Gewissen hat, thut alles langsam .... Red' Er doch was, Wozzeck. Was ist heut für Wetter?

Wozzeck. Schlimm, Herr Hauptmann, schlimm. Wind!

Hauptmann. Ich spür's schon, 's ist so was Geschwindes draußen; so ein Wind macht mir den Effect, wie eine Maus. (Pfiffig.) Ich glaub', wir haben so was aus Süd-Nord?

Wozzeck. Ja wohl, Herr Hauptmann.

Hauptmann. Ha! ha! ha! Süd-Nord! Ha! ha! ha! O, Er ist dumm, ganz abscheulich dumm! (Gerührt.) Wozzeck, Er ist ein guter Mensch, aber (mit Würde), Wozzeck, Er hat keine Moral! Moral, das ist, wenn man moralisch ist, versteht Er? Es ist ein gutes Wort. Er hat ein Kind ohne den Segen der Kirche, wie unser hochwürdiger Herr Garnisonsprediger sagt, „ohne den Segen der Kirche" — das Wort ist nicht von mir.

Wozzeck. Herr Hauptmann! Der liebe Gott wird den armen Wurm nicht drum ansehen, ob das Amen darüber gesagt ist, eh' er gemacht wurde. Der Herr sprach: Lasset die Kleinen zu mir kommen!

Hauptmann. Was sagt Er da? Was ist das für eine kuriose Antwort? Er macht mich ganz confus mit seiner Antwort. Wenn ich sage: Er, so meine ich Ihn, Ihn . . .

Wozzeck. Wir arme Leut! Sehen Sie, Herr Hauptmann, Geld, Geld! Wer kein Geld hat! — Da setz' einmal einer Seinesgleichen auf die moralische Art in die Welt! Man hat auch sein Fleisch und Blut! Unsereins ist doch einmal unselig in dieser und der anderen Welt! Ich glaub', wenn wir in den Himmel kämen, so müßten wir donnern helfen.

Hauptmann. Wozzeck! Er hat keine Tugend, Er ist kein tugendhafter Mensch! Fleisch und Blut? Wenn ich am Fenster lieg', wenn's geregnet hat, und den weißen Strümpfen so nachseh', wie sie über die Gasse springen — verdammt! Wozzeck, da kommt mir die Liebe! Ich hab' auch Fleisch und Blut! Aber Wozzeck, die Tugend! die Tugend! Wie sollte ich dann die Zeit herumbringen? — ich sag' mir immer: du bist ein tugendhafter Mensch, (gerührt) ein guter Mensch, ein guter Mensch!

Wozzeck. Ja, Herr Hauptmann, die Tugend — ich hab's noch nicht so aus. Sehn Sie, wir gemeine Leut' — das hat keine Tugend; es kommt einem nur so die Natur. Aber wenn ich ein Herr wär und hätt' einen Hut und eine Uhr und ein Augenglas und könnt' vornehm reden, ich wollt' schon tugendhaft sein. Es

muß was Schönes sein um die Tugend, Herr Hauptmann, aber ich bin ein armer Kerl.

Hauptmann. Gut, Wozzeck, Er ist ein guter Mensch, ein guter Mensch. Aber Er denkt zu viel, das zehrt; Er sieht immer so verhetzt aus. Der Diskurs hat mich angegriffen. Geh' Er jetzt, und renn' Er nicht so, geh' Er langsam, hübsch langsam die Straße hinunter, genau in der Mitte!

Freies Feld.
Die Stadt in der Ferne.

Wozzeck (und) Andres (schneiden Stöcke im Gebüsch).

Wozzeck. Du, der Platz ist verflucht!

Andres. Ach was! (Singt:)

Das ist die schöne Jägerei,
Schießen steht jedem frei!
Da möcht ich Jäger sein,
Da möcht ich hin!

Wozzeck. Der Platz ist verflucht. Siehst du den lichten Streif da über das Gras hin, wo die Schwämme so nachwachsen? Da rollt abends ein Kopf. Hob ihn einmal einer auf, meint', es wär' ein Igel. Drei Tage und drei Nächte drauf, und er lag auf den Hobelspänen.

Andres. Es wird finster, das macht dir angst. Ei was! (Singt:)

Läuft dort ein Has' vorbei,
Fragt mich, ob ich Jäger sei?
Jäger bin ich auch schon gewesen,
Schießen kann ich aber nit!

Wozzeck. Still Andres! Das waren die Freimaurer, ich hab's, die Freimaurer! Still!

Andres. Sing' lieber mit. (Singt:)

Saßen dort zwei Hasen,
Fraßen ab das grüne, grüne Gras.

Wozzeck. Hörst du, Andres, es geht was?! (Stampft auf dem Boden.) Hohl! Alles hohl! ein Schlund, es

schwankt . . . Hörst du, es wandert was mit uns, da unten wandert was mit uns!

Andres (singt):

Fraßen ab das grüne Gras
Bis auf den Rasen!

Wozzeck. Fort, fort! (Reißt ihn mit sich.)

Andres. He! bist du toll?

Wozzeck (bleibt stehen). 's ist kurios still. Und schwül. Man möcht den Athem halten! Andres!

Andres. Was?

Wozzeck. Red' was! (Starrt in die Gegend.) Andres! wie hell! Ein Feuer fährt von der Erde in den Himmel und ein Getös herunter, wie Posaunen. Wie's heranklirrt!

Andres. Die Sonn' ist unter. Drinnen trommeln sie.

Wozzeck. Still, wieder alles still, als wär' die Welt tot!

Andres. Nacht! Wir müssen heim!

Die Stadt.

Marie, (mit ihrem Kinde am Fenster). **Margareth.** — (Der Zapfenstreich geht vorbei), (der) **Tambourmajor** (voran).

Marie (das Kind auf dem Arm wiegend). He, Bub! Sa sa! Ra ra ra! Hörst! Da kommen sie!

Margareth. Was ein Mann! wie ein Baum!

Marie. Er steht auf seinen Füßen, wie ein Löw — (Tambourmajor grüßt.)

Margareth. Ei, was freundliche Augen, Frau Nachbarin! So was is man an ihr nit gewohnt.

Marie (singt):

Soldaten, das sind schöne Bursch —
Soldaten, Soldaten! —

Margareth. Ihre Augen glänzen ja noch —

Marie. Und wenn! Was geht Sie's an? Trag' Sie Ihre Augen zum Juden und laß Sie sie putzen, vielleicht glänzen sie auch noch, daß man sie für zwei Knöpf' verkaufen könnt.

Margareth. Was Sie, Sie Frau Jungfer! Ich bin eine honette Person, aber Sie, das weiß jeder, Sie guckt sieben Paar lederne Hosen durch.

Marie. Luder! (Schlägt das Fenster zu.) Komm, mein Bub! Was die Leut' wollen! Bist nur ein arm Hurenkind und machst deiner Mutter doch so viel Freud' mit deinem unehrlichen Gesicht! Sa! sa! (Singt:)

Mädel, was fangst du jetzt an?
Hast ein klein Kind und kein Mann!
Ei, was frag' ich darnach,
Sing' ich die ganze Nacht:
Eia, popeia, mein Bub, juchhu!
Gibt mir kein Mensch nix dazu!

Hansel! spann deine sechs Schimmel an,
Gib sie zu fressen auf's neu —
Kein Haber fresse sie,
Kein Wasser saufe sie,
Lauter kühle Wein muß es sein, Juchhe!
Lauter kühle Wein muß es sein!

(Es klopft am Fenster.)

Marie. Wer da? Bist du's, Franz? Komm herein!

Wozzeck. Kann nit. Muß zum Verles!

Marie. Hast Stecken geschnitten für den Major?

Wozzeck. Ja, Marie. Ach . . .

Marie. Was hast du, Franz, du siehst so verstört?

Wozzeck. Pst, still! Ich hab's aus! Es war ein Gebild am Himmel, und alles in Gluth. Ich bin vielem auf der Spur!

Marie. Mann!

Wozzeck. Und jetzt alles finster, finster . . . Marie, es war wieder was, viel . . . (Geheimnisvoll.) Steht nicht geschrieben: „Und sieh, es ging der Rauch auf vom Land, wie ein Rauch vom Ofen."

Marie. Franz!

Wozzeck. Es ist hinter mir hergegangen bis vor die Stadt. Was soll das werden?

Marie. Dein Bub —

Wozzeck. Hei, Jung! Heut abend wieder auf die Meß! Ich hab' noch was gespart! Jetzt muß ich fort. (Ab.)

Marie (allein). Der Mann! So vergeistert! Er hat sein Kind nicht angesehen! Er schnappt noch über mit den Gedanken! Was bist so still, Bub. Fürcht'st dich? Es wird so dunkel, man meint, man wird blind. Sonst scheint doch die Laterne herein! Ach! wir armen Leut. Ich halt's nit aus, es schauert mich . . .

Studierstube des Doctors.

Wozzeck. Der Doctor.

Doctor. Was erleb' ich, Wozzeck? Ein Mann von Wort? Ei! ei! ei!

Wozzeck. Was denn, Herr Doctor?

Doctor. Ich habs gesehen, Wozzeck! Er hat auf die Straße gep—t, an die Wand gep—t, wie ein Hund! Geb' ich Ihm dafür alle Tage drei Groschen? Wozzeck! Das ist schlecht, die Welt wird schlecht, sehr schlecht. O!

Wozzeck. Aber, Herr Doctor, wenn einem die Natur kommt!

Doctor. Die Natur kommt! die Natur kommt! Aberglaube! abscheulicher Aberglaube! Die Natur! Hab' ich nicht nachgewiesen, daß der musculus sphincter vesicae dem Willen unterworfen ist? Die Natur! Wozzeck! Der Mensch ist frei! In dem Menschen verklärt sich die Individualität zur Freiheit! Den Harn nicht halten können! (Schüttelt den Kopf, legt die Hände auf den Rücken und geht auf und ab.) Hat Er schon seine Erbsen gegessen, Wozzeck? Nichts als Erbsen, nichts als Hülsenfrüchte, merk' Er sich's! Die nächste Woche fangen wir dann mit Hammelfleisch an. Es gibt eine Revolution in der Wissenschaft, ich sprenge sie in die Luft. Harnstoff, salzsaures Ammonium, Hyperoxydul! — Wozzeck, kann Er nicht wieder p—n? geh' Er einmal da hinein und probir Er's.

Wozzeck. Ich kann nit, Herr Doctor!

Doctor (mit Affekt). Aber an die Wand p—n! Ich hab's schriftlich, den Accord in der Hand! Ich hab's geseh'n, mit diesen Augen gesehen, ich steckte gerade die

Nase zum Fenster hinaus und ließ die Sonnenstrahlen hineinfallen, um das Niesen zu beobachten, die Entstehung des Niesens. Man muß alles beobachten. Hat Er mir Frösche gefangen? Laich? Süßwasser-Polypen? Cristatellum? Hat Er? Stoß' Er mir nicht ans Mikroskop, ich habe den linken Backenzahn eines Infusoriums darunter. Aber (tritt auf ihn los). Er hat an die Wand gep—t! — Nein! — ich ärgere mich nicht, ärgern ist ungesund, ist unwissenschaftlich! Ich bin ruhig, ganz ruhig, mein Puls hat seine gewöhnlichen 60, und ich sag's Ihm mit der größten Kaltblütigkeit. Behüte, wer wird sich über einen Menschen ärgern, einen Menschen! Wenn es noch ein Proteus wäre, der einem unpäßlich wird! Aber, Wozzeck, Er hätte doch nicht an die Wand p—n sollen!

Wozzeck. Seh'n Sie, Herr Doctor, manchmal hat man so 'nen Charakter, so 'ne Struktur. — Aber mit der Natur ist's was anders, sehen Sie, mit der Natur (er kracht mit den Fingern), das ist so was, wie soll ich doch sagen — zum Beispiel —

Doctor. Wozzeck, Er philosophirt wieder!

Wozzeck. Ja, Herr Doctor, wenn die Natur aus ist —

Doctor. Was, wenn die Natur —

Wozzeck. — die Natur aus ist, wenn die Welt so finster wird, daß man mit den Händen an ihr herumtappen muß, daß man meint, sie verrinnt wie ein Spinnengewebe. Ach, wenn was is und doch nicht is! Ach, Marie! Wenn alles dunkel is, und nur noch ein rother Schein im Westen, wie von einer Esse, an was soll man sich da halten? (Schreitet im Zimmer auf und ab.)

Doctor. Kerl! Er tastet mit seinen Füßen herum, wie mit Spinnfüßen.

Wozzeck (vertraulich). Herr Doctor, haben Sie schon was von der doppelten Natur gesehen? Wenn die Sonne im Mittag steht, und es ist, als gieng' die Welt im Feuer auf, hat schon eine fürchterliche Stimme zu mir geredet.

Doctor. Wozzeck, Er hat eine aberratio.

Wozzeck (legt den Finger an die Nase). Die Schwämme! Haben Sie schon die Ringe von den Schwämmen am

Boden gesehen? Linienkreise — Figuren — da steckts, da — wer das lesen könnte!

Doctor. Wozzeck, Er kommt ins Narrenhaus. Er hat eine schöne fixe Idee, eine köstliche aberratio mentalis partialis, zweite Spezies! Sehr schön ausgebildet! Wozzeck, Er kriegt noch mehr Zulage! Zweite Spezies: Fixe Idee bei allgemein vernünftigem Zustand! Er thut noch alles, wie sonst? rasirt seinen Hauptmann?

Wozzeck. Ja wohl!

Doctor. Ißt seine Erbsen?

Wozzeck. Immer ordentlich, Herr Doctor! Das Geld für die Menage kriegt das Weib — — Darum thu' ich's ja!

Doctor. Thut seinen Dienst?

Wozzeck. Ja wohl!

Doctor. Er ist ein interessanter Casus! Er kriegt noch einen Groschen Zulage die Woche. Wozzeck, halt' Er sich nur brav! Seh' Er mich an: was muß Er thun?

Wozzeck (stöhnend). Die Marie . . .

Doctor. Erbsen essen, dann Hammelfleisch essen, sein Gewehr putzen, dazwischen die fixe Idee pflegen. O, meine Theorie! O, mein Ruhm! Ich werde unsterblich! Unsterblich!

Wozzeck. Ja! die Marie . . und der arme Wurm.

Doctor. Unsterblich, Wozzeck! Zeig' er die Zunge!

Oeffentlicher Platz. Buden.

Volk. Wozzeck. Marie.

Alter Mann (und) Kind (tanzen und singen):

Auf der Welt ist kein Bestand,
Wir müssen alle sterben, das ist uns wohlbekannt.
Heißaßa! Hopßaßa!

Wozzeck. He! Marie, lustig! Schöne Welt! Gelt?

Ausrufer (vor einer Bude). Meine Herren und Damen! Hier sind zu sehen das astronomische Pferd und der

geographische Esel! Die Kreatur, wie sie Gott gemacht hat, ist nix, gar nix! Sehen Sie die Kunst! Schon der Affe hier! Geht aufrecht, hat Rock und Hosen, hat einen Säbel! He, Michel! mach Kompliment! So ist's brav! Gib' Kuß. Da! (Der Affe trompetet.) Meine Herren und Damen! Hier sind zu sehen das historische Pferd und der philosophische Esel. Sind Favorits von allen Potentaten Europas, Afrikas, Australiens, Mitglieder von allen gelehrten Gesellschaften, waren früher Professoren an einer Universität. Der Esel sagt den Leuten alles, wie alt, wie viel Kinder, was für Krankheiten! Kein Schwindel, alles Erziehung! Der Esel hat eine viehische Vernunft, auch vernünftige Viehigkeit, ist nicht viehdumm, wie die Menschen, das geehrte Publikum abgerechnet. Der Aff' geht aufrecht, schießt eine Pistole los, ist musikalisch. (Der Affe trompetet wieder.) Meine Herren und Damen! Hier sind zu sehen der astrologische Esel, das romantische Pferd, der militärische Affe! Hereinspaziert, meine Herrschaften, gleich ist der Anfang vom Anfang. Hereinspaziert, kost einen Groschen!

Erster Zuschauer. Ich bin ein Freund vom Grotesken. Ich bin ein Atheist.

Zweiter Zuschauer. Ich bin ein christlich-dogmatischer Atheist. Ich muß den Esel sehen. (Gehen in die Bude.)

Wozzeck. Willst auch hinein?

Marie. Mein'twegen. Was der Mensch Quasten hat, und die Frau hat Hosen. Das muß ein schön Ding sein. (Gehen hinein.)

Das Innere der Bude.

Ausrufer (den Esel produzierend). Zeig dein Talent! zeig deine viehische Vernünftigkeit. Beschäme die menschliche Société. Meine Herrschaften, das ist ein Esel, hat vier Hufe und einen Schweif und das sonstige Zubehör! War Professor an einer Universität, die Studenten haben bei ihm Reiten und Schlagen gelernt! Er hat einen einfachen Verstand und eine doppelte Raison. Was machst

du, wenn du mit der doppelten Raison denkst? (Der Esel p—t.) Wenn du mit der doppelten Raison denkst?! Sage, ist unter der geehrten Société da ein Esel? (Der Esel schüttelt den Kopf.) Sehen Sie, das ist Vernunft. Was ist der Unterschied zwischen einem Menschen und einem Esel? Staub, Sand, Dreck sind beide. Nur das Ausdrücken ist verschieden. Der Esel spricht mit dem Huf. Sag' den Herrschaften, wie viel Uhr es ist! Wer von den Herrschaften hat eine Uhr?

Ein Zuschauer (reicht die seine). Hier!

Marie. Das muß ich sehen! (Klettert auf eine Bank.)

Wozzeck. —

Straße.

Marie. Tambourmajor.

Tambourmajor. Marie.

Marie (ihn anschauend, mit Ausdruck). Geh' einmal vor dich hin! — Ueber die Brust wie ein Rind und ein Bart wie ein Löwe. So ist Keiner! — Ich bin stolz vor allen Weibern!

Tambourmajor. Wenn ich erst am Sonntag den großen Federbusch hab' und die weißen Handschuh! Donnerwetter! Der Prinz sagt immer: Mensch! Er ist ein Kerl!

Marie (spöttisch). Ach was! (Tritt vor ihn hin.) Mann!

Tambourmajor. Und du bist auch ein Weibsbild! Sapperment! Wir wollen eine Zucht von Tambourmajors anlegen. He? (Er umfaßt sie.)

Marie. Laß mich!

Tambourmajor. Wildes Thier!

Marie (heftig). Rühr' mich nicht an!

Tambourmajor. Sieht dir der Teufel aus den Augen?

Marie. Meinetwegen. Es ist alles eins! — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Hof des Doctors.

Studenten (und) **Wozzeck** (unten.) **Der Doctor** (am Dachfenster).

Doctor. Meine Herren! Ich bin auf dem Dache wie David, als er die Bathseba sah; aber ich sehe nichts, als die culs de Paris der Mädchenpension im Garten trocknen. Meine Herren! Wir sind an der wichtigen Frage über das Verhältniß des Subjekts zum Objekt. Wenn wir eins von den Dingen nehmen, worin sich die organische Selbst-Affirmation des Göttlichen auf einem so hohen Standpunkte manifestirt, und ihr Verhältniß zum Raum, zur Erde, zur Zeit untersuchen, meine Herren, wenn ich also diese Katze zum Fenster hinauswerfe, wie wird diese Wesenheit sich zum Gesetz der Gravitation und zum eigenen Instinkt verhalten? He, Wozzeck! (brüllt) Wozzeck!

Wozzeck (hat die Katze aufgefangen). Herr Doctor, sie beißt!

Doctor. Kerl! Er greift die Bestie so zärtlich an, als wär's seine Großmutter.

Wozzeck. Herr Doctor, ich hab' Zittern.

Doctor (ganz erfreut). Haha! schön, Wozzeck. (Reibt sich die Hände.)

Wozzeck. Mir wird dunkel!

Doctor (erscheint im Hofe, nimmt die Katze). Was seh' ich, meine Herren? Eine neue Species Hasenlaus. Eine schönere Species als die bekannte. (Zieht eine Lupe heraus.) Hasenlaus, meine Herren! (Die Katze läuft fort.) Meine Herren! Das Thier hat keinen wissenschaftlichen Instinkt. Hasenlaus, die schönsten Exemplare trägt es im Pelzwerk. — Meine Herren! Sie können dafür was anderes sehen. Sehen Sie diesen Menschen! Seit einem Vierteljahr ißt er nichts als Erbsen! Bemerken Sie die Wirkung — fühlen einmal den ungleichen Puls, und dann die Augen —

Wozzeck. Herr Doctor, mir wird ganz dunkel! (Setzt sich.)

Doctor. Courage, Wozzeck, noch ein paar Tage, und dann ist's fertig. Fühlen Sie, meine Herren, fühlen Sie! (Die Studenten betasten dem Wozzeck Schläfen, Puls und Brust.) A propos, Wozzeck, beweg' er vor den Herren doch einmal die

Ohren. Ich hab's Ihnen schon zeigen wollen — zwei Muskeln sind dabei tätig. Allons! frisch!

Wozzeck. Ach, Herr Doctor!

Doctor. Bestie! Soll ich dir die Ohren bewegen? Willst du's machen, wie die Katze? So, meine Herren, das sind so Uebergänge zum Esel, häufig auch infolge weiblicher Erziehung und der Muttersprache. Wozzeck! Deine Haare hat die Mutter zum Abschied schön ausgerissen aus Zärtlichkeit. Sie sind ja ganz dünn geworden. Oder ist's erst seit ein paar Tagen, machen's die Erbsen? Ja, meine Herren, die Erbsen, die Erbsen! Die Wissenschaft!

Stube.

Marie (sitzt, ihr Kind auf dem Schooß, ein Stückchen Spiegel in der Hand. Bespiegelt sich.) Was die Steine glänzen? Was sind's für welche? Was hat er gesagt? — — Schlaf, Bub! Drück die Augen zu, fest. (Das Kind versteckt die Augen hinter den Händen.) Noch fester! Bleib so — still! oder er holt Dich! (Singt)

Mädel, mach's Lädel zu!
's kommt ein Zigeunerbu,
Führt dich an seiner Hand
Fort ins Zigeunerland.

(Spiegelt sich wieder.) 's ist gewiß Gold! Unsereins hat nur ein Eckchen in der Welt und ein Stückchen Spiegel, und doch hab' ich einen so rothen Mund, als die großen Madamen mit ihren Spiegeln von oben bis unten und ihren schönen Herren, die ihnen die Händ' küssen, und ich bin nur ein arm Weibsbild! . . (Das Kind richtet sich auf.) Still, Bub, die Augen zu! Das Schlafengelchen! . . (sie blinkt mit dem Glas) . . wie's an der Wand läuft! — Die Augen zu, oder es sieht dir hinein, daß du blind wirst.

Wozzeck tritt herein, hinter sie. Sie fährt auf, mit den Händen nach den Ohren.)

Wozzeck. Was hast da?

Marie. Nix!

Wozzeck. Unter deinen Fingern glänzt's ja.

Marie. Ein Ohr-Ringlein — hab's gefunden —

Wozzeck. Ich hab so noch nix gefunden! — Zwei auf einmal!

Marie. Bin ich ein schlecht Mensch?

Wozzeck. 's ist gut, Marie. — Was der Bub schläft! Greif ihm unters Aermchen, der Stuhl drückt ihn. Die hellen Tropfen stehen ihm auf der Stirn . . . Alles Arbeit unter der Sonne, sogar Schweiß im Schlaf. Wir arme Leut! . . . Da ist wieder Geld, Marie, die Löhnung und was von meinem Hauptmann und vom Doctor.

Marie. Gott vergelt's, Franz.

Wozzeck. Ich muß fort. Heut Abend, Marie, Adies!

Marie (allein, nach einer Pause). Ich bin doch ein schlecht Mensch. Ich könnt mich erstechen. — Ach! Was Welt! Geht doch alles zum Teufel, Mann und Weib!

Straße.

Hauptmann. Doctor.

Hauptmann. Wohin so eilig, geehrtester Herr Sargnagel?

Doctor. Wohin so langsam, geehrtester Herr Exercizengel?

Hauptmann. Nehmen Sie sich Zeit! Laufen Sie nicht so! Uff!

Doctor. Pressirt! pressirt!

Hauptmann. Laufen Sie nicht! Ein guter Mensch geht nicht so schnell. (Heftig schnaufend.) Ein guter Mensch — ein guter — Sie hetzen sich ja hinter dem Tod d'rein — Sie machen mir Angst!

Doctor. Ich stehle meine Zeit nicht.

Hauptmann. Ein guter Mensch — (Erwischt den Doctor beim Rock.) Herr Doctor, die Pferde machen mir ganz Angst, wenn ich denke, daß die armen Bestien zu Fuß gehen müssen. Rennen Sie nicht so, Herr Sarg-

nagel! Rudern Sie mit dem Stock nicht so in der Luft! Sie schleifen sich ja Ihre Beine auf dem Pflaster ab. (Hält ihn fest.) Erlauben Sie, daß ich ein Menschenleben rette —

Doctor. Frau in vier Wochen todt, cancer uteri. Habe schon zwanzig solche Patienten gehabt — in vier Wochen —

Hauptmann. Doctor! erschrecken Sie mich nicht, es sind schon Leute am Schreck gestorben, am puren hellen Schreck!

Doctor. In vier Wochen! — Giebt ein interessantes Präparat.

Hauptmann. Oh! Oh!

Doctor. Und S i e selbst! Hm! aufgedunsen, fett, dicker Hals, apoplektische Konstitution! Ja, Herr Hauptmann, Sie können eine apoplexia cerebri kriegen, Sie können sie aber vielleicht nur auf der einen Seite bekommen. Ja, Sie können nur auf der einen Seite gelähmt werden oder im besten Falle nur unten!

Hauptmann. Um Gottes —

Doctor. Ja! das sind so ungefähr Ihre Aussichten auf die nächsten vier Wochen! Uebrigens kann ich Sie versichern, daß Sie einen von den interessanten Fällen abgeben werden, und wenn Gott will, daß Ihre Zunge zum Theile gelähmt wird, so machen wir die unsterblichsten Experimente. (Will gehen.)

Hauptmann. Halt, Doctor! Ich lasse Sie nicht! Sargnagel! Todtenfreund! in vier Wochen? — Es sind schon Leute am puren Schreck — Doctor! Ich sehe schon die Leute mit den Citronen in den Händen, aber sie werden sagen: er war ein guter Mensch (gerührt), ein guter Mensch —

Doctor (thut, als hätte er ihn just bemerkt, schwenkt den Hut). Ei! guten Morgen, Herr Hauptmann! (Hält ihm den Hut hin.) Was ist das? Herr Hauptmann, das ist — H o h l k o p f!

Hauptmann (macht am Rock eine Falte). Und was ist das, Herr Doctor? Das ist E i n f a l t! Hahaha! Aber nichts für ungut! Ich bin ein guter Mensch, aber ich kann auch, wenn ich will! Herr Doctor, ich sag' Ihnen, wenn ich will —

(Wozzeck geht rasch vorbei, salutiert.)

Hauptmann. He! Wozzeck! Was hetzt Er sich so an uns vorbei? Bleib Er doch, Wozzeck! Er läuft ja wie ein offenes Rasirmesser durch die Welt, man schneidet sich an Ihm! Er läuft, als hätte er ein Regiment Katzenschweife zu rasieren, und würde gehenkt, so lange noch ein letztes Haar — aber über die langen Bärte — was wollte ich doch sagen — die langen Bärte —

Doctor. Ein langer Bart unter dem Kinn — schon Plinius spricht davon — man muß es den Soldaten abgewöhnen —

Hauptmann. Ha, die langen Bärte! Was ist's, Wozzeck? Hat Er nicht ein Haar aus einem Bart in seiner Schüssel gefunden? Haha! — Er versteht mich doch? Ein Haar von einem Menschen! Vom Bart eines Sapeurs — oder eines Unteroffiziers — oder eines Tambourmajors. He, Wozzeck? Aber Er hat ein braves Weib, he?

Wozzeck. Ja wohl! Was wollen Sie damit sagen, Herr Hauptmann?!

Hauptmann. Was der Kerl ein Gesicht macht! Nun haha! wenn auch nicht gerade in der Suppe, aber wenn Er sich eilt und um die Ecke geht, so kann Er vielleicht noch auf einem paar Lippen eins finden! Ein Haar nämlich! Uebrigens ein paar Lippen, Wozzeck, ein paar Lippen! — o! ich habe auch einmal die Liebe gefühlt! — Aber, Kerl, Er ist ja kreideweiß!

Wozzeck. Herr Hauptmann, ich bin ein armer Teufel! Hab' sonst nichts auf der Welt! Herr Hauptmann, wenn Sie Spaß machen —

Hauptmann. Spaß' ich? Daß dich! Spaß! Kerl —

Doctor. Den Puls, Wozzeck! Klein, hart, hüpfend —

Wozzeck. Herr Hauptmann! Die Erd' ist Manchem höllenheiß — die Hölle ist kalt dagegen —

Hauptmann. Kerl, will Er sich erschießen? Er sticht mich mit seinen Augen! Ich mein's gut mit ihm, weil er ein guter Mensch ist, Wozzeck, ein guter Mensch!

Doctor. Gesichtsmuskeln starr, gespannt, Auge stier. Hm!

Wozzeck. Ich geh' — es ist viel möglich! Der Mensch — es ist viel möglich! Ja oder nein? Gott im Himmel! Man könnt' Lust bekommen, einen Kloben hineinzuschlagen und sich dran aufzuhängen. Dann wüßt' man, woran man ist! Ja oder nein? (Geht rasch ab).

Doctor. Er ist ein Phänomen, dieser Wozzeck!

Hauptmann. Mir wird ganz schwindlig von dem Menschen! Wie der lange Schlingel läuft und sein Schatten hinterdrein! Und so verzweifelt! Das hab ich nicht gerne! Ein guter Mensch ist dankbar gegen Gott. Ein guter Mensch hat auch keine Courage! Nur ein Hundsfott hat Courage! Ich bin auch manchmal schwermütig; ich hab' in meiner Natur so was Schwärmerisches, ich muß immer weinen, wenn ich meinen Rock an der Wand hängen sehe! Aber der Mensch ist dazu da, um seinen Schöpfer zu preisen und sich in der Liebe zum Leben zu befestigen. Nur ein Hundsfott hat Courage! Nur ein Hundsfott!

Mariens Stube.

Marie. Wozzeck.

Marie. Guten Tag, Franz.

Wozzeck (sieht sie starr an und schüttelt den Kopf). Hm! ich seh' nichts, ich seh' nichts. O, man müßt's seh'n, man müßt's greifen können mit Fäusten!

Marie. Was hast, Franz?

Wozzeck (wie früher). Bist du's noch, Marie?! — Eine Sünde, so dick und breit — das müßt stinken, daß man die Engelchen zum Himmel hinausräuchern könnt'. Aber du hast einen rothen Mund, Marie! Einen rothen Mund — keine Blase drauf?

Marie. Du bist hirnwüthig, Franz, ich fürcht' mich . . .

Wozzeck. Du bist schön — „wie die Sünde". Aber kann die Todsünde so schön sein, Marie? (Auffahrend.) Da! — Hat er da gestanden, so, so?

Marie. Ich kann den Leuten die Gasse nicht verbieten . . .

Wozzeck. Teufel! Hat er da gestanden?

Marie. Dieweil der Tag lang und die Welt alt ist, können viel Menschen an einem Platze stehen, einer nach dem andern.

Wozzeck. Ich hab ihn gesehen!

Marie. Man kann viel sehen, wenn man zwei Augen hat, und wenn man nicht blind ist, und wenn die Sonn' scheint.

Wozzeck. Du bei ihm!

Marie (keck). Und wenn auch!

Wozzeck (geht auf sie los). Mensch!

Marie. Rühr' mich nicht an. Lieber ein Messer in den Leib, als eine Hand auf mich. Mein Vater hat's nicht gewagt, wie ich zehn Jahr alt war . .

Wozzeck (sieht sie starr an, läßt langsam die Hand sinken). Lieber ein Messer! (Nach einer Pause, scheu flüsternd:) Der Mensch ist ein Abgrund, es schwindelt einem, wenn man hinunterschaut . . . Mich schwindelt . . .

Die Wachtstube.

Wozzeck. Andres.

Andres (singt:)

Frau Wirthin hat eine brave Magd,
Sie sitzt im Garten Tag und Nacht,
Sie sitzt in ihrem Garten —

Wozzeck. Andres!

Andres. Nu!

Wozzeck. Was meinst, wo sie . . . . Schön Wetter!

Andres. Sonntagswetter! Musik vor der Stadt. Vorhin sind die Weibsbilder hin . . Tanz . . die Bursche dampfen, das geht!

Wozzeck (unruhig). Tanz, Andres, sie tanzen!

Andres. Im Rößl und im Stern.

Wozzeck. Was glaubst, wo sie — ich muß sehen, wo sie tanzen!

Andres. Meinetwegen. (Singt.)

Sie sitzt in ihrem Garten,
Bis daß das Glöcklein zwölfe schlägt,
Und paßt auf die Soldaten.

Wozzeck. Andres, ich hab keine Ruh.

Andres. Narr!

Wozzeck. Ich muß hinaus. Es dreht sich mir vor den Augen. Tanz! Wird sie heiß haben! Verdammt! — Adies!

Andres. Was willst du?

Wozzeck. Ich muß fort, muß sehen.

Andres. Wegen dem Mensch!

Wozzeck. Hinaus, hinaus!

Wirthshaus.

Abend. Fenster offen. Tanz. Bursche. Soldaten. Mägde. Bänke vor dem Haus.

Erster Handwerksbursche (singt):

Ich hab ein Hemdlein an, das ist nicht mein,
Meine Seele stinket nach Branntewein!

Zweiter Handwerksbursche. Vergißmeinnicht! Freundschaft! Bruder, soll ich dir aus Freundschaft ein Loch in die Natur machen? Bruder! ich will ein Loch in deine Natur machen, ich will dir alle Flöh' am Leib totschlagen. Bruder, ich bin auch ein Kerl, du weißt —

Erster Handwerksbursche. Meine Seele, meine unsterbliche Seele stinket nach Branntewein! Sie stinket, und ich weiß nicht warum. Warum ist die Welt! Selbst das Geld geht in Verwesung über! Der Teufel soll den lieben Herrgott holen! Bruder, ich muß ein Regenfaß voll greinen.

Zweiter Handwerksbursche. Vergißmeinnicht! Warum ist die Welt so schön! — Ich wollt', unsere Nasen wären zwei Bouteillen, und wir könnten sie uns einander in den Hals gießen. Die ganze Welt ist rosenroth! Branntwein, das ist ein Leben.

Erster Handwerksbursche. Meine Seele stinket, oh! ich lieg mir selbst im Weg und muß über mich springen! Das ist traurig!

(Wozzeck stellt sich an's Fenster, blickt hinein. Marie und der Tambourmajor tanzen vorbei, ohne ihn zu bemerken.)

Wozzeck. Er! Sie! Teufel!

Marie (im Vorbeitanzen). Immer zu! Immer zu!

Wozzeck. Immer zu — immer zu! (Sinkt auf die Bank vor dem Hause.) Immer zu! (Schlägt die Hände ineinander.) Dreht euch, wälzt euch! Warum löscht Gott nicht die Sonne aus! Alles wälzt sich in Unzucht über einander! Mann und Weib und Mensch und Vieh! Sie thun's am hellen Tag, sie thun's schier einem auf den Händen, wie die Mücken. Weib! Weib! Immer zu. (Fährt heftig auf.) Wie er an ihr herumgreift! An ihrem Leib! Und sie lacht dazu! Verdammt! Ich —

Bursche (drinnen, singen im Chor):

Ein Jäger aus der Pfalz
Ritt einst durch den grünen Wald!
Halli, halloh! Halli, halloh!
Ja lustig ist die Jägerei
Allhie auf grüner Haid'.
Das Jagen ist mein Freud'.

Andere Bursche (singen):

O Tochter, meine Tochter —
Was hat sie gedenkt,
Daß sie sich an die Kutscher
Und die Schiffsleut' hat gehängt?!

(Soldaten gehen hinaus, an Wozzeck vorbei.)

Ein Soldat (zu Wozzeck). Was machst du?

Wozzeck. Wie viel Uhr?

Soldat. Elf Uhr!

Wozzeck. So? Ich meint', es müßt später sein! Die Zeit wird einem lang bei der Kurzweil —

Soldat. Was sitzest du da vor der Thür?

Wozzeck. Ich sitz' gut da. Es sind manche Leut' nah an der Thür und wissen's nicht, bis man sie zur Thür hinausträgt, die Füß' voran!

Soldat. Du sitzest hart.

Wozzeck. Gut sitz ich, und im kühlen Grab da lieg' ich dann noch besser —

Soldat. Bist besoffen?

Wozzeck. Nein! Leider! Brings nit zusamm!

Erster Handwerksbursche (drinnen, hat sich auf den Tisch gestellt und predigt). Jedoch, wenn ein Wanderer, der gelehnt steht an dem Strom der Zeit oder aber sich die göttliche Weisheit beantwortet und fraget: Warum ist der Mensch? Aber wahrlich, geliebte Zuhörer, ich sage Euch, es ist gut so, denn von was hätten der Landmann, der Faßbinder, der Schneider, der Arzt leben sollen, wenn Gott den Menschen nicht geschaffen hätte? Von was hätte der Schneider leben sollen, wenn er nicht dem Menschen die Empfindung der Schamhaftigkeit eingepflanzt hätte? von was der Soldat und der Wirth, wenn er ihn nicht mit dem Bedürfniß des Todtschlagens und der Feuchtigkeit ausgerüstet hätte? Darum zweifelt nicht, Geliebteste, ja! ja! es ist alles lieblich und fein, aber alles Irdische ist eitel, selbst das Geld geht in Verwesung über, und meine unsterbliche Seele stinket sehr nach Branntewein. Zum Schluß, meine geliebten Zuhörer, lasset uns noch über's Kreuz p—n, damit ein Jud' stirbt!

Wozzeck. Sie hat rothe Backen, und er einen schönen Bart! Warum nicht? Warum also nicht?

Ein Irrsinniger (drängt sich neben Wozzeck ans Fenster). Lustig, lustig, aber es riecht —

Wozzeck. Narr, was willst du?

Irrsinniger. Ich riech, ich riech Blut!

Wozzeck. Blut! Ha, Blut! Mir wird roth vor den Augen. Mir ist, als wälzten sie sich alle in einem Meer von Blut übereinander.

Freies Feld.

Nacht.

Wozzeck.

Wozzeck. Immer zu! Immer zu! Still Musik! Ha! was sagt Ihr? So — lauter! lauter! Jetzt hör'

ich's. Stich — stich die Zickwölfin todt — Stich — stich — die — Zickwölfin todt — soll ich? — muß ich? — Ich hör's immer, immer zu — stich todt — todt — Da unten aus dem Boden heraus spricht's, und die Pappeln sprechen's — stich todt — stich —

Kaserne.

Nacht.

Andres (und) **Wozzeck** (schlafen in einem Bett).

Wozzeck (fährt auf). Andres! Andres! ich kann nicht schlafen, wenn ich die Augen zumach', dann seh ich sie doch immer und ich hör' die Geigen immer zu, immer zu. Und dann sprichts aus der Wand heraus — hörst du nix, Andres? Und das geigt und springt!

Andres (murmelt). Ja! — laß sie tan — zen —

Wozzeck. Und dazwischen blitzt's mir immer vor den Augen, wie ein Messer! wie ein breites Messer, und bald liegt's auf einem Tisch in einem Laden in einer dunklen Gass', und bald hab' ich's in der Hand und — oh!

Andres. Schlaf, Narr!

Wozzeck. „Und führe uns nicht in Versuchung!" Mein Herr und Gott, „und führe uns nicht in Versuchung, Amen!"

Kasernenhof.

Tambourmajor. Andres. Wozzeck (abseits).

Tambourmajor. Ich bin ein Mann! Ich hab' ein Weibsbild, ich sag' Ihm, ein Weibsbild! — Zur

---

Wirthshaus.

Tambourmajor. Wozzeck. Andres. Leute.

Tambourmajor. Ich bin ein Mann! (Schlägt sich auf die Brust.) Ein Mann, sag' ich. Wer will was? Wer kein besoffener Herrgott

Zucht von Tambourmajors! Ein Busen und Schenkel! Und alles fest! Die Augen wie glühende Kohlen. Ein Weibsbild, sag' ich Ihm . . .

Andres. He! He! Wer is es denn?

Tambourmajor. Frag' Er den Wozzeck da! Hehe! Ich bin ein Mann, ein Mann! (Ab.)

Wozzeck (zu Andres). Er hat von mir geredt? Was hat er gesagt?

Andres. Ich sollt' dich fragen, wer sein Mensch ist. Hätt' ein prächtig Weibsbild — die hätt' Schenkel —

Wozzeck (ganz kalt). So? Hat er das gesagt? Was hat mir heut Nacht geträumt, Andres? War's nicht von einem Messer? — Was man doch närrische Träume hat! Oder kluge Träume? (Will fort.)

Andres. Wohin, Kamerad?

Wozzeck. Meinem Hauptmann Wein holen. Ach! Andres, sie war doch ein einzig Mädel!

Andres. Wer war? War? Ist nicht mehr?

Wozzeck. Wird bald nicht mehr sein. Adies!

---

ist, der laß sich von mir — —. Ich will ihm die Nas ins A—loch prügeln. Ich will — (Zu Wozzeck.) Da Kerl, sauf' — ich wollt', die Welt wäre Schnaps, Schnaps, der Mann muß saufen — da Kerl, sauf' —

Wozzeck (blickt weg, pfeift).

Tambourmajor. Kerl, soll ich dir die Zung' aus dem Hals zieh'n und sie dir um den Leib wickeln? (Sie ringen, Wozzeck unterliegt.) Soll ich dir noch so viel Athem lassen, als ein Altweiberf—z? Soll ich —

Wozzeck (sinkt erschöpft auf eine Bank).

Tambourmajor. Jetzt soll der Kerl pfeifen, dunkelblau soll er sich pfeifen! He! Branntwein das ist mein Leben! Branntwein das giebt Courage!

Einer. Der hat sein Fett!

Andres. Er blut'.

Wozzeck. Einer nach dem Andern.

Mariens Stube.

Marie (allein, blättert in der Bibel). „Und ist kein Betrug in seinem Munde erfunden worden“ . . . Herrgott, Herrgott! Sieh mich nicht an! (Blättert weiter.) „Aber die Pharisäer brachten ein Weib zu ihm, so im Ehebruch lebte und stelleten sie vor ihn.“ (Liest murmelnd weiter, dann mit gehobener Stimme): „Jesus aber sprach: So verdamme ich dich auch nicht, geh' hin und sündige hinfort nicht mehr.“ (Schlägt die Hände zusammen.) Herrgott! Herrgott! — ich kann nicht — Herrgott! gieb mir nur so viel, daß ich beten kann. (Das Kind drängt sich an sie.) Der Bub giebt mir einen Stich ins Herz. Fort! Das brüst' sich in der Sonne! Nein komm, komm her! (Beginnt zu erzählen.) Es war einmal ein König. Der Herr König hatt' eine goldene Kron und eine Frau Königin und ein klein Büblein. Und was aßen sie alle? — Sie aßen alle Leberwürst . . . Der Franz ist nit gekommen, gestern nit, heut nit . . . Mir wird heiß, heiß! (Reißt das Fenster auf.) Wie steht es geschrieben von der Magdalena — wie steht es geschrieben? . . . Und kniete hin zu seinen Füßen und weinte und küßte seine Füße und netzte sie mit Thränen und salbte sie mit Salben“ . . . (Schlägt sich auf die Brust.) Heiland! ich möchte dir die Füße salben — Heiland, du hast dich ihrer erbarmt, erbarme dich auch meiner! — — — — — — — — — —

Kramladen.

Wozzeck. Ein Jude.

Wozzeck. Das Pistölchen ist zu theuer.

Jude. Nu, kauft's nur — gaude Waar'! Kauft's nit? Was anders?

Wozzeck. Was kost' das Messer?

Jude. Zwei Gulden! 'Sist gaud! a gaud's Messer. Wollt Ihr Euch den Hals mit abschneiden? Nun, was

is? Ich geb's Euch so wohlfeil wie ein Anderer! Ihr sollt Eueren Tod wohlfeil haben, aber doch nicht umsonst. Ihr kauft's? Nu?

Wozzeck. Das kann mehr als Brod schneiden —

Jude. Ja, Herrche!

Wozzeck. Da! (wirft das Geld hin, nimmt das Messer, ab.)

Jude. Da! Hihi! Als ob's nix wär! Und s'is doch Geld. Hihi.

Straße.

Sonntag nachmittags.

Marie (vor der Hausthür, ihr Kind auf dem Arm. Neben ihr eine alte Frau. Kinder spielen auf der Straße).

Kleine Mädchen (gehen paarweise und singen):

Wie heute schön die Sonne scheint,
Wie steht das Korn im Blüh'n!
Sie gingen über die Wiese hin,
Sie gingen zwei und zwei.
Die Pfeifer gingen vorne,
Die Geiger hinterdrein,
Sie hatten alle rothe Schuh
Und gingen immer zu.

Erstes Mädchen (tritt aus der Reihe). Was Anderes!

Alle. Was Anderes! Was?

Erstes Mädchen. Ich weiß nit. Was Anderes!

Marie. Kommt — alle im Kreis (singt, die Kinder singen nach und drehen sich).

„Ringel, Ringel, Rosenkranz,
Ringel, Ringel!"

Erstes Mädchen (zur alten Frau). Großmutter, warum scheint heute die Sonn'?

Alte Frau. Darum!

Erstes Mädchen. Aber warum — darum?

Zweites Mädchen. Großmutter, erzählt was!

Marie. Ja, erzählt was, Base.

Alte Frau (erzählt.) Es war einmal ein arm Kind und hatt' keinen Vater und keine Mutter — war alles

todt und war niemand auf der Welt, und es hat gehungert und geweint Tag und Nacht. Und weil es niemand mehr hatt' auf der Welt, wollt's in den Himmel geh'n. Und der Mond guckt' es so freundlich an, und wie's endlich zum Mond kommt, ist's ein Stück faul Holz. Da wollt's zur Sonne geh'n, und die Sonn' guckt' es so freundlich an, und wie's endlich zur Sonne kommt, ist's ein verwelkt Sonnblümlein. Da wollt's zu den Sternen geh'n, und die Sterne gucken es so freundlich an, und wie's endlich zu den Sternen kommt, da sind's goldene Mücklein, die sind aufgespießt auf Schlehendörner und sterben. Da wollt' das Kind wieder zur Erde, aber wie's zur Erde kam, da war die Erde ein umgestürzt Häfchen. Und so war das Kind ganz allein und hat sich hingesetzt und hat geweint: Hab' nicht Vater noch Mutter, hab' nicht Sonne, Mond und Sterne und nicht die Erde. Und da sitzt es noch und ist ganz allein.

Marie (drückt angstvoll ihr Kind an die Brust). Ach! wenn ich todt bin! Bas', sie hat mir das Herz schwer gemacht. Mein armer Wurm! Wenn ich todt bin!

Kaserne.

Andres. Wozzeck (kramt in seinen Sachen).

Wozzeck. Das Kamisölchen, Andres, gehört nit zur Montur. Du kannst's brauchen, Andres! Das Kreuz ist meiner Schwester und das Ringlein, ich hab' auch noch zwei Herzen, schön Gold. Das da lag in meiner Mutter Bibel, und da steht:

Leiden sei all mein Gewinnst,
Leiden sei mein Gottesdienst,
Herr! wie Dein Leib war roth und wund,
So laß mein Herz sein alle Stund.

Andres (ganz starr, sieht ihn verwundert an, schüttelt den Kopf, sagt zu allem). Jawohl!

Wozzeck (zieht ein Stück Papier hervor). Johann Franz Wozzeck, Wehrmann und Füselier im 2. Regiment, 2. Bataillon, 4. Compagnie, geboren Mariä Verkündigung 20. Juli (murmelt die Jahreszahl). Ich bin heut alt 30 Jahr, 7 Monat und 12 Tag.

Andres. Franz, du kommst ins Lazareth. Du mußt Schnaps trinken und Pulver drin, das tödt' das Fieber.

Wozzeck. Ja, Andres, wenn der Schreiner die Hobelspäne sammelt, da weiß niemand, wer seinen Kopf darauf legen wird.

Waldweg am Teich.

(Es dunkelt.)

Wozzeck. Marie.

Marie. Dort links geht's in die Stadt. S'ist noch weit. Komm schneller.

Wozzeck. Du sollst da bleiben, Marie. Komm, setz' dich.

Marie. Aber ich muß fort.

Wozzeck. Komm. (Sie setzen sich.) Bist weit gegangen, Marie. Sollst dir die Füße nicht mehr wund laufen. S'ist still hier! Und so dunkel. — Weißt noch, Marie, wie lang es jetzt ist, daß wir uns kennen?

Marie. Zu Pfingsten drei Jahr.

Wozzeck. Und was meinst, wie lang es noch dauern wird?

Marie (springt auf). Ich muß fort.

Wozzeck. Fürchst dich, Marie? Und bist doch fromm? (lacht) Und gut! Und treu! (Zieht sie wieder auf den Sitz.) Fürchst dich? — Was du für süße Lippen hast, Marie! (küßt sie.) Den Himmel gäb' ich drum und die Seligkeit! wenn ich dich noch oft so küssen dürft. Aber ich darf nicht! — Was zitterst?

Marie. Der Nachtthau fällt.

Wozzeck (flüstert vor sich hin). Wer kalt ist, den friert nicht mehr! Dich wird beim Morgenthau nicht frieren. — Aber mich! Ach! es muß sein!

Marie. Was sagst du da?

Wozzeck. Nix. (Langes Schweigen.)

Marie. Wie der Mond roth aufgeht!

Wozzeck. Wie ein blutig Eisen! (zieht ein Messer.)

Marie. Was zitterst so? (springt auf.) Was willst?

Wozzeck. Ich nicht, Marie! und kein anderer auch nicht! (stößt ihr das Messer in den Hals.)

Marie. Hilfe! Hilfe! (sie sinkt nieder.)

Wozzeck. Todt! (beugt sich über sie.) Todt! Mörder! Mörder! (stürzt davon.)

Wirthshaus.

(Bursche, Dirnen, Tanz.) **Wozzeck** (abseits an einem Tische).

Wozzeck. Tanzt alle; tanzt nur zu, springt, schwitzt und stinkt, es holt Euch doch noch einmal alle der Teufel! (leert sein Glas, singt:)

Es ritten drei Reiter wohl an den Rhein,
Bei einer Frau Wirthin da kehrten sie ein.
Mein Wein ist gut, mein Bier ist klar,
Mein Töchterlein liegt auf der —

Verdammt! (springt auf.) He, Käthe! (tanzt mit ihr.) Komm, setz dich! (führt sie an seinen Tisch.) Ich hab heiß, heiß! (Zieht den Rock aus.) S'ist einmal so! Der Teufel holt die Einen und läßt die Andern laufen. Käthe, du bist heiß! Wart nur, wirst auch noch kalt werden! Kannst nicht singen?

Käthe (singt:)

In's Schwabenland, da mag ich nit,
Und lange Kleider trag ich nit,
Denn lange Kleider, spitze Schuh
Die kommen keiner Dienstmagd zu.

Wozzeck. Nein! keine Schuh, man kann auch bloßfüßig in die Höll' geh'n! (singt:)

O pfui mein Schatz, das war nicht fein!
Behalt den Thaler und schlaf allein!

Ich möcht heut raufen, — raufen —

Käthe. Aber was hast du da an der Hand?
Wozzeck. Ich? ich?
Käthe. Roth! Blut!

(Es stellen sich Leute um sie.)

Wozzeck. Blut? Blut?
Wirthin. Freilich — Blut.
Wozzeck. Ich glaub', ich hab' mich — geschnitten, da an der — rechten — Hand —
Wirthin. Wie kommts aber an den Ellenbogen?
Wozzeck. Ich habs abgewischt.
Wirthin. Mit der rechten Hand am rechten Arm?
Bauer. Puh! was stinkt da Menschenblut!
Wozzeck (springt auf). Was wollt Ihr? Was geht's Euch an? Bin ich ein Mörder? Was gafft Ihr? Platz — oder es geht jemand zum Teufel! (stürzt hinaus.)

Waldweg am Teich.

Nacht.

Wozzeck (kommt herangewankt.)

Das Messer? — Wo ist das Messer? — Ich hab's da gelassen. — Näher, noch näher. — Mir graut's — Da regt sich was. Still! — Alles still und todt. — Mörder! Mörder! Ha! da ruft's. Nein — ich selbst (stößt auf die Leiche.) Marie! Marie! Was hast du für eine rothe Schnur um den Hals? Hast dir das rothe Halsband verdient, wie die Ohr-Ringlein, mit deiner Sünde! Was hängen dir die schwarzen Haare so wild —?! — Mörder! — Mörder! — Sie werden nach mir suchen. Das Messer verräth mich! Da, da ist's — — Leute! — — fort!

(Am Teich.)

So! da hinunter! (wirft das Messer hinein.) Es taucht ins dunkle Wasser wie ein Stein. Aber der Mond verräth mich — der Mond ist blutig. Will denn die ganze Welt es ausplaudern?! — Das Messer, es liegt

u weit vorn, sie findens beim Baden oder wenn sie
ach Muscheln tauchen. (geht in den Teich hinein.) Ich find's
icht. Aber ich muß mich waschen. Ich bin blutig.
Da ein Fleck — und noch einer. Weh! weh! ich wasche
nich mit Blut — das Wasser ist Blut . . . Blut . . .
ertrinkt.)

(Es kommen Leute.)

Erster Bürger. Halt!

Zweiter Bürger. Hörst du? Dort!

Erster Bürger. Jesus! das war ein Ton.

Zweiter Bürger. Es ist das Wasser im Teich.
Das Wasser ruft. Es ist schon lange niemand er-
runken. Komm — es ist nicht gut zu hören.

Erster Bürger. Das stöhnt — als stürbe ein
Mensch. Hans! da ertrinkt jemand.

Zweiter Bürger. Unheimlich! Der Mond roth
und die Nebel grau. Hörst? — jetzt wieder das Aechzen.

Erster Bürger. Stiller, — jetzt ganz still. Komm!
omm schnell. (Eilen der Stadt zu.)

Früher Morgen. Vor Mariens Hausthür.

Kinder (spielen und lärmen.)

Erstes Kind. Du, Margreth! — die Marie

Zweites Kind. Was is?

Erstes Kind. Weißt es nit? Sie sind schon
alle 'naus.

Drittes Kind (zu Mariens Knaben.) Du! Dein Mutter
is todt!

Der Knabe (auf der Schwelle reitend.) Hei! Hei! Hopp!
Hopp!

Erstes Kind. Wo is sie denn?

Zweites Kind. Draus liegt sie, am Weg, neben
dem Teich.

Erstes Kind. Kommt — anschaun! (laufen davon.)

Der Knabe. Hei! Hei! Hopp! Hopp!

Secirsaal.

Chirurg. Arzt. Richter.

Richter. Ein guter Mord, ein ächter Mord, ein schöner Mord, so schön, als man ihn nur verlangen kann. Wir haben schon lange keinen so schönen gehabt.

Arzt. —

Lenz.

Ein Novellen-Fragment.



Die geistigen Strömungen, die wir mit den Namen „Sturm und Drang", Romantik und junges Deutschland bezeichnen, haben bei aller tiefen Gegensätzlichkeit auch manch gemeinsamen Wesenszug. Eine Vorliebe für das Problematische, für Zwischen- und Dämmerzustände der Seele lebt in ihnen, ein Hang zum Psychologischen, der sich in Abgründe und Labyrinthe des Gemuts verliert. So knüpft die Romantik vielfach an die Stürmer und Dränger an; der Vorkämpfer des jungen Deutschlands, Wienbarg, geht von Herder aus und stellt ein künstlerisches Ideal auf, das dem der „Sturm und Drang"-Zeit verwandt ist. Es ist daher erklärlich, daß die spätere Romantik an manchen Dichtern der Geniezeit, die die Schlegel noch sammt und sonders als „Gergesener Säue" bezeichnet hatten, ein neues Interesse nahm. Besonders Lenzens wunderlich seltsames Wesen zog die Freunde einer komplizierten geistigen Struktur an. Nach der Lektüre des „Neuen Menoza" schrieb Brentano 1806 an Arnim: „Das Ding ist mir besonders merkwürdig, weil es ein rechter Gegensatz der neuen Genialität ist, die so unendlich reiche Dekoration und Farben und Klimata und Ironie und all den Teufel braucht — und dort wie einfach! Das Ganze rumpelt und rauscht und ist doch so leer und so voll." Ludwig Tieck gab 1828 die erste und auf lange hin einzige Sammlung Lenzischer Schriften heraus. Die meisterhafte Einleitung entwarf zwar mehr in allgemeinen Zügen ein Bild der Epoche, der Lenz entsprossen, ging aber auch in ein paar feinen Bemerkungen auf die eigentümliche persönliche Eigenart des Dichters ein. In ungewisser Dämmerung trat die schwankende Gestalt des Goetheschen Jugendgenossen, umspielt von dem unheimlichen Nimbus des Wahnsinns, wieder hervor.

Mancherlei Dinge konnten und mußten Büchner zu Lenz führen. Er trat in Straßburg einem Kreise nahe, der sich nicht nur aufs eingehendste mit der berühmten Tafelrunde des Aktuar Salzmann bei der Witwe Lauth beschäftigte, sondern die volkstümliche Richtung Herders und Goethes direkt fortsetzte. Mitten unter französischer Herrschaft und französischem Wesen hielt man

deutsche Art und deutsche Sprache aufrecht, wie sie zu Goethes Zeit gepflegt worden waren. Der wackere Ehrenfried Stoeber ging voran und seine beiden, getreu in seinen Fußtapfen wandelnden Söhne, August und Adolf, waren Büchners Freunde. Der bekannte Orientalist, Professor Eduard Reuß, der ebenfalls zu diesem Kreise gehörte, war sein Verwandter, bei dem er viel verkehrte; von Reuß stammt das schöne Wort: „Auf beiden Rheinufern wohnt für uns nur ein Volk, Schlachten und Welthändel können es zersplittern, aber die Herzen scheiden sich nicht". In einem Briefe an Gutzkow, in dem Büchner dem mächtigen kritischen Freunde die soeben erschienenen Alsa-Bilder, Vaterländische Sagen und Geschichten mit Anmerkungen von den Brüdern August und Adolph Stoeber (Straßburg 1836) warm empfiehlt, bekennt sich Büchner in herzlichen Worten zu diesen deutschnationalen Bestrebungen. Wohl weiß er, was ihn von den romantisierenden Genossen scheidet: „Ich bin kein Verehrer der Manier à la Schwab und Uhland und der Partei, die immer rückwärts ins Mittelalter greift". Doch er ist eins mit ihnen in der Liebe zum Lande und zum Volke: „Ich habe mich ganz hier in das Land eingelebt; die Vogesen sind ein Gebirg, das ich liebe, wie eine Mutter, ich kenne jede Bergspitze und jedes Tal, und die alten Sagen sind so originell und heimlich, und die beiden Stoeber sind alte Freunde, mit denen ich zum ersten Mal das Gebirg durchstrich". Es war die Reise in den Vogesen im Juli 1833, in deren unruhig wechselnder, grandioser Landschaft ihm zuerst die Gestalt des wahnsinnigen Lenz aufgetaucht ist. Sehr richtig schreibt Büchner Adolf Stoeber das größere Talent unter den beiden Brüder zu; August war der mehr wissenschaftlich interessierte, der mehr anregende, um den sich die andern Genossen in der großen volkstümlichen Sammlung des „Elsässischen Sagenbuches" schaarten. Alles Denken, Dichten, Sinnen, Träumen dieses poetischen Bundes kreiste um des Münsters ehrwürdigen Bau, um den Dom, des deutschen Straßburg Wahrzeichen. Ein begeisterter Verehrer des Doms war auch Büchner, der unzählige Male zu seiner Platform emporstieg und von da das Land im Umkreis betrachtete. „Es wäe traurig, wenn das Münster einmal ganz auf fremdem Boden stände", schreibt er an Gutzkow. Ja, in diesem herrlichen Raume der deutschen Gothik erfassen ihn tiefe, religiöse Empfindungen. „Auf Weihnachten", schreibt er im Januar 1833 nach Hause, „ging ich morgens um vier Uhr in die Frühmesse ins Münster. Das düstere Gewölbe mit seinen Säulen, die Rose und die farbigen Scheiben und die knieende Menge waren nur halb vom Lampenschein erleuchtet. Der Gesang des unsichtbaren Chores schien

über dem Chor und dem Altar zu schweben und den vollen Tönen der gewaltigen Orgel zu antworten . . . ."

August Stoeber hat sich in mehreren Schriften mit dem Aktuar Salzmann und seinem Kreise, mit Goethe und dem Sesenheimer Roman, in den ja auch Lenz als Goethes Nachfolger in Friederickens Liebe verstrickt war, beschäftigt. Er sagt selbst, daß er Büchner für seine Novelle alles zugänglich gemacht, was er an Handschriften besaß. Es waren dies wohl die Briefe an Salzmann aus dessen Nachlaß; vor allem aber die Erzählung Oberlins von Lenzens Wahnsinn, die die eigentliche und Hauptquelle von Büchners Novelle bildet. Wir drucken diesen Bericht in unserer Ausgabe ab und werden uns noch ausführlicher im Rahmen der allgemeinen Würdigung Büchners mit dem Verhältnis der Oberlinschen Vorlage und des Büchnerschen Kunstwerks zueinander zu beschäftigen haben. Stoeber hat dies wichtige Dokument über Lenzens Wahnsinn erst nach Büchners Tode 1839 in der Zeitschrift Erwinia S. 6 ff. und dann in seinem Buche „Der Dichter Lenz und Friedericke von Sesenheim" (Basel 1842) veröffentlicht; Büchner lernte es aus dem Manuskript kennen. Mit dem Gedanken, Lenz zum Helden einer Novelle zu machen, hatte er sich schon vorher getragen. Tiecks Ausgabe, seine eigenen Straßburger Erlebnisse, die ihn auf Lenz und seine Umgebung, seine Schicksale hinweisen, hatten den Plan in ihm auftauchen lassen; ausgeführt hat er ihn erst bei seinem zweiten Straßburger Aufenthalt und es ist natürlich, daß dann zunächst jene Oberlin-Episode entstand, die ihm Stoebers Handschrift so lebendig veranschaulicht. Sie ist leider die einzige des genialen Fragmentes geblieben.

Vorher aber mußten noch die Gießener Erlebnisse, die Revolution und die Flucht ihn in alle Abgründe seelischer und körperlicher Not und Verzweiflung stürzen, bevor er des armen Lenz am Leben zerbrochenen Geist, seinen Irrsinn ganz nacherleben konnte. Die ersten Gießener Monate rissen ihn in einen Paroxismus des Weltschmerzes, in ein solches Chaos nervöser Spannung und wilder Erregung, daß seine Anteilnahme an den revolutionären Umtrieben wie ein krampfhaftes Anklammern an die Erlösung der Tat, wie ein entsetztes Flüchten aus der Hölle der eigenen Gedanken in die Außenwelt erscheint. Er gibt sich in den Briefen an die Braut so entsetzlich überreizt, so mystisch verwirrt, daß er bisweilen mit seinen dithyrambischen Ausbrüchen nahe am Wahnsinn hintanzt. Hier finden wir die ersten Anklänge jenes hastig suggestiven Stils, der im Lenz ausgebildet ist. Lenzens Kunst muß ihm damals ein Trost gewesen sein; in der gestaltlos sich verzehrenden Sehnsucht dieses ewig Verliebten fühlte er einen

verwandten Ton für seine Liebe, die nur nach der Braut und nach Straßburg drängte. In einem Brief aus Gießen von 1834 stimmt er als „einen alten Wiegengesang“, den er oft mit ihr in einer besseren Zeit gelesen haben mochte, Lenzens rührende „Liebe auf dem Lande“ an, die so innig das Bild der verlassenen Friedericke malt. Es ist die früheste Erwähnung der Lenz-Lektüre überhaupt. In den ersten Monaten des Jahres 1835, gerettet aus den Händen seiner Darmstädter Häscher, geht Büchner dann an die Ausarbeitung des Lenz. Gutzkow drängt ihn am 23. Juli 1835: „Geben Sie bald ein zweites Buch: Ihren Lenz;“ er bittet dann noch einmal am 28. September um die Novelle für seine neue große Zeitschrift „Deutsche Revue“. Im Oktober 1835 ist Büchner bei der Arbeit. Er schreibt aus Straßburg nach Hause: „Ich habe mir allerhand interessante Notizen über einen Freund Goethes, einen unglücklichen Poeten Namens Lenz, verschafft, der sich gleichzeitig mit Goethe hier aufhielt und halb verrückt wurde. Ich denke darüber einen Aufsatz in der „Deutschen Revüe“ erscheinen zu lassen“. Wenn hier aus dem Novellenplan plötzlich ein Aufsatz wird, so ist damit wohl gemeint, daß Büchner nur die erhaltene Oberlin-Episode für den Abdruck bestimmt hatte, eine künstlerische Ausgestaltung und Abrundung des Stoffes sich für später aufsparte. Doch auch dieser eine Teil des ganzen Werkes ist nicht fertig geworden, er setzt mitten in der Erzählung ein und bricht jäh ab. Als das Erscheinen der „Deutschen Revue“, deren Ankündigung auch Büchner unter den Mitarbeitern aufzählte, wie er selbst nicht ohne Stolz erwähnt, dann verboten wurde, blieb das Fragment des „Lenz“ liegen. Gutzkow erhielt es mit dem gesamten Nachlaß von der Braut und veröffentlichte das Fragment in der allein bekannt gewordenen Form in den Nummern 5 und ff. seines „Telegrafen“ von 1839. Gutzkow begleitete die Veröffentlichung mit folgenden einführenden Worten: „Diese Probe von Büchners Genie wird aufs Neue beweisen, was wir mit seinem Tode an ihm verloren haben. Welche Naturschilderungen, welche Seelenmalerei! Wie weiß der Dichter die feinsten Nervenzustände eines, im Poetischen wenigstens, ihm verwandten Gemütes zu belauschen! Da ist Alles mitempfunden, aller Seelenschmerz mitdurchdrungen; wir müssen erstaunen über eine solche Anatomie der Lebens- und Gemüthsstörung. G. Büchner offenbart in dieser Reliquie eine reproduktive Phantasie, wie uns eine solche selbst bei Jean Paul nicht so rein, durchsichtig und wahr entgegentritt.“

Den 20. ging Lenz durchs Gebirg. Die Gipfel und hohen Bergflächen im Schnee, die Thäler hinunter graues Gestein, grüne Flächen, Felsen und Tannen. Es war naßkalt, das Wasser rieselte die Felsen hinunter und sprang über den Weg. Die Aeste der Tannen hingen schwer herab in die feuchte Luft. Am Himmel zogen graue Wolken, aber Alles so dicht, und dann dampfte der Nebel herauf und strich schwer und feucht durch das Gesträuch, so träg, so plump. Er ging gleichgültig weiter, es lag ihm nichts am Weg, bald auf- bald abwärts. Müdigkeit spürte er keine, nur war es ihm manchmal unangenehm, daß er nicht auf dem Kopfe gehen konnte. Anfangs drängte es ihm in der Brust, wenn das Gestein so wegsprang, der graue Wald sich unter ihm schüttelte und der Nebel die Formen bald verschlang, bald die gewaltigen Glieder halb enthüllte; es drängte in ihm, er suchte nach etwas, wie nach verlornen Träumen, aber er fand nichts. Es war ihm Alles so klein, so nahe, so naß, er hätte die Erde hinter den Ofen setzen mögen, er begriff nicht, daß er so viel Zeit brauchte, um einen Abhang hinunter zu klimmen, einen fernen Punkt zu erreichen; er meinte, er müsse Alles mit ein paar Schritten ausmessen können. Nur manchmal, wenn der Sturm das Gewölk in die Thäler warf, und es den Wald herauf dampfte, und die Stimmen an den Felsen wach wurden, bald wie fern verhallende Donner, und dann gewaltig heran brausten, in Tönen, als wollten sie in ihrem wilden Jubel die Erde besingen, und die Wolken wie wilde, wiehernde Rosse heransprengten, und der Sonnenschein dazwischen durch-

ging und kam und sein blitzendes Schwert an den Schneeflächen zog, so daß ein helles, blendendes Licht über die Gipfel in die Thäler schnitt; oder wenn der Sturm das Gewölk abwärts trieb und einen lichtblauen See hineinriß und dann der Wind verhallte und tief unten aus den Schluchten, aus den Wipfeln der Tannen, wie ein Wiegenlied und Glockengeläute heraufsummte, und am tiefen Blau ein leises Roth hinaufklomm, und kleine Wölkchen auf silbernen Flügeln durchzogen, und alle Berggipfel scharf und fest, weit über das Land hin glänzten und blitzten — riß es ihm in der Brust, er stand, keuchend, den Leib vorwärts gebogen, Augen und Mund weit offen, er meinte, er müsse den Sturm in sich ziehen, Alles in sich fassen, er dehnte sich aus und lag über der Erde, er wühlte sich in das All hinein, es war eine Lust, die ihm wehe that; oder er stand still und legte das Haupt ins Moos und schloß die Augen halb, und dann zog es weit von ihm, die Erde wich unter ihm, sie wurde klein wie ein wandelnder Stern und tauchte sich in einen brausenden Strom, der seine klare Fluth unter ihm zog. Aber es waren nur Augenblicke, und dann erhob er sich nüchtern, fest, ruhig, als wäre ein Schattenspiel vor ihm vorübergezogen, er wußte von nichts mehr. Gegen Abend kam er auf die Höhe des Gebirgs, auf das Schneefeld, von wo man wieder hinabstieg in die Ebene nach Westen, er setzte sich oben nieder. Es war gegen Abend ruhiger geworden; das Gewölk lag fest und unbeweglich am Himmel; so weit der Blick reichte, nichts als Gipfel, von denen sich breite Flächen hinabzogen, und Alles so still, grau, dämmernd; es wurde ihm entsetzlich einsam, er war allein, ganz allein, er wollte mit sich sprechen, aber er konnte nicht, er wagte kaum zu athmen, das Biegen seines Fußes tönte wie Donner unter ihm, er mußte sich niedersetzen; es faßte ihn eine namenlose Angst in diesem Nichts, er war im Leeren, er riß sich auf und flog den Abhang hinunter. Es war finster geworden, Himmel und Erde verschmolzen in Eins. Es war als ginge ihm was nach, und als müsse ihn was Entsetzliches erreichen, etwas, das Menschen nicht ertragen können,

als jage der Wahnsinn auf Rossen hinter ihm. Endlich hörte er Stimmen, er sah Lichter, es wurde ihm leichter, man sagte ihm, er hätte noch eine halbe Stunde nach Waldbach. Er ging durch das Dorf, die Lichter schienen durch die Fenster, er sah hinein im Vorbeigehen, Kinder am Tische, alte Weiber, Mädchen, Alles ruhige, stille Gesichter, es war ihm, als müsse das Licht von ihnen ausstrahlen, es ward ihm leicht, er war bald in Waldbach im Pfarrhause. Man saß am Tisch, er hinein; die blonden Locken hingen ihm um das bleiche Gesicht, es zuckte ihm in den Augen und um den Mund, seine Kleider waren zerrissen. Oberlin hieß ihn willkommen, er hielt ihn für einen Handwerker. „Sein Sie mir willkommen, obschon Sie mir unbekannt". — Ich bin ein Freund von . . . . und bringe Ihnen Grüße von ihm. — „Der Name, wenn's beliebt" . . . — Lenz. — „Ha, ha, ha, ist er nicht gedruckt? Habe ich nicht einige Dramen gelesen, die einem Herrn dieses Namens zugeschrieben werden?" — Ja, aber belieben Sie, mich nicht darnach zu beurtheilen. — Man sprach weiter, er suchte nach Worten und erzählte rasch, aber auf der Folter; nach und nach wurde er ruhig durch das heimliche Zimmer und die stillen Gesichter, die aus dem Schatten hervortraten, das helle Kindergesicht, auf dem alles Licht zu ruhen schien und das neugierig, vertraulich aufschaute, bis zur Mutter, die hinten im Schatten engelgleich stille saß. Er fing an zu erzählen, von seiner Heimat; er zeichnete allerhand Trachten, man drängte sich theilnehmend um ihn, er war gleich zu Haus, sein blasses Kindergesicht, das jetzt lächelte, sein lebendiges Erzählen; er wurde ruhig, es war ihm, als träten alte Gestalten, vergessene Gesichter wieder aus dem Dunkeln, alte Lieder wachten auf, er war weg, weit weg. Endlich war es Zeit zum Gehen, man führte ihn über die Straße, das Pfarrhaus war zu eng, man gab ihm ein Zimmer im Schulhause. Er ging hinauf, es war kalt oben, eine weite Stube, leer, ein hohes Bett im Hintergrund; er stellte das Licht auf den Tisch und ging auf und ab, er besann sich wieder auf den Tag, wie er hergekommen, wo er war, das Zimmer im

Pfarrhause mit seinen Lichtern und lieben Gesichtern, es war ihm wie ein Schatten, ein Traum, und es wurde ihm leer, wieder wie auf dem Berg, aber er konnte es mit nichts mehr ausfüllen, das Licht war erloschen, die Finsterniß verschlang Alles; eine unnennbare Angst erfaßte ihn, er sprang auf, er lief durchs Zimmer, die Treppe hinunter, vor's Haus, aber umsonst, Alles finster, nichts, er war sich selbst ein Traum, einzelne Gedanken huschten auf, er hielt sie fest, es war ihm, als müsse er immer „Vater unser" sagen; er konnte sich nicht mehr finden, ein dunkler Instinct trieb ihn, sich zu retten, er stieß an die Steine, er riß sich mit den Nägeln; — der Schmerz fing an, ihm das Bewußtsein wiederzugeben, er stürzte sich in den Brunnenstein, aber das Wasser war nicht tief, er patschte darin. Da kamen Leute, man hatte es gehört, man rief ihm zu. Oberlin kam gelaufen; Lenz war wieder zu sich gekommen, das ganze Bewußtsein seiner Lage stand vor ihm, es war ihm wieder leicht. Jetzt schämte er sich und war betrübt, daß er den guten Leuten Angst gemacht; er sagte ihnen, daß er gewohnt sei, kalt zu baden, und ging wieder hinauf; die Erschöpfung ließ ihn endlich ruhen.

Den andern Tag ging es gut. Mit Oberlin zu Pferde durch das Thal: breite Bergflächen, die aus großer Höhe sich in ein schmales, gewundenes Thal zusammenzogen, daß in mannigfachen Richtungen sich hoch an den Bergen hinaufzog; große Felsenmassen, die sich nach unten ausbreiteten, wenig Wald, aber alles im grauen, ernsten Anflug, eine Aussicht nach Westen in das Land hinein und auf die Bergkette, die sich gerade hinunter nach Süden und Norden zog, und deren Gipfel gewaltig, ernsthaft oder schweigend still, wie ein dämmernder Traum, standen. Gewaltige Lichtmassen, die manchmal aus den Thälern, wie ein goldner Strom, schwollen, dann wieder Gewölk, das an dem höchsten Gipfel lag und dann langsam den Wald herab in das Thal klomm oder in den Sonnenblitzen sich wie ein fliegendes, silbernes Gespenst herabsenkte und hob; kein Lärm, keine Bewegung, kein Vogel, nichts als das bald nahe, bald ferne Wehen des Windes. Auch erschienen

Punkte, Gerippe von Hütten, Bretter mit Stroh gedeckt, von schwarzer, ernster Farbe. Die Leute schweigend und ernst, als wagten sie die Ruhe ihres Thales nicht zu stören, grüßten ruhig, wie sie vorbeiritten. In den Hütten war es lebendig, man drängte sich um Oberlin, er wies zurecht, gab Rath, tröstete; überall zutrauensvolle Blicke, Gebet. Die Leute erzählten Träume, Ahnungen. Dann rasch ins praktische Leben, Wege angelegt, Kanäle gegraben, die Schule besucht. Oberlin war unermüdlich, Lenz fortwährend sein Begleiter, bald in Gespräch, bald thätig am Geschäft, bald in die Natur versunken. Es wirkte Alles wohlthätig und beruhigend auf ihn, er mußte Oberlin oft in die Augen sehen, und die mächtige Ruhe, die uns über der ruhenden Natur, im tiefen Wald, in mondhellen, schmelzenden Sommernächten überfällt, schien ihm noch näher in diesem ruhigen Auge, diesem ehrwürdigen ernsten Gesicht. Es war schüchtern; aber er machte Bemerkungen, er sprach. Oberlin war sein Gespräch sehr angenehm, und das anmuthige Kindergesicht Lenzen's machte ihm große Freude. Aber nur so lange das Licht im Thale lag, war es ihm erträglich; gegen Abend befiel ihn eine sonderbare Angst, er hätte der Sonne nachlaufen mögen; wie die Gegenstände nach und nach schattiger wurden, kam ihm Alles so traumartig, so zuwider vor, es kam ihm die Angst an wie Kindern, die im Dunkeln schlafen; es war ihm, als sei er blind; jetzt wuchs sie, der Alp des Wahnsinns setzte sich zu seinen Füßen, der rettungslose Gedanke, als sei Alles nur sein Traum, öffnete sich vor ihm, er klammerte sich an alle Gegenstände; Gestalten zogen rasch an ihm vorbei, er drängte sich an sie, es waren Schatten, das Leben wich aus ihm und seine Glieder waren ganz starr. Er sprach, er sang, er recitirte Stellen aus Shakspeare, er griff nach Allem, was sein Blut sonst hatte rascher fließen machen, er versuchte Alles, aber kalt, kalt. Er mußte dann hinaus ins Freie — das wenige, durch die Nacht zerstreute Licht, wenn seine Augen an die Dunkelheit gewöhnt waren, machte ihm besser; er stürzte sich in den Brunnen, die grelle Wirkung des Wassers machte ihm besser, auch hatte er eine geheime Hoffnung auf

eine Krankheit; er verrichtete sein Bad jetzt mit weniger Geräusch. Doch jemehr er sich in das Leben hineinlebte, ward er ruhiger, er unterstützte Oberlin, zeichnete, las die Bibel; alte, vergangene Hoffnungen gingen in ihm auf; das neue Testament trat ihm hier so entgegen, und eines Morgens ging er hinaus. Wie Oberlin ihm erzählte, wie ihn eine unaufhaltsame Hand auf der Brücke gehalten hätte, wie auf der Höhe ein Glanz seine Augen geblendet hätte, wie er eine Stimme gehört hätte, wie es in der Nacht mit ihm gesprochen, und wie Gott so ganz bei ihm eingekehrt, daß er kindlich seine Loose aus der Tasche holte, um zu wissen, was er thun sollte — dieser Glaube, dieser ewige Himmel im Leben, dieses Sein in Gott: jetzt erst ging ihm die heilige Schrift auf. Wie den Leuten die Natur so nah trat, alles in himmlischen Mysterien! aber nicht gewaltsam majestätisch, sondern noch vertraut! — Er ging des Morgens hinaus, die Nacht war Schnee gefallen, im Thale lag heller Sonnenschein, aber weiterhin die Landschaft halb im Nebel. Er kam bald vom Weg ab und eine sanfte Höhe hinauf, keine Spur von Fußtritten mehr, neben einem Tannenwalde hin, die Sonne schnitt Krystalle, der Schnee war leicht und flockig, hie und da Spur von Wild leicht auf dem Schnee, die sich ins Gebirg hinzog. Keine Regung in der Luft, als ein leises Wehen, als das Rauschen eines Vogels, der die Flocken leicht vom Schwanze stäubte. Alles so still, und die Bäume weithin mit schwankenden weißen Federn in der tiefblauen Luft. Es wurde ihm heimlich nach und nach, die einförmigen, gewaltigen Flächen und Linien, vor denen es ihm manchmal war, als ob sie ihn mit gewaltigen Tönen anredeten, waren verhüllt, ein heimliches Weihnachtsgefühl beschlich ihn, er meinte manchmal, seine Mutter müsse hinter einem Baume hervortreten, groß, und ihm sagen, sie hätte ihm dieses Alles bescheert; wie er hinunterging, sah er, daß um seinen Schatten sich ein Regenbogen von Strahlen legte, es wurde ihm, als hätte ihn was an der Stirn berührt, das Wesen sprach ihn an. Er kam hinunter. Oberlin war im Zimmer, Lenz kam heiter auf ihn zu, und sagte ihm,

er möge wohl einmal predigen. „Sind Sie Theologe?“ — „Ja!“ — „Gut, nächsten Sonntag.“ —

Lenz ging vergnügt auf sein Zimmer, er dachte auf einen Text zum Predigen und verfiel in Sinnen, und seine Nächte wurden ruhig. Der Sonntagmorgen kam, es war Thauwetter eingefallen. Vorüberstreifende Wolken, Blau dazwischen, die Kirche lag neben am Berge hinauf, auf einem Vorsprunge, der Kirchhof drum herum. Lenz stand oben, als die Glocke läutete und die Kirchengänger, die Weiber und Mädchen in ihrer ernsten schwarzen Tracht, das weiße gefaltete Schnupftuch auf dem Gesangbuch und den Rosmarinzweig, von den verschiedenen Seiten die schmalen Pfade zwischen den Felsen herauf- und herabkamen. Ein Sonnenblick lag manchmal über dem Thal, die laue Luft regte sich langsam, die Landschaft schwamm im Duft, fernes Geläute, es war, als löste sich Alles in eine harmonische Welle auf.

Auf dem kleinen Kirchhof war der Schnee weg, dunkles Moos unter den schwarzen Kreuzen, ein verspäteter Rosenstrauch lehnte an der Kirchhofmauer, verspätete Blumen dazu unter dem Moose hervor, manchmal Sonne, dann wieder dunkel. Die Kirche fing an, die Menschenstimmen begegneten sich im reinen hellen Klang; ein Eindruck, als schaue man in reines, durchsichtiges Bergwasser. Der Gesang verhallte. Lenz sprach, er war schüchtern, unter den Tönen hatte sein Starrkrampf sich ganz gelegt, sein ganzer Schmerz wachte jetzt auf und legte sich in sein Herz. Ein süßes Gefühl unendlichen Wohls beschlich ihn. Er sprach einfach mit den Leuten, sie litten alle mit ihm, und es war ihm ein Trost, wenn er über einige müdgeweinte Augen Schlaf und gequälten Herzen Ruhe bringen, wenn er über dieses von materiellen Bedürfnissen gequälte Sein, diese dumpfen Leiden, gen Himmel leiten konnte. Er war fester geworden, wie er schloß, da fingen die Stimmen wieder an:

Laß in mir die heil'gen Schmerzen,
Tiefe Bronnen ganz aufbrechen;
Leiden sei all' mein Gewinnst,
Leiden sei mein Gottesdienst.

Das Drängen in ihm, die Musik, der Schmerz erschütterte ihn. Das All war für ihn in Wunden; er fühlte tiefen unnennbaren Schmerz davon. Jetzt ein anderes Sein, göttliche, zuckende Lippen bückten sich über ihm aus und sogen sich an seine Lippen; er ging auf sein einsames Zimmer. Er war allein, allein! Da rauschte die Quelle, Ströme brachen aus seinen Augen, er krümmte sich in sich, es zuckten seine Glieder, es war ihm, als müsse er sich auflösen, er konnte kein Ende finden der Wollust; endlich dämmerte es in ihm, er empfand ein leises tiefes Mitleid mit sich selbst, er weinte über sich, sein Haupt sank auf die Brust, er schlief ein, der Vollmond stand am Himmel, die Locken fielen ihm über die Schläfe und das Gesicht, die Thränen hingen ihm an den Wimpern und trockneten auf den Wangen — so lag er nun da, allein, und Alles war ruhig und still und kalt, und der Mond schien die ganze Nacht und stand über den Bergen.

Am folgenden Morgen kam er herunter, er erzählte Oberlin ganz ruhig, wie ihm die Nacht seine Mutter erschienen sei; sie sei in einem weißen Kleid aus der dunkeln Kirchhofmauer hervorgetreten und habe eine weiße und eine rothe Rose an der Brust stecken gehabt; sie sei dann in eine Ecke gesunken, und die Rosen seien langsam über sie gewachsen, sie sei gewiß todt; er sei ganz ruhig darüber. Oberlin versetzte ihm nun, wie er bei dem Tode seines Vaters allein auf dem Felde gewesen sei, und er dann eine Stimme gehört habe, so daß er wußte, daß sein Vater todt sei, und wie er heimgekommen, sei es so gewesen. Das führte sie weiter, Oberlin sprach noch von den Leuten im Gebirge, von Mädchen, die das Wasser und Metall unter der Erde fühlten, von Männern, die auf manchen Berghöhen angefaßt würden und mit einem Geiste rängen; er sagte ihm auch, wie er einmal im Gebirge durch das Schauen in ein leeres tiefes Bergwasser in eine Art von Somnambulismus versetzt worden sei. Lenz sagte, daß der Geist des Wassers über ihn gekommen sei, daß er dann etwas von seinem eigenthümlichen Sein empfunden hätte. Er fuhr weiter fort: Die einfachste, reinste Natur hinge am

nächsten mit der elementarischen zusammen; je feiner der Mensch geistig fühlte und lebte, um so abgestumpfter würde dieser elementarische Sinn; er halte ihn nicht für einen hohen Zustand, er sei nicht selbständig genug, aber er meine, es müsse ein unendliches Wonnegefühl sein, so von dem eigenthümlichen Leben jeder Form berührt zu werden, für Gesteine, Metalle, Wasser und Pflanzen eine Seele zu haben, so traumartig jedes Wesen in der Natur in sich aufzunehmen, wie die Blumen mit dem Zu- und Abnehmen des Mondes die Luft.

Er sprach sich selbst weiter aus, wie in Allem eine unaussprechliche Harmonie, ein Ton, eine Seligkeit sei, die in den höheren Formen mit mehr Organen aus sich herausgriffe, tönte, auffaßte und dafür aber auch um so tiefer afficirt würde; wie in den niedrigen Formen Alles zurückgedrängter, beschränkter, dafür aber auch die Ruhe in sich größer sei. Er verfolgte das noch weiter. Oberlin brach es ab, es führte ihn zu weit von seiner einfachen Art ab. Ein andermal zeigte ihm Oberlin Farbentäfelchen, er setzte ihm auseinander, in welcher Beziehung jede Farbe mit dem Menschen stände; er brachte zwölf Apostel heraus, deren jeder durch eine Farbe repräsentirt würde. Lenz faßte das auf, er spann die Sache weiter, kam in ängstliche Träume, fing an wie Stilling die Apocalypse zu lesen, und las viel in der Bibel.

Um diese Zeit kam Kaufmann mit seiner Braut ins Steinthal. Lenzen war Anfangs das Zusammentreffen unangenehm, er hatte sich so ein Plätzchen zurechtgemacht, das bischen Ruhe war ihm so kostbar, — und jetzt kam ihm Jemand entgegen, der ihn an so vieles erinnerte, mit dem er sprechen, reden mußte, der seine Verhältnisse kannte. Oberlin wußte von Allem nichts; er hatte ihn aufgenommen, gepflegt; er sah es als eine Schickung Gottes, der den Unglücklichen ihm zugesandt hätte, er liebte ihn herzlich. Auch war es Allen nothwendig, daß er da war, er gehörte zu ihnen, als wäre er schon längst da, und Niemand frug, woher er gekommen und wohin er gehen werde. Ueber Tisch war Lenz wieder in guter Stimmung, man sprach von Literatur, er war auf seinem Gebiete; die idealistische

Periode fing damals an, Kaufmann war ein Anhänger davon, Lenz widersprach heftig. Er sagte: Die Dichter, von denen man sage, sie geben die Wirklichkeit, hätten auch keine Ahnung davon; doch seien sie immer noch erträglicher, als die, welche die Wirklichkeit verklären wollten. Er sagte: Der liebe Gott hat die Welt wohl gemacht, wie sie sein soll, und wir können wohl nicht was Besseres klecksen, unser einziges Bestreben soll sein, ihm ein wenig nachzuschaffen. Ich verlange in Allem — Leben, Möglichkeit des Daseins, und dann ist's gut; wir haben dann nicht zu fragen, ob es schön, ob es häßlich ist. Das Gefühl, daß Was geschaffen sei, Leben habe, stehe über diesen Beiden und sei das einzige Kriterium in Kunstsachen. Uebrigens begegne es uns nur selten; in Shakspeare finden wir es, und in den Volksliedern tönt es Einem ganz, in Goethe manchmal entgegen. Alles Uebrige kann man ins Feuer werfen. Die Leute können auch keinen Hundsstall zeichnen. Da wollte man idealistische Gestalten, aber Alles, was ich davon gesehen, sind Holzpuppen. Dieser Idealismus ist die schmählichste Verachtung der menschlichen Natur. Man versuche es einmal und senke sich in das Leben des Geringsten und gebe es wieder in den Zuckungen, den Andeutungen, dem ganzen feinen, kaum bemerkten Mienenspiel; er hätte dergleichen versucht im „Hofmeister" und den „Soldaten". Es sind die prosaischsten Menschen unter der Sonne; aber die Gefühlsader ist in fast allen Menschen gleich; nur ist die Hülle mehr oder weniger dicht, durch die sie brechen muß. Man muß nur Aug' und Ohren dafür haben. Wie ich gestern neben am Thale hinaufging, sah ich auf einem Stein zwei Mädchen sitzen, die eine band ihre Haare auf, die andere half ihr, das goldne Haar hing herab, ein ernstes bleiches Gesicht, und doch so jung, und die schwarze Tracht, und die andre so sorgsam bemüht. Die schönsten, innigsten Bilder der altdeutschen Schule geben kaum eine Ahnung davon. Man möchte manchmal ein Medusenhaupt sein, um so eine Gruppe in Stein verwandeln zu können, und den Leuten zurufen. Sie standen auf, die schöne Gruppe war zerstört; aber wie sie so hinabstiegen, zwischen den Felsen, war es

wieder ein anderes Bild. Die schönsten Bilder, die schwellendsten Töne gruppiren, lösen sich auf.

Nur eins bleibt, eine unendliche Schönheit, die aus einer Form in die andere tritt, ewig aufgeblättert, verändert. Man kann sie aber freilich nicht immer festhalten und in Museen stellen und auf Noten ziehen, und dann Alt und Jung herbeirufen, und die Buben und Alten darüber radotiren und sich entzücken lassen. Man muß die Menschheit lieben, um in das eigenthümliche Wesen jedes einzudringen; es darf Einem keiner zu gering, keiner zu häßlich sein, erst dann kann man sie verstehen; das unbedeutendste Gesicht macht einen tieferen Eindruck, als die bloße Empfindung des Schönen, und man kann die Gestalten aus sich heraustreten lassen, ohne etwas vom Aeußeren hinein zu kopiren, wo einem kein Leben, keine Muskeln, kein Puls entgegenschwillt und pocht. Kaufmann warf ihm vor, daß er in der Wirklichkeit doch keine Typen für einen Apoll von Belvedere oder eine Raphaelische Madonna finden würde. Was liegt daran, versetzte er, ich muß gestehen, ich fühle mich dabei sehr todt. Wenn ich in mir arbeite, kann ich auch wohl was dabei fühlen, aber ich thue das Beste daran. Der Dichter und Bildende ist mir der Liebste, der mir die Natur am Wirklichsten gibt, so daß ich über seinem Gebild fühle; alles Uebrige stört mich. Die holländischen Maler sind mir lieber, als die italienischen, sie sind auch die einzigen faßlichen; ich kenne nur zwei Bilder, und zwar von Niederländern, die mir einen Eindruck gemacht hätten, wie das neue Testament; das Eine ist, ich weiß nicht von wem, Christus und die Jünger von Emaus: Wenn man so liest, wie die Jünger hinausgingen, es liegt gleich die ganze Natur in den Paar Worten. Es ist ein trüber, dämmernder Abend, ein einförmiger rother Streifen am Horizont, halbfinster auf der Straße, da kommt ein Unbekannter zu ihnen, sie sprechen, er bricht das Brod, da erkennen sie ihn, in einfach-menschlicher Art, und die göttlich-leidenden Züge reden ihnen deutlich, und sie erschrecken, denn es ist finster geworden, und es tritt sie etwas Unbegreifliches an, aber es ist kein gespenstisches Grauen, es ist, wie wenn einem ein

geliebter Todter in der Dämmerung in der alten Art entgegenträte; so ist das Bild mit dem einförmigen, bräunlichen Ton darüber, dem trüben stillen Abend. Dann ein Anderes: Eine Frau sitzt in ihrer Kammer, das Gebetbuch in der Hand. Es ist sonntäglich aufgeputzt, der Sand zerstreut, so heimlich rein und warm. Die Frau hat nicht zur Kirche gekonnt und sie verrichtet die Andacht zu Haus; das Fenster ist offen, sie sitzt darnach hingewandt, und es ist, als schwebten zu dem Fenster über die weite ebne Landschaft die Glockentöne von dem Dorfe herein und verhallt der Sang der nahen Gemeinde aus der Kirche her, und die Frau liest den Text nach. — In der Art sprach Lenz weiter, man horchte auf, es traf Vieles, er war roth geworden über den Reden, und bald lächelnd, bald ernst, schüttelte er die blonden Locken. Er hatte sich ganz vergessen. Nach dem Essen nahm ihn Kaufmann bei Seite. Er hatte Briefe von Lenzen's Vater erhalten, sein Sohn sollte zurück, ihn unterstützen. Kaufmann sagte ihm, wie er sein Leben hier verschleudre, unnütz verliere, er solle sich ein Ziel stecken und dergleichen mehr. Lenz fuhr ihn an: Hier weg, weg! nach Haus? Toll werden dort? Du weißt, ich kann es nirgends aushalten, als da herum, in der Gegend. Wenn ich nicht manchmal auf einen Berg könnte und die Gegend sehen könnte, und dann wieder herunter ins Haus, durch den Garten gehn, und zum Fenster hineinsehn, — ich würde toll! toll! Laßt mich doch in Ruhe! Nur ein bischen Ruhe jetzt, wo es mir ein wenig wohl wird! Weg? Ich verstehe das nicht, mit den zwei Worten ist die Welt verhunzt. Jeder hat was nöthig; wenn er ruhen kann, was könnt' er mehr haben! Immer steigen, ringen und so in Ewigkeit Alles, was der Augenblick gibt, wegwerfen und immer darben, um einmal zu genießen! Dürsten, während einem helle Quellen über den Weg springen! Es ist mir jetzt erträglich, und da will ich bleiben; warum? warum? Eben weil es mir wohl ist; was will mein Vater? Kann er mir geben? Unmöglich! Laßt mich in Ruhe. — Er wurde heftig, Kaufmann ging, Lenz war verstimmt.

Am folgenden Tage wollte Kaufmann weg, er be-

redete Oberlin, mit ihm in die Schweiz zu gehen. Der Wunsch, Lavater, den er längst durch Briefe kannte, auch persönlich kennen zu lernen, bestimmte ihn. Er sagte es zu. Man mußte einen Tag länger wegen der Zurüstungen warten. Lenz fiel das aufs Herz, er hatte, um seiner unendlichen Qual los zu werden, sich ängstlich an Alles geklammert; er fühlte in einzelnen Augenblicken tief, wie er sich Alles nur zurecht mache; er ging mit sich um wie mit einem kranken Kinde, manche Gedanken, mächtige Gefühle wurde er nur mit der größten Angst los, da trieb es ihn wieder mit unendlicher Gewalt darauf, er zitterte, das Haar sträubte ihm fast, bis er es in der ungeheuersten Anspannung erschöpfte. Er rettete sich in eine Gestalt, die ihm immer vor Augen schwebte, und in Oberlin; seine Worte, sein Gesicht thaten ihm unendlich wohl. So sah er mit Angst dessen Abreise entgegen.

Es war Lenzen unheimlich, jetzt allein im Hause zu bleiben. Das Wetter war milde geworden, er beschloß, Oberlin zu begleiten, ins Gebirg. Auf der andern Seite, wo die Thäler in die Ebene ausliefen, trennten sie sich. Er ging allein zurück. Er durchstrich das Gebirg in verschiedenen Richtungen, breite Flächen zogen sich in die Thäler herab, wenig Wald, nichts als gewaltige Linien und weiter hinaus die weite, rauchende Ebene, in der Luft ein gewaltiges Wehen, nirgends eine Spur von Menschen, als hie und da eine verlassene Hütte, wo die Hirten den Sommer zubrachten, an den Abhängen gelehnt. Er wurde still, vielleicht fast träumend, es verschmolz ihm Alles in eine Linie, wie eine steigende und sinkende Welle, zwischen Himmel und Erde, es war ihm, als läge er an einem unendlichen Meer, das leise auf und ab wogte. Manchmal saß er, dann ging er wieder, aber langsam träumend. Er suchte keinen Weg. Es war finster Abend, als er an eine bewohnte Hütte kam, im Abhange nach dem Steinthal. Die Thüre war verschlossen, er ging ans Fenster, durch das ein Lichtschimmer fiel. Eine Lampe erhellte fast nur einen Punkt, ihr Licht fiel auf das bleiche Gesicht eines Mädchens, das mit halb geöffneten Augen, leise die Lippen be-

wegend, dahinter ruhte. Weiter weg im Dunkel saß ein altes Weib, das mit schnarrender Stimme aus einem Gesangbuche sang. Nach langem Klopfen öffnete sie; sie war halb taub, sie trug Lenz einiges Essen auf und wies ihm eine Schlafstelle an, wobei sie beständig ihr Lied fortsang. Das Mädchen hatte sich nicht gerührt. Einige Zeit darauf kam ein Mann herein, er war lang und hager, Spuren von grauen Haaren, mit unruhigem, verwirrtem Gesicht. Er trat zum Mädchen, sie zuckte auf und wurde unruhig. Er nahm ein getrocknetes Kraut von der Wand und legte ihr die Blätter auf die Hand, so daß sie ruhiger wurde und verständliche Worte in langsam ziehenden, durchschneidenden Tönen summte. Er erzählte, wie er eine Stimme im Gebirge gehört und dann über den Thälern ein Wetterleuchten gesehen habe, auch habe es ihn angefaßt, und er habe damit gerungen wie Jakob. Er warf sich nieder und betete leise mit Inbrunst, während die Kranke in einem langsam ziehenden, leise verhallenden Tone sang. Dann gab er sich zur Ruhe.

Lenz schlummerte träumend ein, und dann hörte er im Schlafe, wie die Uhr pickte. Durch das leise Singen des Mädchens und die Stimme der Alten zugleich tönte das Sausen des Windes bald näher, bald ferner, und der bald helle, bald verhüllte Mond warf sein wechselndes Licht traumartig in die Stube. Einmal wurden die Töne lauter, das Mädchen redete deutlich und bestimmt, sie sagte, wie auf der Klippe gegenüber eine Kirche stehe. Lenz sah auf, und sie saß mit weitgeöffneten Augen aufrecht hinter dem Tisch, und der Mond warf sein stilles Licht auf ihre Züge, von denen ein unheimlicher Glanz zu strahlen schien; zugleich schnarrte die Alte, und über diesem Wechseln und Sinken des Lichts, den Tönen und Stimmen schlief endlich Lenz tief ein.

Er erwachte früh, in der dämmernden Stube schlief Alles, auch das Mädchen war ruhig geworden, sie lag zurückgelehnt, die Hände gefaltet unter der linken Wange; das Geisterhafte aus ihren Zügen war verschwunden, sie hatte jetzt einen Ausdruck unbeschreiblichen Leidens. Er trat ans Fenster und öffnete es, die kalte Morgenluft schlug ihm entgegen. Das Haus lag am Ende eines

schmalen, tiefen Thales, das sich nach Osten öffnete, rothe Strahlen schossen durch den grauen Morgenhimmel in das dämmernde Thal, das im weißen Rauch lag, und funkelten am grauen Gestein und trafen in die Fenster der Hütten. Der Mann erwachte, seine Augen trafen auf ein erleuchtet Bild an der Wand, sie richteten sich fest und starr darauf, nun fing er an die Lippen zu bewegen und betete leise, dann laut und immer lauter. Indem kamen Leute zur Hütte herein, sie warfen sich schweigend nieder. Das Mädchen lag in Zuckungen, die Alte schnarrte ihr Lied und plauderte mit den Nachbarn. Die Leute erzählten Lenzen, der Mann sei vor langer Zeit in die Gegend gekommen, man wisse nicht woher; er stehe im Ruf eines Heiligen, er sehe das Wasser unter der Erde und könne Geister beschwören, und man wallfahre zu ihm. Lenz erfuhr zugleich, daß er weiter vom Steinthal abgekommen, er ging weg mit einigen Holzhauern, die in die Gegend gingen. Es that ihm wohl, Gesellschaft zu finden; es war ihm jetzt unheimlich mit dem gewaltigen Menschen, von dem es ihm manchmal war, als rede er in entsetzlichen Tönen. Auch fürchtete er sich vor sich selbst in der Einsamkeit.

Er kam heim. Doch hatte die verflossene Nacht einen gewaltigen Eindruck auf ihn gemacht. Die Welt war ihm helle gewesen, und er spürte an sich ein Regen und Wimmeln nach einem Abgrunde, zu dem ihn eine unerbittliche Gewalt hinriß. Er wühlte jetzt in sich. Er aß wenig; halbe Nächt im Gebet und fieberhaften Träumen. Ein gewaltsames Drängen, und dann erschöpft zurückgeschlagen; er lag in den heißesten Thränen, und dann bekam er plötzlich eine Stärke und erhob sich kalt und gleichgiltig, seine Thränen waren ihm dann wie Eis, er mußte lachen. Je höher er sich aufriß, desto tiefer stürzte er hinunter. Alles strömte wieder zusammen. Ahnungen von seinem alten Zustande durchzuckten ihn und warfen Streiflichter in das wüste Chaos seines Geistes. Des Tags saß er gewöhnlich unten im Zimmer; Madame Oberlin ging ab und zu, er zeichnete, malte, las, griff nach jeder Zerstreuung, Alles hastig von einem zum andern. Doch schloß er sich jetzt be-

sonders an Madame Oberlin an, wenn sie so da saß, daß schwarze Gesangbuch vor sich, neben einer Pflanze, im Zimmer gezogen, das jüngste Kind zwischen den Knieen; auch machte er sich viel mit dem Kinde zu schaffen. So saß er einmal, da wurde ihm ängstlich, er sprang auf, ging auf und ab. Die Thüre halb offen, da hörte er die Magd singen, erst unverständlich, dann kamen die Worte:

Auf dieser Welt hab' ich kein Freud',
Ich hab' mein Schatz, und der ist weit.

Das fiel auf ihn, er verging fast unter den Tönen. Madame Oberlin sah ihn an. Er faßte sich ein Herz, er konnte nicht mehr schweigen, er mußte davon sprechen. „Beste Madame Oberlin, können Sie mir nicht sagen, was das Frauenzimmer macht, dessen Schicksal mir so centnerschwer auf dem Herzen liegt?“ — „Aber Herr Lenz, ich weiß von nichts.“ —

Er schwieg dann wieder und ging hastig im Zimmer auf und ab; dann fing er wieder an: „Sehen Sie, ich will gehen; Gott, Sie sind noch die einzigen Menschen, wo ich's aushalten könnte, und doch — doch, ich muß weg, zu i h r — aber ich kann nicht, ich darf nicht.“ — Er war heftig bewegt und ging hinaus.

Gegen Abend kam Lenz wieder, es dämmerte in der Stube; er setzte sich neben Madame Oberlin. „Sehen Sie“, fing er wieder an, „wenn sie so durchs Zimmer ging und so halb für sich allein sang, und jeder Tritt war eine Musik, es war so eine Glückseligkeit in ihr, und das strömte in mich über, ich war immer ruhig, wenn ich sie ansah, oder sie so den Kopf an mich lehnte, und Gott! Gott — ich war schon lange nicht mehr ruhig . . . . Ganz Kind; es war, als wär' ihr die Welt zu weit, sie zog sich so in sich zurück, sie suchte das engste Plätzchen im ganzen Haus, und da saß sie, als wäre ihre ganze Seligkeit nur in einem kleinen Punkt, und dann war mir's auch so; wie ein Kind hätte ich dann spielen können. Jetzt ist es mir so eng, so eng, sehen Sie, es ist mir manchmal, als stieß' ich mit den Händen an den Himmel; o ich ersticke! Es ist

mir dabei oft, als fühlt' ich physischen Schmerz, da in der linken Seite, im Arm, womit ich sie sonst faßte. Doch kann ich sie mir nicht mehr vorstellen, das Bild läuft mir fort, und dies martert mich; nur wenn es mir manchmal ganz hell wird, so ist mir wieder recht wohl." — Er sprach später noch oft mit Madame Oberlin davon, aber meist in abgebrochenen Sätzen; sie wußte wenig zu antworten, doch that es ihm wohl.

Unterdessen ging es fort mit seinen religiösen Quälereien. Je leerer, je kälter, je sterbender er sich innerlich fühlte, desto mehr drängte es ihn, eine Gluth in sich zu wecken, es kamen ihm Erinnerungen an die Zeiten, wo Alles in ihm sich drängte, wo er unter all seinen Empfindungen keuchte; und jetzt so todt! Er verzweifelte an sich selbst, dann warf er sich nieder, er rang die Hände, er rührte Alles in sich auf; aber todt! Dann flehte er, Gott möge ein Zeichen an ihm thun, dann wühlte er in sich, fastete, lag träumend am Boden. Am dritten Hornung hörte er, ein Kind in Fouday sei gestorben, er faßte es auf, wie eine fixe Idee. Er zog sich in sein Zimmer und fastete einen Tag. Am vierten trat er plötzlich ins Zimmer zu Madame Oberlin, er hatte sich das Gesicht mit Asche beschmiert und forderte einen alten Sack; sie erschrack, man gab ihm, was er verlangte. Er wickelte den Sack um sich, wie ein Büßender, und schlug den Weg nach Fouday ein. Die Leute im Thale waren ihn schon gewohnt; man erzählte sich allerlei Seltsames von ihm. Er kam ins Haus, wo das Kind lag. Die Leute gingen gleichgiltig ihrem Geschäfte nach; man wies ihm eine Kammer, das Kind lag im Hemde auf Stroh, auf einem Holztisch.

Lenz schauderte, wie er die kalten Glieder berührte und die halbgeöffneten gläsernen Augen sah. Das Kind kam ihm so verlassen vor, und er sich so allein und einsam; er warf sich über die Leiche nieder; der Tod erschreckte ihn, ein heftiger Schmerz faßte ihn an, diese Züge, dieses stille Gesicht sollten verwesen, er warf sich nieder; er betete mit allem Jammer der Verzweiflung,

daß Gott ein Zeichen an ihm thue, und das Kind beleben möge, wie er schwach und unglücklich sei; dann sank er ganz in sich und wühlte all' seinen Willen auf einen Punkt; so saß er lange starr. Dann erhob er sich und faßte die Hände des Kindes und sprach laut und fest: „Stehe auf und wandle!“ Aber die Wände hallten ihm nüchtern den Ton nach, daß es zu spotten schien, und die Leiche blieb kalt. Da stürzte er halb wahnsinnig nieder, dann jagte es ihn auf, hinaus ins Gebirg. Wolken zogen rasch über den Mond; bald Alles im Finstern, bald zeigten sie die nebelhaft verschwindende Landschaft im Mondschein. Er rannte auf und ab. In seiner Brust war ein Triumphgesang der Hölle. Der Wind klang wie ein Titanenlied, es war ihm, als könne er eine ungeheure Faust hinauf in den Himmel ballen und Gott herbeireißen und zwischen seinen Wolken schleifen; als könnte er die Welt mit den Zähnen zermalmen und sie dem Schöpfer ins Gesicht speien; er schwur, er lästerte. So kam er auf die Höhe des Gebirges, und das ungewisse Licht dehnte sich hinunter, wo die weißen Steinmassen lagen, und der Himmel war ein dummes blaues Auge, und der Mond stand ganz lächerlich drin, einfältig. Lenz mußte laut lachen, und mit dem Lachen griff der Atheismus in ihn und faßte ihn sicher und ruhig und fest. Er wußte nicht mehr, was ihn vorhin so bewegt hatte, es fror ihn, er dachte, er wolle jetzt zu Bette gehn, und er ging kalt und unerschütterlich durch das unheimliche Dunkel — es war ihm Alles leer und hohl, er mußte laufen und ging zu Bette.

Am folgenden Tage befiel ihn ein großes Grauen vor seinem gestrigen Zustand, er stand nun am Abgrunde, wo eine wahnsinnige Lust ihn trieb, immer wieder hineinzuschauen und sich diese Qual zu wiederholen. Dann steigerte sich seine Angst, die Sünde und der heilige Geist standen vor ihm.

Einige Tage darauf kam Oberlin aus der Schweiz zurück, viel früher, als man es erwartet hatte. Lenz war darüber betroffen. Doch wurde er heiter, als Oberlin ihm von seinen Freunden im Elsaß erzählte. Oberlin ging dabei im Zimmer hin und her und packte aus, legte

hin. Dabei erzählte er von Pfeffel, das Leben eines Landgeistlichen glücklich preisend. Dabei ermahnte er ihn, sich in den Wunsch seines Vaters zu fügen, seinem Berufe gemäß zu leben, heimzukehren. Er sagte ihm: Ehre Vater und Mutter, und dergleichen mehr. Ueber dem Gespräch gerieth Lenz in heftige Unruhe; er stieß tiefe Seufzer aus, Thränen drangen ihm aus den Augen, er sprach abgebrochen. Ja, ich halt' es aber nicht aus; wollen Sie mich verstoßen? Nur in Ihnen ist der Weg zu Gott. Doch mit mir ist's aus! Ich bin abgefallen, verdammt in Ewigkeit, ich bin der ewige Jude. Oberlin sagte ihm, dafür sei Jesus gestorben, er möge sich brünstig an ihn wenden, und er würde Theil haben an seiner Gnade.

Lenz erhob das Haupt, rang die Hände und sagte: Ach! ach! göttlicher Trost. Dann frug er plötzlich freundlich, was das Frauenzimmer mache. Oberlin sagte, er wisse von nichts, er wolle ihm aber in Allem helfen und rathen, er müsse ihm aber Ort, Umstände und Person angeben. Er antwortete nichts, wie gebrochene Worte: ach sie ist todt! Lebt sie noch? du Engel, sie liebte mich — ich liebte sie, sie war's würdig, o du Engel! Verfluchte Eifersucht, ich habe sie aufgeopfert — sie liebte noch einen Andern — ich liebte sie, sie war's würdig, — o gute Mutter, auch die liebte mich. Ich bin ein Mörder. Oberlin versetzte, vielleicht lebten alle diese Personen noch, vielleicht vergnügt; es möge sein, wie es wolle, so könne und werde Gott, wenn er sich zu ihm bekehrt haben würde, diesen Personen auf sein Gebet und Thränen soviel Gutes erweisen, daß der Nutzen, den sie alsdann von ihm hätten, den Schaden, den er ihnen zugefügt, vielleicht überwiegen würde. Er wurde darauf nach und nach ruhiger und ging wieder an sein Malen.

Den Nachmittag kam er wieder, auf der linken Schulter hatte er ein Stück Pelz und in der Hand ein Bündel Gerten, die man Oberlin nebst einem Briefe für Lenz mitgegeben hatte. Er reichte Oberlin die Gerten mit dem Begehren, er sollte ihn damit schlagen. Oberlin nahm die Gerten aus seiner Hand, drückte ihm einige Küsse auf den Mund und sagte: dies wären die Streiche,

die er ihm zu geben hätte, er möchte ruhig sein, seine Sache mit Gott allein ausmachen, alle möglichen Schläge würden keine einzige seiner Sünden tilgen; dafür hätte Jesus gesorgt, zu dem möchte er sich wenden. Er ging.

Beim Nachtessen war er wie gewöhnlich etwas tiefsinnig. Doch sprach er von allerlei, aber mit ängstlicher Hast. Um Mitternacht wurde Oberlin durch ein Geräusch geweckt. Lenz rannte durch den Hof, rief mit hohler, harter Stimme den Namen Friederike, mit äußerster Schnelle, Verwirrung und Verzweiflung ausgesprochen, er stürzte sich dann in den Brunnentrog, patschte darin, wieder heraus und herauf in sein Zimmer, wieder herunter in den Trog, und so einige Mal, endlich wurde er still. Die Mägde, die in der Kinderstube unter ihm schliefen, sagten, sie hätten oft, insonderheit aber in selbiger Nacht, ein Brummen gehört, das sie mit nichts als mit dem Tone einer Haberpfeife zu vergleichen wußten. Vielleicht war es sein Winseln, mit hohler, fürchterlicher, verzweifelnder Stimme.

Am folgenden Morgen kam Lenz lange nicht. Endlich ging Oberlin hinauf in sein Zimmer, er lag im Bett ruhig und unbeweglich. Oberlin mußte lange fragen, ehe er Antwort bekam; endlich sagte er: Ja, Herr Pfarrer, sehen Sie, die Langeweile! die Langeweile! o! so langweilig, ich weiß gar nicht mehr, was ich sagen soll, ich habe schon alle Figuren auf die Wand gezeichnet. Oberlin sagte ihm, er möge sich zu Gott wenden; da lachte er und sagte: ja wenn ich so glücklich wäre, wie Sie, einen so behaglichen Zeitvertreib aufzufinden, ja man könnte sich die Zeit schon so ausfüllen. Alles aus Müßiggang. Denn die Meisten beten aus Langeweile, die Anderen verlieben sich aus Langeweile, die Dritten sind tugendhaft, die Vierten lasterhaft, und ich gar nichts, gar nichts, ich mag mich nicht einmal umbringen: es ist zu langweilig:

O Gott! in Deines Lichtes Welle,
In Deines glüh'nden Mittags Helle,
Sind meine Augen wund gewacht.
Wird es denn niemals wieder Nacht?

Oberlin blickte ihn unwillig an und wollte gehen. Lenz huschte ihm nach und, indem er ihn mit unheim-

lichen Augen ansah: Sehn Sie, jetzt kommt mir doch was ein, wenn ich nur unterscheiden könnte, ob ich träume oder wache; sehn Sie, das ist sehr wichtig, wir wollen es untersuchen, — er huschte dann wieder ins Bett. Den Nachmittag wollte Oberlin in der Nähe einen Besuch machen; seine Frau war schon fort; er war im Begriffe wegzugehen, als es an seine Thüre klopfte, und Lenz hereintrat mit vorwärts gebognem Leib, niederwärts hängendem Haupt, das Gesicht über und über und das Kleid hie und da mit Asche bestreut, mit der rechten Hand den linken Arm haltend. Er bat Oberlin, ihm den Arm zu ziehen, er hätte ihn verrenkt, er hätte sich zum Fenster heruntergestürzt; weil es aber Niemand gesehen, wolle er es auch Niemand sagen. Oberlin erschrack heftig, doch sagte er nichts, er that, was Lenz begehrte; zugleich schrieb er an den Schulmeister von Bellefoße, er möge herunterkommen, und gab ihm Instruktionen, dann ritt er weg. Der Mann kam. Lenz hatte ihn schon oft gesehen und hatte sich an ihn attachirt. Er that, als hätte er mit Oberlin etwas reden wollen, wollte dann wieder weg. Lenz bat ihn zu bleiben, und so blieben sie beisammen. Lenz schlug noch einen Spaziergang nach Fouday vor. Er besuchte das Grab des Kindes, das er hatte erwecken wollen, kniete zu verschiedenen Malen nieder, küßte die Erde des Grabes, schien betend, doch mit großer Verwirrung, riß Etwas von den auf dem Grabe stehenden Blumen ab, als ein Andenken, ging wieder zurück nach Waldbach, kehrte wieder um und Sebastian mit. Bald ging er langsam und klagte über große Schwäche in den Gliedern, dann ging er mit verzweifelnder Schnelligkeit; die Landschaft beängstigte ihn, sie war so eng, daß er an Alles zu stoßen fürchtete. Ein unbeschreibliches Gefühl des Mißbehagens befiel ihn, sein Begleiter ward ihm endlich lästig, auch mochte er seine Absicht errathen und suchte ihn zu entfernen. Sebastian schien ihm nachzugeben, fand aber heimlich Mittel, seinen Bruder von der Gefahr zu benachrichtigen, und nun hatte Lenz zwei Aufseher statt einen. Er zog sie weiter herum; endlich ging er nach Waldbach zurück, und da sie nahe am Dorfe waren, kehrte er wie ein

Blitz wieder um und sprang wie ein Hirsch gen Fouday zurück. Indem sie ihn in Fouday suchten, kamen zwei Krämer und erzählten ihnen, man hätte in einem Hause einen Fremden gebunden, der sich für einen Mörder ausgäbe, der aber gewiß kein Mörder sein könne. Sie liefen in dies Haus und fanden es so. Ein junger Mensch hatte ihn auf sein ungestümes Drängen in der Angst gebunden. Sie banden ihn los und brachten ihn glücklich nach Waldbach, wo Oberlin indessen mit seiner Frau zurückgekommen war. Er sah verwirrt aus, da er aber merkte, daß er liebreich und freundlich empfangen wurde, bekam er wieder Muth, sein Gesicht veränderte sich vortheilhaft, er dankte seinen beiden Begleitern freundlich und zärtlich, und der Abend ging ruhig herum. Oberlin bat ihn inständig, nicht mehr zu baden, die Nacht ruhig im Bette zu bleiben, und wenn er nicht schlafen könne, sich mit Gott zu unterhalten. Er versprach's und that es so die folgende Nacht; die Mägde hörten ihn fast die ganze Nacht hindurch beten. —

Den folgenden Morgen kam er mit vergnügter Miene auf Oberlin's Zimmer. Nachdem sie Verschiedenes gesprochen hatten, sagte er mit ausnehmender Freundlichkeit: Liebster Herr Pfarrer, das Frauenzimmer, wovon ich Ihnen sagte, ist gestorben, ja gestorben, der Engel! — „Woher wissen Sie das?“ — Hieroglyphen, Hieroglyphen — und dann zum Himmel geschaut und wieder: ja gestorben — Hieroglyphen. — Es war dann nichts weiter aus ihm zu bringen. Er setzte sich und schrieb einige Briefe, gab sie dann Oberlin mit der Bitte, einige Zeilen dazu zu setzen. (Siehe die Briefe.*)

Sein Zustand war indessen immer trostloser geworden. Alles, was er an Ruhe aus der Nähe Oberlin's und aus der Stille des Thales geschöpft hatte, war weg; die Welt, die er hatte nutzen wollen, hatte einen ungeheuern Riß; er hatte keinen Haß, keine Liebe, keine Hoffnung — eine schreckliche Leere und doch eine

---

* Büchner wollte hier vielleicht die beiden Briefe Lenzens an Frau von Stein in Weimar (?) und an Friedericke Brions Mutter anführen, von denen Oberlin an dieser Stelle seines Berichtes spricht.

folternde Unruhe, sie auszufüllen. Er hatte Nichts. Was er that, that er mit Bewußtsein, und doch zwang ihn ein innerlicher Instinct. Wenn er allein war, war es ihm so entsetzlich einsam, daß er beständig laut mit sich redete, rief, und dann erschrak er wieder, und es war ihm, als hätte eine fremde Stimme mit ihm gesprochen. Im Gespräche stotterte er oft, eine unbeschreibliche Angst befiel ihn, er hatte das Ende seines Satzes verloren; dann meinte er, er müsse das zuletzt gesprochene Wort behalten und immer sprechen, nur mit großer Anstrengung unterdrückte er diese Gelüste. Es bekümmerte die guten Leute tief, wenn er manchmal in ruhigen Augenblicken bei ihnen saß und unbefangen sprach, und er dann stotterte, und eine unaussprechliche Angst sich in seinen Zügen malte, er die Personen, die ihm zunächst saßen, krampfhaft am Arme faßte und erst nach und nach wieder zu sich kam. War er allein, oder las er, war's noch ärger, all seine geistige Thätigkeit blieb manchmal in einem Gedanken hängen; dachte er an eine fremde Person, oder stellte er sie sich lebhaft vor, so war es ihm, als würde er sie selbst, er verwirrte sich selbst, und dabei hatte er einen unendlichen Trieb, mit Allem um ihn im Geiste willkürlich umzugehn; die Natur, Menschen, nur Oberlin ausgenommen, — Alles traumartig, kalt; er amüsirte sich, die Häuser auf die Dächer zu stellen, die Menschen an- und auszukleiden, die wahnwitzigsten Possen auszusinnen. Manchmal fühlte er einen unwiderstehlichen Drang, das Ding, das er gerade im Sinne hatte, auszuführen, und dann schnitt er entsetzliche Fratzen. Einst saß er neben Oberlin, die Katze lag gegenüber auf einem Stuhl. Plötzlich wurden seine Augen starr, er hielt sie unverrückt auf das Thier gerichtet; dann glitt er langsam den Stuhl hinunter, die Katze ebenfalls, sie war wie bezaubert von seinem Blick, sie gerieth in ungeheure Angst, sie sträubte sich scheu, Lenz mit den nämlichen Tönen, mit fürchterlichem, entstelltem Gesichte; wie in Verzweiflung stürzten Beide aufeinander los, da endlich erhob sich Madame Oberlin, um sie zu trennen. Dann war er wieder tief beschämt. Die Zufälle des Nachts steigerten sich auf's Schreck-

lichste. Nur mit der größten Mühe schlief er ein, während er zuvor noch die schreckliche Leere zu füllen versucht hatte. Dann gerieth er zwischen Schlaf und Wachen in einen entsetzlichen Zustand; er stieß an etwas Grauenhaftes, Entsetzliches, der Wahnsinn packte ihn, er fuhr mit fürchterlichem Schreien, in Schweiß gebadet, auf, und erst nach und nach fand er sich wieder. Er mußte dann mit den einfachsten Dingen anfangen, um wieder zu sich zu kommen. Eigentlich nicht e r that es, sondern ein mächtiger Erhaltungstrieb; es war, als sei er doppelt, und der eine Theil suche den andern zu retten, und riefe sich selbst zu; er erzählte, er sagte in der heftigsten Angst Gedichte her, bis er wieder zu sich kam.

Auch bei Tage bekam er diese Zufälle, sie waren dann noch schrecklicher; denn sonst hatte ihn die Helle davor bewahrt. Es war ihm dann, als existire er allein, als bestände die Welt nur in seiner Einbildung, als sei nichts, als er; er sei das ewig Verdammte, der Satan, allein mit seinen folternden Vorstellungen. Er jagte mit rasender Schnelligkeit sein Leben durch, und dann sagte er: consequent, consequent; wenn Jemand etwas sprach: inconsequent, inconsequent; es war die Kluft unrettbaren Wahnsinns, eines Wahnsinns durch die Ewigkeit. Der Trieb der geistigen Erhaltung jagte ihn auf, er stürtzte sich in Oberlin's Arme, er klammerte sich an ihn, als wolle er sich in ihn drängen; er war das einzige Wesen, das für ihn lebte, und durch den ihm wieder das Leben offenbart wurde. Allmählig brachten ihn Oberlin's Worte dann zu sich, er lag auf den Knieen vor Oberlin, seine Hände in den Händen Oberlin's, sein mit kaltem Schweiße bedecktes Gesicht auf dessen Schooß, am ganzen Leibe bebend und zitternd. Oberlin empfand unendliches Mitleid, die Familie lag auf den Knieen und betete für den Unglücklichen, die Mägde flohen und hielten ihn für einen Besessenen. Und wenn er ruhiger wurde, war es wie der Jammer eines Kindes, er schluchzte, er empfand ein tiefes, tiefes Mitleid mit sich selbst; das waren auch seine seligsten Augenblicke. Oberlin sprach von Gott. Lenz wand sich ruhig los und sah ihn mit

einem Ausdruck unendlichen Leidens an und sagte endlich: aber ich, wär' ich allmächtig, sehen Sie, wenn ich so wäre, ich könnte das Leiden nicht ertragen, ich würde retten, retten; ich will ja nichts als Ruhe, Ruhe, nur ein wenig Ruhe, um schlafen zu können. Oberlin sagte, dies sei eine Profanation. Lenz schüttelte trostlos mit dem Kopfe. Die halben Versuche zum Entleiben, die er indeß fortwährend machte, waren nicht ganz Ernst. Es war weniger der Wunsch des Todes — für ihn war ja keine Ruhe und Hoffnung im Tode, — es war mehr in Augenblicken der fürchterlichsten Angst oder der dumpfen, ans Nichtsein gränzenden Ruhe ein Versuch, sich zu sich selbst zu bringen durch physischen Schmerz. Augenblicke, worin sein Geist sonst auf irgend einer wahnwitzigen Idee zu reiten schien, waren noch die glücklichsten. Es war doch ein wenig Ruhe, und sein wirrer Blick war nicht so entsetzlich, als die nach Rettung dürstende Angst, die ewige Qual der Unruhe! Oft schlug er sich den Kopf an die Wand oder verursachte sich sonst einen heftigen physischen Schmerz.

Den 8. Morgens blieb er im Bette, Oberlin ging hinauf; er lag fast nackt auf dem Bette und war heftig bewegt. Oberlin wollte ihn zudecken, er klagte aber sehr, wie schwer Alles sei, so schwer, er glaube gar nicht, daß er gehen könne, jetzt endlich empfinde er die ungeheure Schwere der Luft. Oberlin sprach ihm Muth zu. Er blieb aber in seiner frühern Lage und blieb den größten Theil des Tages so, auch nahm er keine Nahrung zu sich. Gegen Abend wurde Oberlin zu einem Kranken nach Bellefoße gerufen. Es war gelindes Wetter und Mondschein. Auf dem Rückwege begegnete ihm Lenz. Er schien ganz vernünftig und sprach ruhig und freundlich mit Oberlin. Der bat ihn, nicht zurück zu gehen; er versprach's; im Weggehn wandte er sich plötzlich um und trat wieder ganz nahe zu Oberlin und sagte rasch: Sehen Sie, Herr Pfarrer, wenn ich das nur nicht mehr hören müßte, mir wäre geholfen. — „Was denn, mein Lieber? — Hören Sie denn nichts, hören Sie denn nicht die entsetzliche Stimme, die um den ganzen Horizont schreit, und die man gewöhnlich die Stille heißt. Seitdem

8*

ich in dem stillen Thale bin, hör ich's immer, es läßt mich nicht schlafen, ja Herr Pfarrer, wenn ich wieder einmal schlafen könnte! Er ging dann kopfschüttelnd weiter. Oberlin ging zurück nach Waldbach und wollte ihm Jemand nachschicken, als er ihn die Stiege hinauf in sein Zimmer gehen hörte. Einen Augenblick darauf platzte etwas im Hofe mit so starkem Schalle, daß es Oberlin unmöglich von dem Falle eines Menschen herzukommen schien. Die Kindsmagd kam todtblaß und ganz zitternd. . . . . .

Er saß mit kalter Resignation im Wagen, wie sie das Thal hervor nach Westen fuhren. Es war ihm einerlei, wohin man ihn führte; mehrmals, wo der Wagen bei dem schlechten Wege in Gefahr gerieth, blieb er ganz ruhig sitzen; er war vollkommen gleichgiltig. In diesem Zustande legte er den Weg durchs Gebirg zurück. Gegen Abend waren sie im Rheinthale. Sie entfernten sich allmählich vom Gebirge, das nun wie eine tiefblaue Krystallwelle sich in das Abendroth hob, und auf deren warmer Fluth die rothen Strahlen des Abends spielten; über die Ebene hin am Fuße des Gebirgs lag ein schimmerndes, bläuliches Gespinnst. Es wurde finster, jemehr sie sich Straßburg näherten; hoher Vollmond, alle fernen Gegenstände dunkel, nur der Berg neben bildete eine scharfe Linie; die Erde war wie ein goldener Pokal, über den schäumend die Goldwellen des Mondes liefen. Lenz starrte ruhig hinaus, keine Ahnung; kein Drang; nur wuchs eine dumpfe Angst in ihm, je mehr die Gegenstände sich in der Finsterniß verloren. Sie mußten einkehren, da machte er wieder mehrere Versuche, Hand an sich zu legen, war aber zu scharf bewacht. Am folgenden Morgen, bei trübem, regnerischem Wetter, traf er in Straßburg ein. Er schien ganz vernünftig, sprach mit den Leuten; er that Alles, wie es die Andern thaten; es war aber eine entsetzliche Leere in ihm, er fühlte keine Angst mehr, kein Verlangen, sein Dasein war ihm eine nothwendige Last. — — So lebte er hin. . . . .

Büchners Quelle zum „Lenz“.

Die Erzählung Oberlins.

(gedr. Erwinia 1839, S. 6 ff., dann August Stoeber, Der Dichter Lenz und Friederike von Sesenheim, Basel 1842, S. 11—31.)



Den 20. Januar 1778 kam er hierher. Ich kannte ihn nicht. Im ersten Blick sah ich ihn, den Haaren und hängenden Locken nach, für einen Schreinergesellen an; seine freimütige Manier aber zeigte bald, daß mich die Haare betrogen hatten. — „Seien Sie willkommen, ob Sie mir schon unbekannt.“ — „Ich bin ein Freund K . . .’s (Kaufmanns) und bringe ein Compliment von ihm.“ — „Der Name, wenn’s beliebt?“ — „Lenz.“ — „Ha, ha, ist er nicht gedruckt?“ (Ich erinnerte mich, einige Dramen gelesen zu haben, die einem Herrn dieses Namens zugeschrieben wurden.) Er antwortete: „Ja; aber belieben Sie, mich nicht danach zu beurtheilen.“

Wir waren vergnügt untereinander; er zeichnete uns verschiedene Kleidungen der Russen und Livländer vor; wir sprachen von ihrer Lebensart, usw. Wir logirten ihn in das Besuchszimmer im Schulhause.

Die darauf folgende Nacht hörte ich eine Weile im Schlaf laut reden, ohne daß ich mich ermuntern konnte. Endlich fuhr ich plötzlich zusammen, horchte, sprang auf, horchte wieder. Da hörte ich mit Schulmeisterstimme laut sagen: Allez donc au lit — qu’est-ce que c’est que ça — hé dans l’eau par un temps si froid! Allez, allez au lit.

Eine Menge Gedanken durchdrangen sich in meinem Kopf. Vielleicht, dachte ich, ist er ein Nachtwandler und hatte das Unglück, in die Brunnbütte zu stürzen; man muß ihm also Feuer, Tee machen, um ihn zu erwärmen und zu trocknen. Ich warf meine Kleider um mich und hinunter an das Schulhaus. Schulmeister und seine Frau, noch vor Schrecken blaß, sagten mir: Herr Lenz hätte die ganze Nacht nicht geschlafen, wäre hin und her gegangen, aufs Feld hinter dem Hause, wieder herein, endlich hinunter an den Brunnentrog, streckte die Hände ins Wasser, stieg auf den Trog, stürzte sich hinein und plattscherte drin wie eine Ente; sie, Schulmeister und seine Frau, hatten gefürchtet, er wolle sich ertränken, riefen ihm zu — er wieder aus dem Wasser, sagte, er wäre gewohnt, sich im kalten Wasser zu baden und ging wieder auf sein Zimmer. — Gottlob, sagte

ich, daß es weiter nichts ist; Herr K . . . liebt das kalte Bad auch, und Herr L . . . ist ein Freund von Herrn K . . .

Das war für uns alle der erste Schreck; ich eilte zurück, um meine Frau auch zu beruhigen.

Von dem an verrichtete er, auf meine Bitten, sein Baden mit mehrerer Stille.

Den 21. ritt er mit mir nach Belmont, wo wir die allgemeine Großmutter, die 176 Anstämmlinge erlebt, begruben. Daheim kommunicirte er mir mit einer edeln Freimütigkeit, was ihm an meinem Vortrag usw. mißfallen; wir waren vergnügt beieinander, es war mir wohl bei ihm; er zeigte sich in allem als ein liebenswürdiger Jüngling.

Herr K . . . hatte mir sagen lassen: er würde, seiner Braut das Steinthal zu zeigen, zu uns kommen und einen Theologen mitbringen, der gerne hier predigen möchte.

Ich bin nun bald eilf Jahre hier; anfangs waren meine Predigten vortrefflich, nach dem Geschmacke der Steinthaler. Seitdem ich aber dieser guten Leute Fehler kenne und ihre äußerste Unwissenheit in allem, und besonders in der Sprache selbst, in der man ihnen predigt, und ich mich daher so tief mir immer möglich herunterlassen und dem mir nun bekannten Bedürfnis meiner Zuhörer gemäß zu predigen mich bemühe, seitdem hat man beständig daran auszusetzen. Bald heißt es: ich wäre zu scharf; bald: so könne es jeder; bald: meine Mägde hätten mir meine Predigt gemacht usw. Überdies macht mir das Predigen oft mehr Mühe, als alle anderen Teile meines Amtes zusammengenommen. Ich bin daher herzlich froh, wenn bisweilen jemand anders für mich predigen will.

Herr L . . ., nachdem er die Schulen der Conductrices und anderes in Augenschein genommen, und er mir seine Gedanken freimütig über alles mitgeteilt, äußerte mir seinen Wunsch, für mich zu predigen. Ich fragte ihn, ob er der Theolog wäre, von dem mir Herr K . . . hätte sagen lassen? „Ja," sagte er, und ich ließ mir's, um obiger Ursache willen, gefallen; es geschah den darauffolgenden Sonntag, den 25. Ich ging vor den Altar, sprach die Absolution, und Herr L . . . hielt auf der Kanzel eine schöne Predigt, nur mit etwas zu vieler Erschrockenheit. Herr K . . . war mit seiner Braut auch in der Kirche. Sobald er konnte, bat er mich, mit ihm besonders zu gehen, und fragte mich mit bedeutender Miene, wie sich Herr L . . . seitdem betragen, und was wir miteinander gesprochen hätten. Ich sagte ihm, was ich noch davon wußte; Herr K . . . sagte: es wäre gut. Bald darauf war er auch mit Herrn L . . . allein. Es kam mir dies alles etwas bedenklich vor, wollte da nicht fragen,

wo ich sah, daß man geheimnisvoll wäre, nahm mir aber vor, meinen Unterricht weiter zu suchen.

Herr K . . . lud mich freundschaftlich ein, mit ihm zu seiner Hochzeit in die Schweiz zu gehen. So gern ich längst die Schweiz gesehen, einen Lavater, einen Pfenninger und andere Männer gekannt und gesprochen hätte, so sehr meinem Leibe und Gemüte (ich hatte einige harte Monate gehabt) eine Aufmunterung und Stärkung durch eine Reise wünschbar war, so unübersteigliche Hindernisse fand ich auf allzu vielen Seiten. Herr K . . . räumte einen großen Teil durch Mittheilung seines Reiseplanes aus dem Wege; ich überlegte den Rest und fand Möglichkeit.

Am Montag, den 26., nachdem ich meine letzten damaligen Patienten begraben hatte, ging ich den nächsten Weg über den Rhein. Herr L . . . sollte die Kanzel und mein Herr Amtsbruder die eigentlichen Actus pastorales, die den damaligen Umständen nach sparsam oder gar nicht vorkommen sollten, versehen.

Ich kam nicht weiter als bis nach Köndringen und Emmendingen, wo ich Herrn Sander und am zweiten Ort Herrn Schlosser zum erstenmal sah und besprach; sodann über Breisach nach Kolmar, wo ich Herrn Pfeffel und Lerse kennen lernte; und zurück ins Steinthal.

Ich hatte nun hinlänglichen Unterricht in Ansehung Herrn L . . . bekommen, und übrigens so viel Satisfaktion von meiner Reise, daß, so rar bei einem Steinthaler Pfarrer das Geld ist, ich sie nicht um hundert Taler gebe.

Über meine unvermutete Rückkunft war Herr L . . . betroffen und etwas bestürzt, meine Frau aber entzückt und bald darauf, nach einiger Unterredung, auch Herr L . . .

Ich hörte, daß in meiner Abwesenheit vieles auf Herrn L . . .'s Umstände Passendes und für ihn Nützliches gesprochen worden, ungeachtet meine Frau die Umstände selbst, die ich erst auf meiner Reise erfuhr, nicht wußte.

Ich erfuhr ferner, daß Herr L . . ., nach vorhergegangenem eintägigen Fasten, Bestreichung des Gesichts mit Asche, Begehrung eines alten Sackes, den 3. Hornung ein zu Fouday soeben verstorbenes Kind, das Friedericke hieß, aufwecken wollte, welches ihm aber fehlgeschlagen.

Er hatte eine Wunde am Fuß hierher gebracht, die ihn hinken machte und ihn nötigte, hier zu bleiben. Meine Frau verband sie ihm täglich, und man konnte baldige Heilung hoffen. Durch das unruhige Hin- und Herlaufen aber, da er das Kind erwecken wollte, verschlimmerte sich die Wunde so sehr, daß man die Entzündung mit erweichenden Aufschlägen wahren mußte.

Auf unsere und Herrn K . . .'s häufige Vorstellungen hatte er sein Baden eingestellt, um die Heilung der Wunde zu befördern. In der Nacht aber, zwischen 4. und 5. Hornung, sprang er wieder in den Brunnentrog, mit heftiger Bewegung, um, wie er nachher gestand, die Wunde aufs neue zu verschlimmern.

Seit Herrn K . . .'s Besuch logierte Herr L . . . nicht mehr im Schulhaus, sondern bei uns in dem Zimmer über der Kinderstube. Den Tag hindurch war er auf meiner Stube, wo er sich mit Zeichnen und Malen der Schweizergegenden, mit Durchblättern und Lesen der Bibel, mit Predigtschreiben und Unterredung mit meiner Frau beschäftigte.

Den 5. Hornung kam ich von meiner Reise zurück; er war, wie ich oben gesagt, anfangs darüber bestürzt und bedauerte sehr, daß ich nicht in der Schweiz gewesen. Ich erzählte ihm, daß Herr Hofrat Pfeffel die Landgeistlichen so glücklich schätzt und ihren Stand beneidenswert hält, weil er so unmittelbar zur Beglückung des Nächsten aufweckt. Es machte Eindruck auf ihn. Ich bediente mich dieses Augenblicks, ihn zu ermahnen, sich dem Wunsche seines Vaters zu unterwerfen, sich mit ihm auszusöhnen usw.

Da ich bei manchen Gelegenheiten wahrgenommen, daß sein Herz von fürchterlicher Unruhe gemartert wurde, sagte ich ihm, er würde sodann wieder zur Ruhe kommen, und schwerlich eher, denn Gott wüßte seinem Worte: „Ehre Vater und Mutter" Nachdruck zu geben usw.

Alles, was ich sagte, waren nur meistens Antworten auf abgebrochene, oft schwer zu verstehende Worte, die er in großer Beklemmung seines Herzens ausstieß. Ich merkte, daß er bei Erinnerung getaner, mir unbekannter Sünde schauderte, an der Möglichkeit der Vergebung zweifelte; ich antwortete ihm darauf; er hob seinen niederhängenden Kopf auf, blickte gen Himmel, rang die Hände und sagte: „Ach! ach! göttlicher Trost — ach — göttlich, o — ich bete — ich bete an!" Er sagte mir sodann ohne Verwirrung, daß er nun Gottes Regierung erkenne und preise, die mich so bald, ihn zu trösten, wieder heimgeführt.

Ich gieng im Zimmer hin und her, packte aus, legte in Ordnung, stellte mich zu ihm hin. Er sagte mit freundlicher Miene: „Bester Herr Pfarrer, können Sie mir doch nicht sagen, was das Frauenzimmer macht, dessen Schicksal mir so zentnerschwer auf dem Herzen liegt?" Ich sagte ihm, ich wisse von der ganzen Sache nichts, ich wolle ihm in allem, was ihn wahrhaft beruhigen könne, aus allen Kräften dienen, er müßte mir aber Ort und Personen nennen. Er antwortete nicht, stand in der erbärmlichsten Stellung, redete gebrochene Worte: „Ach!

ist sie tot? Lebt sie noch? — Der Engel, sie liebte mich — ich liebte sie, sie war's würdig — o, der Engel! Verfluchte Eifersucht! ich habe sie aufgeopfert — sie liebte noch einen andern — aber sie liebte mich — ja herzlich — aufgeopfert — die Ehe hatte ich ihr versprochen, hernach verlassen — o, verfluchte Eifersucht — — o, gute Mutter! auch die liebte mich — ich bin euer Mörder!"

Ich antwortete, wie ich konnte, sagte ihm unter anderm, vielleicht lebten diese Personen alle noch, und vielleicht vergnügt; es mag sein wie es wolle, so könnte und würde Gott, wenn er sich zu ihm bekehrt haben würde, diesen Personen auf sein Gebet und Tränen, so viel Gutes erweisen, daß der Nutzen, den sie sodann von ihm hätten, den Schaden, so er ihnen zugefügt, leicht und vielleicht weit überwiegen würde. — Er wurde jedoch nach und nach ruhiger und ging an sein Malen.

Herr C . . . hatte mir zu Emmendingen einige in Papier gepackte Gerten nebst einem Brief für ihn mitgegeben. Eines Males kam er zu mir; auf der linken Schulter hatte er ein Stück Pelz, so ich, wenn ich mich der Kälte lange aussetzen muß, auf den Leib zu legen gewohnt bin. In der Hand hielt er die noch eingepackten Gerten; er gab sie mir, mit Begehren, ich solle ihn damit herumschlagen. Ich nahm die Gerten aus seiner Hand, drückte ihm einige Küsse auf den Mund und sagte: Dies wären die Streiche, die ich ihm zu geben hätte, er möchte ruhig sein, seine Sachen allein mit Gott ausmachen; alle möglichen Schläge würden keine einzige seiner Sünden tilgen, dafür hätte Jesus gesorgt, zu dem möchte er sich wenden. Er gieng.

Beim Nachtessen war er etwas tiefsinnig. Doch sprachen wir von allerlei. Wir gingen endlich vergnügt voneinander zu Bette. — Um Mitternacht erwachte ich plötzlich; er rannte durch den Hof, rief mit harter, etwas hohler Stimme einige Silben, die ich nicht verstand; seitdem ich aber weiß, daß seine Geliebte Friedericke hieß, kommt es mir vor, als ob es dieser Name gewesen wäre, — mit äußerster Schnelle, Verwirrung und Verzweiflung ausgesprochen. Er stürzte sich, wie gewöhnlich, in den Brunnentrog, patschte drin, wieder heraus und hinauf in sein Zimmer, wieder hinunter in den Trog, und so einige Mal — endlich wurde er still. Meine Mägde, die in dem Kindsstübchen unter ihm schliefen, sagten, sie hätten oft, insonderheit aber in selbiger Nacht, ein Brummen gehört, das sie mit nichts als mit dem Ton einer Habergeise zu vergleichen wüßten. Vielleicht war es sein Winseln mit hohler, fürchterlicher, verzweifelnder Stimme.

Freitag, den 6., den Tag nach meiner Zurückkunft, hatte

ich beschlossen, nach Rothau zu Herrn Pfarrer Schweighäuser zu reiten. Meine Frau ging mit. Sie war schon fort, und ich im Begriff, auch abzureisen. Aber welch ein Augenblick! Man klopft an meiner Tür, und Herr L . . . tritt herein mit vorwärts gebogenem Leibe, niederwärts hängendem Haupt, das Gesicht über und über und das Kleid hier und da mit Asche verschmiert, mit der rechten Hand an dem linken Arm haltend. Er bat mich, ihm den Arm zu ziehen, er hätte ihn verrenkt, er hätte sich vom Fenster heruntergestürzt; weil es aber niemand gesehen, möcht' ich's auch niemand sagen.

Ich tat, was er wollte, und schrieb eilends an Sebastian Scheidecker, Schullehrer von Bellefosse, er solle herunterkommen, Herrn L . . . hüten. Ich eilte fort. Sebastian kam und richtete seine Kommission unvergleichlich aus, stellte sich, als ob er mit uns hätte reden wollen, sagte ihm, daß, wenn er wüßte, daß er ihm nicht überlästig oder von etwas abhielte, wünschte er sehr, einige Stunden in seiner Gesellschaft zu sein. Herr L . . . nahm es mit besonderem Vergnügen an und schlug einen Spaziergang nach Fouday vor, — gut. Er besuchte das Grab des Kindes, das er hatte erwecken wollen, kniete zu verschiedenen Malen nieder, küßte die Erde des Grabes, schien betend, doch mit großer Verwirrung, riß etwas von der auf dem Grabe stehenden Krone ab, als ein Andenken, ging wieder zurück gen Waldersbach (Waldbach), kehrte wieder um, und Sebastian immer mit. Endlich mochte Herr L . . . die Absicht seines Begleiters erraten; er suchte Mittel, ihn zu entfernen. Sebastian schien ihm nachzugeben, fand aber heimlich Mittel, seinen Bruder Martin von der Gefahr zu benachrichtigen, und nun hatte Herr L . . . zween Aufseher statt einen. Er zog sie wacker herum, endlich ging er nach Waldersbach zurück, und da sie nahe am Dorfe waren, kehrte er wie ein Blitz um und sprang, ungeachtet seiner Wunde am Fuß, wie ein Hirsch gen Fouday zurück. Sebastian kam zu uns, um das Vorgegangene zu berichten, und sein Bruder setzte dem Kranken nach. Indem er ihn zu Fouday suchte, kamen zwei Krämer und erzählten ihm, man hätte in einem Hause einen Fremden gebunden, der sich für einen Mörder ausgäbe und der Justiz ausgeliefert sein wollte, der aber gewiß kein Mörder sein könne. Martin lief in das Haus und fand es so; ein junger Mensch hatte ihn, auf sein ungestümes Anhalten, in der Angst gebunden. Martin band ihn los und brachte ihn glücklich nach Waldersbach. Er sah verwirrt aus; da er aber sah, daß ich ihn wie immer freundschaftlich und liebreich empfieng und behandelte, bekam er wieder Mut, sein Gesicht veränderte sich vorteilhaftig, er dankte seinen beiden

Begleitern freundlich und zärtlich, und wir brachten den Abend vergnügt zu.

Ich bat ihn inständig, nicht mehr zu baden, die Nacht ruhig im Bette zu bleiben, und wenn er nicht schlafen könnte, sich mit Gott zu unterhalten usw. Er versprach's, und wirklich tat er's die folgende Nacht; unsere Mägde hörten ihn fast die ganze Nacht hindurch beten.

Den folgenden Morgen, Samstag den 7., kam er mit vergnügter Miene auf mein Zimmer. Ich hoffte, wir würden bald am Ende unserer gegenseitigen Qual sein; aber leider, der Erfolg zeigte was anders.

Nachdem wir verschiedenes gesprochen hatten, sagte er mir mit ausnehmender Freundlichkeit: „Liebster Herr Pfarrer, das Frauenzimmer, von dem ich ihnen sagte, ist gestorben, ja gestorben — o, der Engel!" — „Woher wissen Sie das?" — „Hieroglyphen — Hieroglyphen!" — und dann gen Himmel geschaut und wieder: „Ja — gestorben — Hieroglyphen!" — Er schrieb einige Briefe, gab mir sie sodann zu, mit der Bitte, ich möchte noch selbst einige Zeilen darunter setzen.

Ich hatte mit einer Predigt zu tun und steckte die Briefe indessen in meine Tasche. In dem einen an eine adlige Dame in W. schien er sich mit Abadonna zu vergleichen; er redete von Abschied. — Der Brief war mir unverständlich, auch hatte ich nur einen Augenblick Zeit, ihn zu übersehen, ehe ich ihn von mir gab. In dem andern an die Mutter seiner Geliebten, sagte er, er könne ihr diesmal nicht mehr sagen, als daß ihre Friedericke nun ein Engel sei und sie würde Satisfaktion bekommen.

Der Tag ging vergnügt und gut hin. Gegen Abend wurde ich nach Bellefosse zu einem Patienten geholt. Da ich zurückkam, kam mir Herr L . . . entgegen. Es war gelind Wetter und Mondschein. Ich bat ihn, nicht weit zu gehen und seines Fußes zu schonen. Er versprach's.

Ich war nun auf meinem Zimmer und wollte ihm jemand nachschicken, als ich ihn die Stiege herauf in sein Zimmer gehen hörte. Einen Augenblick nachher platzte etwas im Hof mit so starkem Schall, daß es mir unmöglich von dem Fall eines Menschen herkommen zu können schien. Die Kindsmagd kam todtblaß und am ganzen Leibe zitternd zu meiner Frau: Herr L . . . hätte sich zum Fenster hinausgestürzt. Meine Frau rief mir mit verwirrter Stimme — ich sprang heraus, und da war Herr L . . . schon wieder in seinem Zimmer.

Ich hatte nur einen Augenblick Gelegenheit, einer Magd zu sagen: „Vite, chez l'homme juré, qu'il me donne deux hommes," und hierauf zu Herrn Lenz.

Ich führte ihn mit freundlichen Worten auf mein Zimmer; er zitterte vor Frost am ganzen Leibe. Am Oberleib hatte er nichts an als das Hemd, welches zerrissen und samt der Unterkleidung über und über kothig war. Wir wärmten ihm ein Hemd und Schlafrock und trockneten die seinigen. Wir fanden, daß er in der kurzen Zeit, die er ausgegangen war, wieder mußte versucht haben sich zu ertränken, aber Gott hatte auch da wieder gesorgt. Seine Kleidung war durch und durch naß.

Nun, dachte ich, hast du mich genug betrogen, nun mußt du betrogen, nun ist's aus, nun mußt du bewacht sein. Ich wartete mit großer Ungeduld auf die zwei begehrten Mann. Ich schrieb indessen an meiner Predigt fort und hatte Herrn L . . . am Ofen, einen Schritt weit von mir, sitzen. Keinen Augenblick traute ich von ihm, ich mußte harren. Meine Frau, die um mich besorgt war, blieb auch. Ich hätte so gerne wieder nach den begehrten Männern geschickt, konnte aber durchaus nicht mit meiner Frau oder sonst jemand davon reden: laut, hätte er's verstanden; heimlich, das wollten wir nicht, weil die geringste Gelegenheit zu Argwohn auf solche Personen allzu heftig Eindruck macht. Um halb neun gingen wir zum Essen; es wurde, wie natürlich, wenig geredet; meine Frau zitterte vor Schrecken und Herr L . . . vor Frost und Verwirrung.

Nach kaum viertelstündigem Beisammensitzen fragte er mich, ob er nicht hinauf in mein Zimmer dürfte? — „Was wollen Sie machen, mein Lieber?" — „Etwas lesen." — „Gehen Sie in Gottes Namen"; — er gieng, und ich, mich stellend, als ob ich genug gegessen, folgte ihm.

Wir saßen; ich schrieb, er durchblätterte meine französische Bibel mit furchtbarer Schnelle und ward endlich stille. Ich ging einen Augenblick in die Stubenkammer, ohne im allergeringsten mich aufzuhalten, nur etwas zu nehmen, das in dem Pult lag. Meine Frau stand inwendig in der Kammer an der Tür und beobachtete Herrn L . . .; ich faßte den Schritt wieder herauszugehen, da schrie meine Frau mit gräßlicher, hohler Stimme: „Herr Jesus, er will sich erstechen!" In meinem Leben habe ich keinen solchen Ausdruck eines tödlichen, verzweifelten Schreckens gesehen, als in dem Augenblick, in den verwilderten, gräßlich verzogenen Gesichtszügen meiner Frau.

Ich war haußen. — „Was wollen Sie doch immer machen, mein Lieber?" — Er legte die Scheere hin. — Er hatte mit scheußlich starren Blicken umhergeschaut, und da er niemand in der Verwirrung erblickte, die Scheere still an sich gezogen, mit fest zusammengezogener Faust sie gegen das Herz gesetzt, alles dies so schnell, daß nur Gott den Stoß so lange aufhalten

konnte, bis das Geschrei meiner Frau ihn erschreckte und etwas zu sich selber brachte. Nach einigen Augenblicken nahm ich die Scheere, gleichsam als in Gedanken und wie ohne Absicht auf ihn, hinweg; dann, da er mich feierlich versichern wollte, daß er sich nicht damit umzubringen gedacht hätte, wollte ich nicht tun, als wenn ich ihm gar nicht glaubte.

Weil alle vorigen Vorstellungen wider seine Entleibungsversuche nichts bei ihm gefruchtet hatten, versuchte ich's auf eine andere Art. Ich sagte ihm: „Sie waren bei uns durchaus ganz fremd, wir kannten Sie ganz und gar nicht; Ihren Namen haben wir ein einzig Mal aussprechen hören, ehe wir Sie gekannt; wir nahmen Sie mit Liebe auf, meine Frau pflegte Ihren kranken Fuß mit so großer Geduld, und Sie erzeigen uns so viel Böses, stürzen uns aus einem Schrecken in den andern." — Er war gerührt, sprang auf, wollte meine Frau um Verzeihung bitten; sie aber fürchtete sich nun noch so viel vor ihm, sprang zur Tür hinaus; er wollte nach, sie aber hielt die Türe zu. — Nun jammerte er, er hätte meine Frau umgebracht, das Kind umgebracht, so sie trage; alles, alles bring' er um, wo er hinkäme. — „Nein, mein Freund, meine Frau lebt noch, und Gott kann die schädlichen Folgen des Schreckens wohl hemmen, auch würde ihr Kind nicht davon sterben, noch Schaden leiden." — Er wurde wieder ruhiger. Es schlug bald zehn Uhr. Indessen hatte meine Frau in die Nachbarschaft um schleunige Hilfe geschickt. Man war in den Betten; doch kam der Schulmeister, that, als ob er mich etwas zu fragen hätte, erzählte mir etwas aus dem Kalender, und Herr L . . ., der indessen wieder munter wurde, nahm auch Theil am Diskurs, wie wenn durchaus nichts vorgefallen wäre.

Endlich winkte man mir, daß die zwei begehrten Männer angekommen — o wie war ich so froh! Es war Zeit. Eben begehrte Herr L . . . zu Bette zu gehen. Ich sagte zu ihm: „Wir lieben Sie, Sie sind davon überzeugt, und Sie lieben uns, das wissen wir ebenso gewiß. Durch Ihre Entleibung würden Sie Ihren Zustand verschlimmern, nicht verbessern; es muß uns also an Ihrer Erhaltung gelegen sein. Nun aber sind Sie, wenn Sie die Melancholie überfällt, Ihrer nicht Meister; ich habe daher zwei Männer gebeten, in Ihrem Zimmer zu schlafen (wachen dachte ich), damit Sie Gesellschaft und, wo es nöthig, Hilfe hätten." Er ließ sich's gefallen.

Man wundere sich nicht, daß ich so sagte und mit ihm umgieng; er zeigte immer großen Verstand und ein ausnehmend theilnehmendes Herz; wenn die Anfälle der Schwermut vorüber waren, schien alles so sicher und er selbst war so liebenswürdig,

daß man sich fast ein Gewissen daraus machte, ihn zu argwohnen oder zu geniren. Man setze noch das zärtlichste Mitleiden hinzu, das seine unermeßliche Qual, deren Zeuge wir nun so oft gewesen, uns einflößen mußte. Denn fürchterlich und höllisch war es, was er ausstand, und es durchbohrte und zerschnitt mir das Herz, wenn ich an seiner Seite die Folgen der Prinzipien, die so manche heutige Modebücher einflößen, die Folgen seines Ungehorsams gegen seinen Vater, seiner herumschweifenden Lebensart, seiner unzweckmäßigen Beschäftigungen, seines häufigen Umgangs mit Frauenzimmern, durchempfinden mußte. Es war mir schrecklich, und ich empfand eigene, nie empfundene Marter, wenn er, auf den Knien liegend, seine Hand in meiner, seinen Kopf auf meinem Knie gestützt, sein blasses, mit kaltem Schweiß bedecktes Gesicht, in meinen Schlafrock verhüllt, am ganzen Leibe bebend und zitternd; wenn er so nicht beichtete, aber die Ausflüsse seines gemarterten Gewissens und unbefriedigten Sehnsucht nicht zurückhalten konnte. — Er war mir um so bedauernswürdiger, je schwerer ihm zu seiner Beruhigung beizukommen war, da unsere gegenseitigen Prinzipien einander gewaltig zuwider, wenigstens voneinander verschieden schienen.

Nun wieder zur Sache: Ich sagte, er ließ sich's gefallen, zwei Männer auf seinem Zimmer zu haben. Der eine seiner Wächter durchschaute ihn mit starren, erschrockenen Augen. Um diesen etwas zu beruhigen, sagte ich dem Herrn L . . . nun vor den zwei Wächtern auf Französisch, was ich ihm schon auf meinem Zimmer gesagt hatte, nämlich, daß ich ihn liebte, so wie er mich; daß ich seine Erhaltung wünschte und wünschen müßte, da er selbst sähe, daß ihm die Anfälle seiner Melancholie fast keine Macht mehr über ihn ließen; ich hätte daher diese zwei Bürger gebeten, bei ihm zu schlafen, damit er Gesellschaft und, im Fall der Not, Hülfe hätte. Ich beschloß dies mit einigen Küssen, die ich dem unglücklichen Jüngling von ganzem Herzen auf den Mund drückte, und ging mit zerschlagenen, zitternden Gliedern zur Ruhe.

Da er im Bett war, sagte er unter anderm zu seinen Wächtern: „Écoutez, nous ne voulons point faire de bruit, si vous avez un couteau, donnez-le moi tranquillement et sans rien craindre.“ Nachdem er oft deswegen in sie gesetzt und nichts zu erhalten war, so fieng er an, sich den Kopf an die Wand zu stoßen. Während dem Schlaf hörten wir ein öfteres Poltern, das uns bald zu-, bald abzunehmen schien, und wovon wir endlich erwachten. Wir glaubten, es wäre auf der Bühne, konnten aber keine Ursache davon errathen. — Es schlug drei, und das Poltern währte fort; wir schellten, um ein Licht zu bekommen; unsere Leute waren alle in fürchterlichen Träumen versenkt und

hatten Mühe, sich zu ermuntern. Endlich erfuhren wir, daß das Poltern von Herrn L . . . käme und zum Teil von den Wächtern, die, weil sie ihn nicht aus den Händen lassen durften, durch Stampfen auf dem Boden Hilfe begehrten. Ich eilte auf sein Zimmer. Sobald er mich sah, hörte er auf, sich den Wärtern aus den Händen ringen zu wollen. Die Wärter ließen dann auch nach ihn festzuhalten. Ich winkte ihnen, ihn freizulassen, redete mit ihm, und auf sein Begehren, für ihn zu beten, betete ich mit ihm. Er bewegte sich ein wenig, und einsmals schmiß er seinen Kopf mit großer Gewalt an die Wand; die Wächter sprangen zu und hielten ihn wieder.

Ich ging und ließ einen dritten Wächter rufen. Da Herr L . . . den dritten sah, spottete er ihrer, sie würden alle drei nicht stark genug für ihn sein.

Ich befahl nun insgeheim, mein Wäglein einzurichten, zu decken, noch zwei Pferde zu suchen zu den meinigen, beschickte Seb. Scheidecker, Schullehrer von Bellefosse, und Johann David Bohy, Schullehrer von Solb, zween verständige, entschlossene Männer und beide von Herrn L . . . geliebt. Johann Georg Claude, Kirchenpfleger von Waldersbach, kam auch; es wurde lebendig im Haus, ob es schon noch nicht Tag war. Herr L . . . merkte was, und so sehr er bald List, bald Gewalt angewendet hatte, loszukommmen, den Kopf zu zerschmettern, ein Messer zu bekommen, so ruhig schien er auf einmal.

Nachdem ich alles bestellt hatte, ging ich zu Herrn L . . ., sagte ihm, damit er bessere Verpflegung nach seinen Umständen haben könnte, hätte ich einige Männer gebeten, ihn nach Straßburg zu begleiten, und mein Wäglein stände ihm dabei zu Diensten.

Er lag ruhig, hatte nur einen einzigen Wächter bei sich sitzen. Auf meinen Vortrag jammerte er, bat mich nur noch acht Tage mit ihm Geduld zu haben (man mußte weinen, wenn man ihn sah). — Doch sprach er, er wolle es überlegen. Eine Viertelstunde darauf ließ er mir sagen: Ja, er wolle verreisen, stand auf, kleidete sich an, war ganz vernünftig, packte zusammen, dankte jedem insbesondere auf das Zärtlichste, auch seinen Wächtern, suchte meine Frau und Mägde auf, die sich vor ihm versteckt und stille hielten, weil kurz vorher noch, sobald er nur eine Weiberstimme hörte oder zu hören glaubte, er in größere Wut gerieth. Nun fragte er nach allen, dankte allen, bat alle um Vergeb ung, kurz, nahm von jedem so rührenden Abschied, daß aller Augen in Tränen gebadet stunden.

Und so reiste dieser bedauernswürdige Jüngling von uns ab, mit drei Begleitern und zwei Fuhrleuten. Auf der Reise wandte

er nirgends keine Gewalt an, da er sich übermannt sah; aber wohl List, besonders zu Ensisheim, wo sie über Nacht blieben. Aber die Schulmeister erwiderten seine listige Höflichkeit mit der ihrigen, und alles ging vortrefflich wohl aus.

So oft wir reden, wird von uns geurtheilt, will geschweigen, wenn wir handeln. Hier schon fällt man verschiedene Urtheile von uns; die einen sagten: wir hätten ihn gar nicht aufnehmen sollen, — die anderen: wir hätten ihn nicht so lange behalten, — und die dritten: wir hätten ihn noch nicht fortschicken sollen.

So wird es, denke ich, zu Straßburg auch sein. Jeder urtheilt nach seinem besonderen Temperament (und anders kann er nicht) und nach der Vorstellung, die er sich von der ganzen Sache macht; die aber unmöglich getreu und richtig sein kann, wenigstens mußten unendlich viele Kettengleiche darin fehlen, ohne die man kein richtig Urtheil fällen kann, die aber außer uns nur Gott bekannt sein und werden können; weil es unmöglich wäre sie getreu zu beschreiben, und doch oft in einem Ton, in einem Blick, der nicht beschrieben werden kann, etwas steckt, das mehr bedeutet, als vorhergegangene erzählbare Handlungen.

Alles, was ich auf die nun, auch die zu erwartenden, einander zuwiderlaufenden, sich selbst bestreitenden Urtheile antworten werde, ist: Alles, was wir hierin getan, haben wir vor Gott getan, und so, wie wir jedesmal allen Umständen nach glaubten, daß es das Beste wäre.

Ich empfehle den bedauernswürdigen Patienten der Fürbitte meiner Gemeinen und empfehle ihn in der nämlichen Absicht jedem, der dies liest.

Der hessische Landbote.



Bevor Büchner zum Dichter wurde, war er Politiker. Sein früh entfesselter Drang nach Wirken und Schaffen, nach einer Durchführung seiner Ideen und Hoffnungen mußte ihn zunächst sich den von harten Realitäten erfüllten Zuständen seiner Zeit zuwenden lassen, bevor er ernüchtert und belehrt in die idealeren Sphären seiner Dichtung sich zurückzog. Die jungen Leute, die Studenten, sie waren ja fast alle in dieser unruhig aufgeregten Epoche zwischen den Revolutionen, von 1830—1848, Verehrer der Freiheit, Anhänger des Umsturzes. Büchner sah sich überall, in Straßburg wie in Gießen, von geistigen Strömungen umflutet, die bald in phrasenhaft-eitlen, bald in schwärmerisch-unklaren Wogen dem Ziel einer Regierungs- und Weltverbesserung zudrängten. Doch von Anfang an trennten ihn von diesen Instinkten der Menge sein ungewöhnlich selbständiger Charakter, sein durchdringend klarer Verstand. Überlegen kritisch urteilt er in Straßburg über die phantastisch auftretenden Anhänger des Saint-Simonismus, verhöhnt die demokratischen Komödien der Liberalen und anderer „republikanischer Zierbengel", hält sich in Gießen fern von der lärmenden Freiheitsbegeisterung der Burschenschafter. In diesem frühreifen Weltbetrachter, der sich keinen Augenblick über die eigentliche Nutzlosigkeit der Julirevolution täuscht und das so schlecht organisierte Frankfurter Attentat als „revolutionären Kinderstreich" kennzeichnet, lebte ein Realpolitiker, ein grimmiger Feind aller Ideologen und Utopien. Aber endlich bricht sein schweigend genährter Haß der bestehenden Verhältnisse, die Wut über die kleinlich beschränkte politische Geschäftigkeit um ihn her doch in einer Anteilnahme an dem herrschenden Revolutionstreiben durch. Seine Verachtung der Reichen, das tiefe Mitleid mit den Ausgesogenen und Hungernden zwingt den einsamen Propheten, zu den Niederungen der Partei herabzusteigen und in der bereits bestehenden Organisation der Unzufriedenen und Aufständischen ein Werkzeug für seine Absicht zu suchen.

So kam Büchner mit dem Führer der liberalen Bewegung in Hessen, dem Pfarrer Weidig, in Beziehung und strebte nun mit der ganzen Wucht seines leidenschaftlichen Temperaments und

seiner zähen Energie, seine Ideen in diesem demokratisch-revolutionären Kreise durchzusetzen. Das literarische Dokument dieses kurzen, wild erregten Wirkens, das mit der drohenden Verhaftung und glücklichen Flucht des jungen Umstürzlers endete, ist sein Flugblatt, „Der hessische Landbote", mit dem er unter der Masse der Bauern eine Empörung entfesseln wollte. Wir sind über die Entstehung dieser Schrift gut unterrichtet durch die gerichtlichen Zeugenaussagen eines Büchner sklavisch treu ergebenen Mannes, des Studenten August Becker, der in jenen Tagen sein intimster Vertrauter war und später nach Büchners Tode in der gegen die Verschwörer eingeleiteten Verhandlung ausführliche Mitteilungen über den Landboten und seine Geschichte gemacht hat. Die Protokolle sind von Noellner in seiner „Aktenmäßigen Darlegung des wegen Hochverrates eingeleiteten gerichtlichen Verfahrens gegen Pfarrer D. Friedrich Ludwig Weidige" (Darmstadt 1844) veröffentlicht.

Durch Becker hat Büchner um Neujahr 1834 Weidig kennen gelernt. Sein Plan war es nun, durch eine Flugschrift auf die Massen zu wirken, und zwar wollte er sich hauptsächlich an die Bauern wenden, die durch eine Darstellung ihrer materiellen Not zur höchsten Erbitterung und zur Empörung gedrängt werden sollten. Damit trat er in einen starken Gegensatz zu Weidig, der als echter Liberaler die geistige Unfreiheit, die politische Knechtschaft in den Vordergrund stellte, von einem geeinigten Deutschland träumte und als Romantiker und Theologe zugleich für die deutsche Kaiseridee und religiöse Utopien schwärmte. Er hatte sich in seinen Flugblättern „Leuchter und Beleuchter für Hessen, oder der Hessen Notwehr" nur an die Gebildeten gewandt. Büchner aber meinte, „es sei in seinen Augen bei weitem nicht so betrübend, daß dieser oder jener Liberale seine Gedanken nicht drucken lassen dürfe, als daß viele tausend Familien nicht imstande wären, ihre Kartoffeln zu schmälzen". So ward denn seine Schrift „eine schwärmerische, mit Beispielen belegte Predigt gegen den Mammon, wo er sich auch finde". Er erinnerte geschickt an den hessischen Bauernaufstand von 1830, der in einem blutigen Zusammenstoß mit den Soldaten bei dem Orte Södel geendet hatte, und dessen Anführer in dem Landeszuchthaus „Marienschloß" zu Rockenberg saßen. Nicht den Kampf der Untertanen gegen Fürsten und Staatsdiener oder gegen ein Regierungsprinzip wollte er; er rief zum Krieg der Armen gegen die Reichen; er malte in erschütternden Bildern die Ungerechtigkeit des Menschenloses und stachelte in heiligem Zorn die Hungernden auf zu Rächern ihres Elendes. Seine vorläufige Absicht war aber freilich wohl nur ein Experiment.

Er wollte mit seinem Alarmruf die Stimmung der Revolutionäre erforschen, erproben, „inwieweit das deutsche Volk geneigt sei, an einer Revolution Anteil zu nehmen“. „Als er später hörte,“ erklärte Becker, „daß die Bauern die meisten gefundenen Flugschriften auf die Polizei ablieferten, als er vernahm, daß sich auch die Patrioten gegen seine Flugschrift ausgesprochen, gab er alle seine politischen Hoffnungen in bezug auf ein Anderswerden auf.“

Ende März 1834 war die Schrift vollendet; Büchner hatte sich dazu von Weidig durch Becker eine Statistik des Großherzogtums Hessen entliehen, die er ausgiebig benutzte. Das Flugblatt wurde in einer der ersten Sitzungen der von Büchner gegründeten, nach dem großen französischen Arbeiterbund genannten „Gesellschaft der Menschenrechte“ vorgelesen und fand begeisterten Beifall. Schwere Bedenken erregte sie dagegen bei Weidig und seinen Freunden; der revolutionäre Pfarrer erklärte, sie könne nur verbreitet werden, wenn er selbst sie vorher umarbeite. Weidig hat dann so tiefgreifende Veränderungen im Text des Flugblatts vorgenommen, daß Büchner es nicht mehr als sein Werk anerkennen wollte und sagte, Weidig habe „ihm gerade das, worauf er das meiste Gewicht gelegt habe, und wodurch alles andere gleichsam legitimiert werde, durchgestrichen“. Gemeint sein kann nur der große soziale Grundgedanke, der jetzt nicht mehr klar hervortritt. Nach Beckers Aussage sind Titel, Vorbericht, die biblischen Stellen, sowie überhaupt der Schluß von Weidig; an Stelle der „Reichen“ ist immer die „Vornehmen“ gesetzt und das, was gegen die sogenannte liberale Partei gesagt war, weggelassen. Wir haben in unserem Abdruck, wie das schon Franzos und E. David in seiner Ausgabe (2. Auflage, München 1896) ähnlich getan, die Einschübe Weidigs durch eckige Klammern von Büchners Text abgesondert, um die ursprüngliche Geschlossenheit und Größe der Auffassung wenigstens so rein hervortreten zu lassen, wie das eben noch möglich ist.

Über die Stellung des „Hessischen Landboten“ in der Geschichte des deutschen Flugblattes, über seinen Anspruch auf den Titel der „ersten sozialistischen Flugschrift“, über die Eigenart des Stils gegenüber Vorbildern wie den Pamphleten des Bauernkrieges, den Flugschriften Arndts oder Paul Louis Couriers, über die Zeitstimmung und historische Bedeutung des Werkes wird bei der allgemeinen Würdigung von Büchners Schriften gesprochen.



[Der Hessische Landbote.

Erste Botschaft.

Darmstadt, im Juli 1834.

Vorbericht.

Dieses Blatt soll dem hessischen Lande die Wahrheit melden, aber wer die Wahrheit sagt, wird gehenkt; ja sogar der, welcher die Wahrheit liest, wird durch meineidige Richter vielleicht gestraft. Darum haben die, welchen dies Blatt zukommt, Folgendes zu beobachten:

1. Sie müssen das Blatt sorgfältig außerhalb ihres Hauses vor der Polizei verwahren;
2. sie dürfen es nur an treue Freunde mittheilen;
3. denen, welchen sie nicht trauen, wie sich selbst, dürfen sie es nur heimlich hinlegen;
4. würde das Blatt dennoch bei einem gefunden, der es gelesen hat, so muß er gestehen, daß er es eben dem Kreisrath habe bringen wollen;
5. wer das Blatt nicht gelesen hat, wenn man es bei ihm findet, ist natürlich ohne Schuld.

Friede den Hütten! Krieg den Palästen!

Im Jahre 1834 siehet es aus, als würde die Bibel Lügen gestraft. Es sieht aus, als hätte Gott die Bauern und Handwerker am fünften Tage und die Fürsten und Vornehmen am sechsten gemacht, und als hätte der Herr zu diesen gesagt: Herrschet über alles Gethier, das auf Erden kriecht, und hätte die Bauern und Bürger zum Gewürm gezählt.]

Das Leben der Vornehmen ist ein langer Sonntag, sie wohnen in schönen Häusern, sie tragen zierliche Kleider, sie haben feiste Gesichter und reden eine eigne Sprache; das Volk aber liegt vor ihnen wie Dünger auf dem Acker. Der Bauer geht hinter dem Pflug, der Vornehme aber geht hinter ihm und dem Pflug und treibt ihn mit dem Ochsen am Pflug, er nimmt das Korn und läßt ihm die Stoppeln. Das Leben des Bauern ist ein langer Werktag; Fremde verzehren seine Aecker vor seinen Augen, sein Leib ist eine Schwiele, sein Schweiß ist das Salz auf dem Tische des Vornehmen.

Im Großherzogthum Hessen sind 718,373 Einwohner, die geben an den Staat jährlich an 6,363,436 Gulden als

1. Direkte Steuern . .	2,128,131	fl.
2. Indirekte Steuern .	2,478,264	„
3. Domänen	1,547,394	„
4. Regalien	46,938	„
5. Geldstrafen . . .	98,511	„
6. Verschiedene Quellen	64,198	„
	6,363,436	fl.

Dieses Geld ist der Blutzehnte, der von dem Leib des Volkes genommen wird. An 700,000 Menschen schwitzen, stöhnen und hungern dafür. Im Namen des Staates wird es erpreßt. Die Presser berufen sich auf die Regierung und die Regierung sagt, das sei nöthig, die Ordnung im Staat zu erhalten. Was ist denn nun das für ein gewaltiges Ding, der Staat? Wohnt eine Anzahl Menschen in einem Lande, und es sind Verordnungen oder Gesetze vorhanden, nach denen jeder sich richten muß, so sagt man, sie bilden einen Staat. Der Staat also sind Alle; die Ordner im Staat sind die Gesetze, durch welche das Wohl Aller gesichert wird, und die aus dem Wohl Aller hervorgehen sollen. Seht nun, was man in dem Großherzogthum Hessen aus dem Staat gemacht hat; seht was es heißt, die Ordnung im Staate erhalten! 700,000 Menschen bezahlen dafür 6 Millionen, d. h. sie werden dafür zu

Ackergäulen und Pflugstieren gemacht, damit sie in Ordnung leben. In Ordnung leben heißt hungern und geschunden werden.

Wer sind denn die, welche diese Ordnung gemacht haben, und die wachen, diese Ordnung zu erhalten? Das ist die Großherzogliche Regierung. Die Regierung wird gebildet von dem Großherzog und seinen obersten Beamten, die andern Beamten sind Männer, die von der Regierung berufen werden, um jene Ordnung in Kraft zu erhalten. Ihre Anzahl ist Legion: Staatsräthe und Regierungsräthe, Landräthe und Kreisräthe, Geistliche Räthe und Schulräthe, Finanzräthe und Forsträthe u. s. w. mit allem ihrem Heer von Sekretären u. s. w. Das Volk ist ihre Heerde, sie sind seine Hirten, Melker und Schinder; sie haben die Häute der Bauern an, der Raub der Armen ist in ihrem Hause; die Thränen der Wittwen und Waisen sind das Schmalz auf ihren Gesichtern; sie herrschen frei und ermahnen das Volk zur Knechtschaft. Ihnen gebt ihr 6,000,000 fl. Abgaben; sie haben dafür die Mühe, euch zu regieren; d. h. sich von euch füttern zu lassen und euch eure Menschen- und Bürgerrechte zu rauben. Sehet was die Ernte eueres Schweißes ist!

Für das Ministerium des Innern und der Gerechtigkeitspflege werden bezahlt 1,110,607 Gulden. Dafür habt ihr einen Wust von Gesetzen, zusammengehäuft aus willkürlichen Verordnungen aller Jahrhunderte, meist geschrieben in einer fremden Sprache. Der Unsinn aller vorigen Geschlechter hat sich darin auf euch vererbt, der Druck, unter dem sie erlagen, sich auf euch fortgewälzt. Das Gesetz ist das Eigenthum einer unbedeutenden Klasse von Vornehmen und Gelehrten, die sich durch ihr eigenes Machwerk die Herrschaft zuspricht. Diese Gerechtigkeit ist nur ein Mittel, euch in Ordnung zu halten, damit man euch bequemer schinde; sie spricht nach Gesetzen, die ihr nicht versteht, nach Grundsätzen, von denen ihr nichts wißt, Urtheile, von denen ihr nichts begreift. Unbestechlich ist sie, weil sie sich gerade theuer genug bezahlen läßt, um keine Bestechung zu brauchen. Aber die meisten ihrer Diener sind der Regierung mit Haut

und Haar verkauft. Ihre Ruhestühle stehen auf einem Geldhaufen von 461,373 Gulden (so viel betragen die Ausgaben für die Gerichtshöfe und die Kriminalkosten). Die Fräcke, Stöcke und Säbel ihrer unverletzlichen Diener sind mit dem Silber von 197,502 Gulden beschlagen (so viel kostet die Polizei überhaupt, die Gensdarmerie u. s. w.). Die Justiz ist in Deutschland seit Jahrhunderten die Hure der deutschen Fürsten. Jeden Schritt zu ihr müßt ihr mit Silber pflastern, und mit Armuth und Erniedrigung erkauft ihr ihre Sprüche. Denkt an das Stempelpapier, denkt an euer Bücken in den Amtsstuben und euer Wachestehen vor denselben. Denkt an die Sporteln für Schreiber und Gerichtsdiener. Ihr dürft euern Nachbarn verklagen, der euch eine Kartoffel stiehlt; aber klagt einmal über den Diebstahl, der von Staatswegen unter dem Namen von Abgaben und Steuern jeden Tag an eurem Eigenthum begangen wird, damit eine Legion unnützer Beamten sich von euerem Schweiße mästen! klagt einmal, daß ihr der Willkühr einiger Fettwänste überlassen seid, und daß diese Willkühr Gesetz heißt, klagt, daß ihr die Ackergäule des Staates seid, klagt über euere verlorenen Menschenrechte: Wo sind die Gerichtshöfe, die eure Klagen annehmen, wo die Richter, die rechtsprechen? — Die Ketten eurer Vogelsberger Mitbürger, die man nach Rockenberg schleppte, werden euch Antwort geben.

Und will endlich ein Richter oder ein andrer Beamter von den Wenigen, welchen das Recht und das gemeine Wohl lieber ist, als ihr Bauch und der Mammon, ein Volksrath und kein Volksschinder sein, so wird er von den obersten Räthen des Fürsten selber geschunden.

Für das Ministerium der Finanzen 1,551,502 Fl.

Damit werden die Finanzräthe, Obereinnehmer, Steuerboten, die Untererheber besoldet. Dafür wird der Ertrag euerer Aecker berechnet und eure Köpfe gezählt, der Boden unter euren Füßen, der Bissen zwischen euren Zähnen ist besteuert. Dafür sitzen die Herren in Fräcken beisammen, und das Volk steht nackt und gebückt vor ihnen, sie legen die Hände an seine Lenden und Schultern und rechnen aus, wie viel es noch tragen kann, und

wenn sie barmherzig sind, so geschieht es nur, wie man ein Vieh schont, das man nicht so sehr angreifen will.

Für das Militär wird bezahlt 914,820 Gulden.

Dafür kriegen eure Söhne einen bunten Rock auf den Leib, ein Gewehr oder eine Trommel auf die Schulter und dürfen jeden Herbst einmal blind schießen und erzählen, wie die Herren vom Hof und die ungerathenen Buben vom Adel allen Kindern ehrlicher Leute vorgehen, und mit ihnen in den breiten Straßen der Städte herumziehen mit Trommeln und Trompeten. Für jene 900,000 Gulden müssen eure Söhne den Tyrannen schwören und Wache halten an ihren Palästen. Mit ihren Trommeln übertäuben sie eure Seufzer, mit ihren Kolben zerschmettern sie euch den Schädel, wenn ihr zu denken wagt, daß ihr freie Menschen seid. Sie sind die gesetzlichen Mörder, welche die gesetzlichen Räuber schützen, denkt an Södel! Eure Brüder, eure Kinder waren dort Brüder- und Vatermörder.

Für die Pensionen 480,000 Gulden.

Dafür werden die Beamten auf's Polster gelegt, wenn sie eine gewisse Zeit dem Staate treu gedient haben, d. h. wenn sie eifrige Handlanger bei der regelmäßig eingerichteten Schinderei gewesen, die man Ordnung und Gesetz heißt.

Für das Staatsministerium und den Staatsrath 174,600 Gulden.

Die größten Schurken stehen wohl jetzt allerwärts in Deutschland den Fürsten am nächsten, wenigstens im Großherzogthum. Kommt je ein ehrlicher Mann in einen Staatsrath, so wird er ausgestoßen. Könnte aber auch ein ehrlicher Mann jetzo Minister sein oder bleiben, so wäre er, wie die Sachen stehen in Deutschland, nur eine Drahtpuppe, an der die fürstliche Puppe zieht, und an der fürstlichen Popanz zieht wieder ein Kammerdiener oder ein Kutscher oder seine Frau und ein Günstling oder sein Halbbruder — oder alle zusammen.

[In Deutschland steht es jetzt wie der Prophet Micha schreibt, Cap. 7, V. 3 und 4: „die Gewaltigen rathen nach ihrem Muthwillen, Schaden zu thun, und drehen es, wie sie es wollen. Der Beste ist unter ihnen wie ein

Dorn, und der Redlichste wie eine Hecke." Ihr müßt die Dörner und Hecken theuer bezahlen;] denn ihr müßt ferner für das großherzogliche Haus und den Hofstaat 827,772 Gulden bezahlen. Die Anstalten, die Leute, von denen ich bis jetzt gesprochen, sind nur Werkzeuge, sind nur Diener. Sie thun nichts in ihrem Namen, unter der Ernennung zu ihrem Amt steht ein L., das bedeutet Ludwig von Gottes Gnaden, und sie sprechen in Ehrfurcht: „im Namen des Großherzogs". Dies ist ihr Feldgeschrei, wenn sie euer Geräth versteigern, euer Vieh wegtreiben, euch in den Kerker werfen. Im Namen des Großherzogs sagen sie, und der Mensch, den sie so nennen, heißt: unverletzlich, heilig, souverain, königliche Hoheit. Aber tretet zu dem Menschenkinde und blickt durch seinen Fürstenmantel. Es ißt, wenn es hungert, und schläft, wenn sein Auge dunkel wird. Sehet: es kroch so nackt und weich in die Welt, wie ihr und wird so hart und steif hinausgetragen, wie ihr, und doch hat es seinen Fuß auf eurem Nacken, hat 700,000 Menschen an seinem Pflug, hat Minister, die verantwortlich sind für das, was es thut, hat Gewalt über euer Eigenthum durch die Steuern, die es ausschreibt, über euer Leben durch die Gesetze, die es macht, es hat adlige Herrn und Damen um sich, die man Hofstaat heißt, und seine göttliche Gewalt vererbt sich auf seine Kinder mit Weibern, welche aus ebenso übermenschlichen Geschlechtern sind. — [Wehe über euch Götzendiener! Ihr seid wie die Heiden, die das Krokodill anbeten, von dem sie zerrissen werden.] Ihr setzt ihm eine Krone auf, aber es ist ein Dornenkrone, die ihr euch selbst in den Kopf drückt; ihr gebt ihm ein Szepter in die Hand, aber es ist eine Ruthe, womit ihr gezüchtigt werdet; ihr setzt ihn auf eueren Thron, aber es ist ein Marterstuhl für euch und eure Kinder. Der Fürst ist der Kopf des Blutegels, der über euch hinkriecht, die Minister sind seine Zähne, und die Beamten sein Schwanz. Die hungrigen Mägen aller vornehmen Herrn, denen er die hohen Stellen vertheilt, sind Schröpfköpfe, die er dem Lande setzt. Das L., das unter seinen Verordnungen steht, ist das Malzeichen des Thieres, das die Götzendiener unserer Zeit anbeten. Der

Fürstenmantel ist der Teppich, auf dem sich die Herrn und Damen vom Adel und Hofe in ihrer Geilheit übereinander wälzen — mit Orden und Bändern bedecken sie ihre Geschwüre, und mit kostbaren Gewändern bedecken sie ihre aussätzigen Leiber. Die Töchter des Volkes sind ihre Mägde und Huren, die Söhne des Volkes ihre Lakaien und Soldaten. Geht einmal nach Darmstadt und seht, wie die Herrn sich für euer Geld dort lustig machen, und erzählt dann euern hungernden Weibern und Kindern, daß ihr Brod an fremden Bäuchen herrlich angeschlagen sei, erzählt ihnen von den schönen Kleidern, die in ihrem Schweiß gefärbt, und von den zierlichen Bändern, die aus den Schwielen ihrer Hände geschnitten sind, erzählt von den stattlichen Häusern, die aus den Knochen des Volks gebaut sind; und dann kriecht in eure rauchigen Hütten und bückt euch auf euren steinigten Aeckern, damit eure Kinder auch einmal hingehen können, wenn ein Erbprinz mit einer Erbprinzessin für einen anderen Erbprinzen Rath schaffen will, und durch die geöffneten Glasthüren das Tischtuch sehen, woran die Herrn speisen, und die Lampen riechen, aus denen man mit dem Fett der Bauern illuminirt. [Das alles duldet ihr, weil euch Schurken sagen: „diese Regierung sei von Gott". Diese Regierung ist nicht von Gott, sondern vom Vater der Lügen. Diese deutschen Fürsten sind keine rechtmäßige Obrigkeit, den deutschen Kaiser, der vormals vom Volke frei gewählt wurde, haben sie seit Jahrhunderten verachtet und endlich gar verrathen. Aus Verrath und Meineid, und nicht aus der Wahl des Volkes ist die Gewalt der deutschen Fürsten hervorgegangen und darum ist ihr Wesen und Thun von Gott verflucht; ihre Weisheit ist Trug, ihre Gerechtigkeit Schinderei. Sie zertreten das Land und zerschlagen die Person des Elenden. Ihr lästert Gott, wenn ihr einen dieser Fürsten einen Gesalbten des Herrn nennt, das heißt: Gott habe die Teufel gesalbt und zu Fürsten über die deutsche Erde gesetzt. Deutschland, unser liebes Vaterland, haben diese Fürsten zerrissen, den Kaiser, den unsere freien Voreltern wählten, haben diese Fürsten verrathen, und nun fordern diese Verräther

und Menschenquäler Treue von euch! Doch das Reich der Finsterniß neiget sich zum Ende. Ueber ein Kleines und Deutschland, das jetzt die Fürsten schinden, wird als ein Freistaat mit einer vom Volke gewählten Obrigkeit wieder auferstehen. Die heilige Schrift sagt: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist". Was ist aber dieser Fürsten, — der Verräther? — Das Theil von Judas!]

Für die Landstände 16,000 Gulden.

Im Jahre 1789 war das Volk in Frankreich müde, länger die Schindmähre seines Königs zu sein. Es erhob sich und berief Männer, denen es vertraute, und die Männer traten zusammen und sagten, ein König sei ein Mensch wie ein anderer auch, er sei nur der erste Diener im Staat, er müsse sich vor dem Volk verantworten, und wenn er sein Amt schlecht verwalte, könne er zur Strafe gezogen werden. Dann erklärten sie die Rechte des Menschen: „Keiner erbt vor dem Andern mit der Geburt ein Recht oder einen Titel, keiner erwirbt mit dem Eigenthum ein Recht vor dem Andern. Die höchste Gewalt ist in dem Willen Aller oder der Mehrzahl. Dieser Wille ist das Gesetz, er thut sich kund durch die Landstände oder die Vertreter des Volks, sie werden von Allen gewählt, und jeder kann gewählt werden; diese Gewählten sprechen den Willen ihrer Wähler aus, und so entspricht der Wille der Mehrzahl unter ihnen dem Willen der Mehrzahl unter dem Volke; der König hat nur für die Ausübung der von ihnen erlassenen Gesetze zu sorgen." Der König schwur, dieser Verfassung treu zu sein, er wurde aber meineidig an dem Volke und das Volk richtete ihn, wie es einem Verräther geziemt, dann schafften die Franzosen die erbliche Königswürde ab und wählten frei eine neue Obrigkeit, wozu jedes Volk nach der Vernunft und der heiligen Schrift das Recht hat. Die Männer, die über die Vollziehung der Gesetze wachen sollten, wurden von der Versammlung der Volksvertreter ernannt, sie bildeten die neue Obrigkeit. So waren Regierung und Gesetzgeber vom Volk gewählt und Frankreich war ein Freistaat.

Die übrigen Könige aber entsetzten sich vor der Gewalt des französischen Volkes, sie dachten, sie könnten

alle über der ersten Königsleiche den Hals brechen, und ihre mißhandelten Unterthanen möchten bei dem Freiheitsrufe der Franken erwachen. Mit gewaltigem Kriegsgeräth und reisigem Zeug stürzten sie von allen Seiten auf Frankreich, und ein großer Theil der Adeligen und Vornehmen im Lande stand auf und schlug sich zu dem Feinde. Da ergrimmte das Volk und erhob sich in seiner Kraft. Es erdrückte die Verräther und zerschmetterte die Söldner der Könige. Die junge Freiheit wuchs im Blut der Tyrannen, und vor ihrer Stimme bebten die Throne und jauchzten die Völker. Aber die Franzosen verkauften selbst ihre junge Freiheit für den Ruhm, den ihnen Napoleon darbot, und erhoben ihn auf den Kaiserthron. — Da ließ der Allmächtige das Heer des Kaisers in Rußland erfrieren und züchtigte Frankreich durch die Knute der Kosaken und gab den Franzosen die dickwanstigen Bourbonen wieder zu Königen, damit Frankreich sich bekehre vom Götzendienst der erblichen Königsherrschaft und dem Gotte diene, der die Menschen frei und gleich geschaffen. Aber als die Zeit seiner Strafe verflossen war, und tapfere Männer im Julius 1830 den meineidigen König Karl den Zehnten aus dem Lande jagten, da wendete dennoch das befreite Frankreich sich abermals zur halberblichen Königsherrschaft und band sich in dem Heuchler Louis Philipp eine neue Zuchtruthe auf. In Deutschland und ganz Europa aber war große Freude, als der zehnte Karl vom Thron gestürzt ward, und die unterdrückten deutschen Länder richteten sich zum Kampfe für die Freiheit. Da rathschlagten die Fürsten, wie sie dem Grimm des Volkes entgehen sollten und die listigen unter ihnen sagten: Laßt uns einen Theil unserer Gewalt abgeben, damit wir das Uebrige behalten. Und sie traten vor das Volk und sprachen: Wir wollen euch die Freiheit schenken, um die ihr kämpfen wollt. — Und zitternd vor Furcht warfen sie einige Brocken hin und sprachen von ihrer Gnade. Das Volk traute ihnen leider und legte sich zur Ruhe. — Und so ward Deutschland betrogen wie Frankreich.

Denn was sind diese Verfassungen in Deutschland?

Nichts als leeres Stroh, woraus die Fürsten die Körner für sich herausgeklopft haben. Was sind unsere Landtage? Nichts als langsame Fuhrwerke, die man einmal oder zweimal wohl der Raubgier der Fürsten und ihrer Minister in den Weg schieben, woraus man aber nimmermehr eine feste Burg für deutsche Freiheit bauen kann. Was sind unsere Wahlgesetze? Nichts als Verletzungen der Bürger- und Menschenrechte der meisten Deutschen. Denkt an das Wahlgesetz im Großherzogthum, wornach keiner gewählt werden kann, der nicht hoch begütert ist, wie rechtschaffen und gutgesinnt er auch sei, wohl aber der Grolmann, der euch um die zwei Millionen bestehlen wollte. Denkt an die Verfassung des Großherzogthums. — Nach den Artikeln derselben ist der Großherzog unverletzlich, heilig und unverantwortlich. Seine Würde ist erblich in seiner Familie, er hat das Recht Krieg zu führen und ausschließliche Verfügung über das Militär. Er beruft die Landstände, vertagt sie oder löst sie auf. Die Stände dürfen keinen Gesetzesvorschlag machen, sondern sie müssen um das Gesetz bitten und dem Gutdünken des Fürsten bleibt es unbedingt überlassen, es zu geben oder zu verweigern. Er bleibt im Besitze einer fast unumschränkten Gewalt, nur darf er keine neuen Gesetze machen und keine neuen Steuern ausschreiben ohne Zustimmung der Stände. Aber theils kehrt er sich nicht an diese Zustimmung, theils genügen ihm die alten Gesetze, die das Werk der Fürstengewalt sind, und er bedarf darum keiner neuen Gesetze. Eine solche Verfassung ist ein elend jämmerlich Ding. Was ist von Ständen zu erwarten, die an eine solche Verfassung gebunden sind? Wenn unter den Gewählten auch keine Volksverräther und feige Memmen wären, wenn sie aus lauter entschlossenen Volksfreunden beständen?! Was ist von Ständen zu erwarten, die kaum die elenden Fetzen einer armseligen Verfassung zu vertheidigen vermögen! — Der einzige Widerstand, den sie zu leisten vermochten, war die Verweigerung der zwei Millionen Gulden, die sich der Großherzog von dem überschuldeten Volke wollte schenken lassen zur Bezahlung seiner Schulden. Hätten aber auch die Landstände

des Großherzogthums genügende Rechte, und hätte das Großherzogthum, aber nur das Großherzogthum allein, eine wahrhafte Verfassung, so würde die Herrlichkeit doch bald zu Ende sein. Die Raubgeier in Wien und Berlin würden ihre Henkerskrallen ausstrecken und die kleine Freiheit mit Rumpf und Stumpf ausrotten. Das ganze deutsche Volk muß sich die Freiheit erringen. Und diese Zeit, geliebte Mitbürger, ist nicht ferne. Der Herr hat das schöne deutsche Land, das viele Jahrhunderte das herrlichste Reich der Erde war, in die Hände der Fremden und einheimischen Schinder gegeben, weil das Herz des deutschen Volkes von der Freiheit und Gleichheit seiner Voreltern und von der Furcht des Herrn abgefallen war, weil ihr dem Götzendienste der vielen Herrlein, Kleinherzoge und Däumlings-Könige euch ergeben hattet!

[Der Herr, der den Stecken des fremden Treibers Napoleon zerbrochen hat, wird auch die Götzenbilder unserer einheimischen Tyrannen zerbrechen durch die Hände des Volkes. Wohl glänzen diese Götzenbilder von Gold und Edelsteinen, von Orden und Ehrenzeichen, aber in ihrem Innern stirbt der Wurm nicht, und ihre Füße sind von Lehm. — Gott wird euch Kraft geben, ihre Füße zu zerschmeißen, sobald ihr euch bekehrt von dem Irrthum eures Wandels und die Wahrheit erkennet: „daß nur ein Gott ist, und keine Götter neben ihm, die sich Hoheiten und Allerhöchste, heilig und unverantwortlich nennen lassen, daß Gott alle Menschen frei und gleich in ihren Rechten schuf, und daß keine Obrigkeit von Gott zum Segen verordnet ist, als die, welche auf das Vertrauen des Volkes sich gründet und vom Volke ausdrücklich oder stillschweigend gewählt ist; daß dagegen die Obrigkeit die Gewalt, aber kein Recht über ein Volk hat — nur also von Gott ist, wie der Teufel auch von Gott ist, und daß der Gehorsam gegen eine solche Teufelsobrigkeit nur so lange gilt, bis ihre Teufelsgewalt gebrochen werden kann; daß der Gott, der ein Volk durch Eine Sprache zu einem Leibe vereinigte, die Gewaltigen, die es zerfleischen und vertheilen oder gar in dreißig Stücke zerreißen, als Volks-

mörder und Tyrannen hier zeitlich und dort ewiglich strafen wird, denn die Schrift sagt: Was Gott vereinigt hat, soll der Mensch nicht trennen; und daß der Allmächtige, der aus der Einöde ein Paradies umschaffen kann, auch ein Land des Jammers und des Elends wieder in ein Paradies umschaffen kann, wie unser theuerwerthes Deutschland war, bis seine Fürsten es zerfleischten und schunden."

Weil das deutsche Reich morsch und faul war, und die Deutschen von Gott und von der Freiheit abgefallen waren, hat Gott das Reich zu Trümmern gehen lassen, um es zu einem Freistaat zu verjüngen.

Er hat eine Zeitlang „den Satansengeln Gewalt gegeben, daß sie Deutschland mit Fäusten schlügen, er hat den Gewaltigen und Fürsten, die in der Finsterniß herrschen, den bösen Geistern unter dem Himmel (Ephes. 6.) Gewalt gegeben, daß sie Bürger und Bauern peinigten und ihr Blut aussaugten und ihren Muthwillen trieben mit Allen, die Recht und Freiheit mehr lieben als Unrecht und Knechtschaft." — Aber ihr Maß ist voll!

Sehet an das von Gott gezeichnete Scheusal, den König von Baiern, den Gotteslästerer, der redliche Männer vor seinem Bilde niederzuknien zwingt, und die, welche die Wahrheit bezeugen, durch meineidige Richter zum Kerker verurtheilen läßt; das Schwein, das sich in allen Lasterpfützen von Italien wälzt, den Wolf, der sich für seinen Baalshofstaat für immer jährlich fünf Millionen durch meineidige Landstände verwilligen läßt, und fragt dann: „Ist das eine Obrigkeit von Gott zum Segen verordnet?"

Ha! du wärst Obrigkeit von Gott?
Gott spendet Segen aus;
Du raubst, du schindest, kerkerst ein,
Du nicht von Gott, Tyrann!

Ich sage euch: Sein und seiner Mitfürsten Maß ist voll. Gott, der Deutschland um seiner Sünden willen geschlagen hat durch diese Fürsten, wird es wieder heilen. „Er wird die Hecken und Dörner niederreißen und auf einem Haufen verbrennen."

Jesaias 27, 4. So wenig der Höcker noch wächset, womit Gott diesen König Ludwig gezeichnet hat, so wenig werden die Schandthaten dieser Fürsten noch wachsen können. Ihr Maß ist voll. Der Herr wird ihre Körper zerschmeißen und in Deutschland wird dann Leben und Kraft als Segen der Freiheit wieder erblühen. Zu einem großen Leichenfelde haben die Fürsten die deutsche Erde gemacht, wie Ezechiel im 37. Capitel schreibt: „der Herr führte mich auf ein weißes Feld, das voller Gebeine lag, und siehe, sie waren sehr verdorret". Aber wie lautete des Herrn Wort zu den verdorrten Gebeinen: „Siehe, ich will euch Adern geben und Fleisch lassen über euch wachsen, und euch mit Haut überziehen, und will euch Odem geben, daß ihr wieder lebendig werdet, und sollt erfahren, daß Ich der Herr bin." Und des Herrn Wort wird auch an Deutschland sich wahrhaftig beweisen, wie der Prophet spricht: „Siehe, es rauschte und regte sich, und die Gebeine kamen wieder zusammen, ein jegliches zu seinem Gebein. — Da kam Odem in sie, und sie wurden wieder lebendig und richteten sich auf ihre Füße, und ihrer war ein sehr groß Heer."

Wie der Prophet schreibet, also stand es bisher in Deutschland: Eure Gebeine sind verdorrt, denn die Ordnung, in der ihr lebt, ist eitel Schinderei.] 6 Millionen bezahlt ihr im Großherzogthum einer Handvoll Leute, deren Willkür euer Leben und Eigenthum überlassen ist, und die Andern in dem zerrissenen Deutschland gleich also. Ihr seid rechtlos. Ihr müsset geben, was eure unersättlichen Presser fordern, und tragen, was sie euch aufbürden.

So weit ein Tyrann blicket — und Deutschland hat deren wohl dreißig — verdorret Land und Volk. [Aber wie der Prophet schreibet, so wird es bald stehen in Deutschland — der Tag der Auferstehung wird nicht säumen. In dem Leichenfelde wird sichs regen und wird rauschen, und der Neubelebten wird ein großes Heer sein.]

Hebt die Augen auf und zählt das Häuflein eurer Presser, die nur stark sind durch das Blut, das sie euch aussaugen, und durch eure Arme, die ihr ihnen willenlos leihet. Ihrer sind vielleicht 10,000 im Großherzogthum

und euerer sind es 700,000, und also verhält sich die Zahl des Volkes zu seinen Pressern auch im übrigen Deutschland. [Wohl drohen sie mit dem Rüstzeug und den Reisigen der Könige, aber ich sage euch: Wer das Schwert erhebt gegen das Volk, der wird durch das Schwert des Volkes umkommen. Deutschland ist jetzt ein Leichenfeld, bald wird es ein Paradies sein. Das deutsche Volk ist ein Leib, ihr seid ein Glied dieses Leibes. Es ist einerlei, wo die Scheinleiche zu zucken anfängt. Wann der Herr euch seine Zeichen gibt durch die Männer, durch welche er die Völker aus der Dienstbarkeit zur Freiheit führt, dann erhebt euch, und der ganze Leib wird mit euch aufstehen.

Ihr bücktet euch lange Jahre in den Dornäckern der Knechtschaft, dann schwitzt ihr einen Sommer in dem Weinberge der Freiheit und werdet frei sein bis ins tausendste Glied. Ihr wühltet ein langes Leben die Erde auf, dann wühlt ihr euren Tyrannen ein Grab. Ihr bautet die Zwingburgen, dann stürzt ihr sie und bauet der Freiheit Haus. Dann könnt ihr euere Kinder frei taufen mit dem Wasser des Lebens. Und bis der Herr euch ruft durch seine Boten und Zeichen, wachet und rüstet euch im Geiste und betet ihr selbst und lehret eure Kinder beten: „Herr zerbrich den Stecken unserer Treiber und laß dein Reich zu uns kommen — das Reich der Gerechtigkeit. Amen."]

Briefe.



In Büchners Briefen sind die kraftvoll weichen, unruhig zitternden Grundzüge seines Wesens am reinsten und schärfsten ausgeprägt. „Vor allem sind mir die Briefe wichtig. Sie sind so zart, so tief", schrieb Gutzkow an die Braut, da er sich mit dem Gedanken trug, dem Toten ein literarisches Ehrendenkmal aufzurichten. So wie sie uns überliefert sind, unvollständig, abgerissen, verstümmelt, tönt in ihnen doch die Lebensmelodie einer einzigartig genialen, unendlich wandlungsreichen und doch bei allem Wechsel ewig in sich beharrenden Persönlichkeit. Und das Fragmentarische dieser wenigen Briefgruppen versinkt fast hinter dem Fragmentarischen dieses Schicksals überhaupt; diese abgebrochen verhallenden Klänge werden vergessen bei dem schmerzhaft jähen Schluß, den man dunkel vorausahnt in dem unheimlich wilden Tempo seiner Wandlungen und Entwicklungen. In den drei Zentren ihrer Anordnung nach den Empfängern, wie sie der Bruder Ludwig Büchner gegeben, führen sie von des Herzens Mittelpunkt in weitere Kreise, vom schwärmerisch-leidenschaftlichen Bekenntnis über die lebendige persönliche Schilderung bis zur Pose und Maske dem Fernerstehenden gegenüber, von den Gebeten an die Braut über die diplomatischer berechneten, doch so warm gehaltenen Briefe an die Eltern zu den Episteln an Gutzkow, der hier — nicht aus reinem Zufall — die Schar der Fremden repräsentieren muß.

Büchner war kein Mensch der Freundschaften, der zärtlichen Jünglingsschwärmereien. Dazu war er zu frühreif, zu skeptisch, fühlte sich zu sehr als Einsamer, den ein viel intensiveres Lebensgefühl und geistige Überlegenheit von dem Treiben und Toben seiner Kameraden fernhielt. Freundschaft zu ihm war nur möglich in einer einseitigen Ergebenheit des andern, wie sie der „rote Becker", der arme verachtete Bettelstudent und Revolutionär, für seinen Führer, sein „Evangelium", hatte, oder in kühleren Formen durch einen wissenschaftlich interessierten Verkehr, wie ihn die Stoebers mit ihm pflegten. Seine Kommilitonen behandelt er mit einer geringschätzigen Reserviertheit und sie hielten ihn, soweit sie nicht im Bann seiner Per-

sönlichkeit standen, für einen Duckmäuser und unheimlichen Gesellen. Dafür geben Carl Vogts „Erinnerungen" den besten Beweis. Gutzkow war der einzige unter den Zeitgenossen, der seine Größe ahnte, der ihm im großen Kampf der Geister die Hand reichte als einem Bundesgenossen. Es war der einzige fremde Mensch, dem der verschlossene, sein Innerstes ängstlich und scheu verbergende Büchner in einem Augenblick nervöser Überspannung und stärkster Verzweiflung sein Herz aufschloß, an den er sich mit einer Bitte wandte in jenem erschütterndem Briefe, der den „Danton" begleitete. Aber in ein engeres Verhältnis traten die beiden nicht, obwohl der Jüngere nie vergaß, wie ganz er sich einmal dem Älteren gezeigt, obwohl er die forcierte Tonart des ersten Schreibens durch eine herzlich kühlere Mitteilsamkeit ersetzt und ein gewisses Vertrauen bekundet. Gutzkow, dessen Antworten Charles Andler im „Euphorion" veröffentlicht, bleibt immer der Literat, Büchner ist immer der Dichter. Dieser ganz in sich gesammelte, der stärksten Gefühle nur fähige Mensch, der sich nie in geteilten Empfindungen ausgab, konnte nur einmal sich in einer grenzenlosen, ihn völlig ausfüllenden Liebe entfalten. Sie galt seiner Braut.

Die Briefe an Minna Jaeglé sind die intimsten Offenbarungen seines Innern, unmittelbarer, heißer als seine Dichtungen. Besäßen wir sie in lückenloser Reihe, sie würden uns einen tiefen Blick in seine seelische Entwicklung gewähren, die nun oft so unbegreiflich, so sprunghaft, so kontrastreich erscheint. Minna Jaeglé, die dem Bräutigam über den Tod hinaus treu blieb, hat auch diese Briefe in dem heiligen Schrein ihrer Erinnerung bewahrt und vor den neugierigen Augen der Öffentlichkeit sorgsam behütet. Sie sind nur in der unvollständigen Form bekannt geworden, in der sie Ludwig Büchner mit den Familienbriefen zusammen mitteilte. Auch diese Briefe sind stark gekürzt, weil Ludwig sich durch besondere Rücksichten verpflichtet fühlte, nur das zu veröffentlichen, „was zur Kenntnis der politischen Bewegung jener Zeit und des Anteils, den Büchner daran hatte, wichtig erschien". Die persönlich und individuell gefärbten Stellen sind also unterdrückt. Büchner war ja im Unfrieden aus dem Elternhause entflohen; der Vater als strenger Reaktionär und großherzoglich hessischer Beamter hatte sich von dem als Revolutionär verfolgten Sohne losgesagt; sein Name durfte ihm lange nicht genannt werden, wenngleich er dem Sohne später, als der alles mildernde Tod ihn dahingerafft, verziehen hat. Mit der guten, verständnisvollen Mutter und dem jüngeren Bruder Wilhelm aber stand Georg weiter in enger Beziehung. Aus dem zwiespältigen Verhältnis zu dem Elternhause, zu dem er sich in gar

vielen Dingen im Gegensatz wußte, ist der gehaltene, bisweilen altkluge Ton der Familienbriefe zu erklären, die nicht immer so ganz freimütig, manchmal etwas gedämpft klingen. Das Zerwürfnis mit dem Vater, die vielbesprochene revolutionäre Gesinnung des Sohnes und die Demagogenverfolgung, in der sein Name eine Rolle spielte, sind dann die Ursache dafür gewesen, daß die Familie Büchner einer Herausgabe seiner Werke und Briefe widerstrebte. Der Einfluß des Büchnerschen Hauses, in dem Minna Jaeglé nach dem Tode Georgs längere Zeit weilte, wird auch die Braut bewogen haben, Gutzkow ihre bereits angebotene Unterstützung bei der Veröffentlichung der Schriften zu versagen. Gutzkow mußte seinen schönen Plan einer Gesamtausgabe aufgeben, da er von allen Seiten im Stich gelassen wurde. So ist denn dieser Torso eines groß und reich angelegten Lebenswerkes zugleich auch nur in fragmentarischer Form auf uns gekommen; aber noch aus den Trümmern leuchtet stark und stolz die darin wohnende, unaustilgbar eingeborene Kraft und Schönheit.

Die Briefe werden hier nicht in den drei Gruppen der ersten Veröffentlichung (I. An die Familie; II. An die Braut; III. An Karl Gutzkow), sondern, so gut dies möglich war, in chronologischer Reihenfolge angeordnet.



An die Familie.

Straßburg, im October 1831.

. . . . . Als sich das Gerücht verbreitete, daß Romarino durch Straßburg reisen würde, eröffneten die Studenten sogleich eine Subscription und beschlossen, ihm mit einer schwarzen Fahne entgegenzuziehen. Endlich traf die Nachricht hier ein, daß Romarino den Nachmittag mit den Generälen Schneider und Langermann ankommen würde. Wir versammelten uns sogleich in der Academie; als wir aber durch das Thor ziehen wollten, ließ der Offizier, der von der Regierung Befehl erhalten hatte, uns mit der Fahne nicht passieren zu lassen, die Wache unter das Gewehr treten, um uns den Durchgang zu wehren. Doch wir brachen mit Gewalt durch und stellten uns drei- bis vierhundert Mann stark an der großen Rheinbrücke auf. An uns schloß sich die Nationalgarde an. Endlich erschien Romarino, begleitet von einer Menge Reiter; ein Student hält eine Anrede, die er beantwortet, ebenso ein Nationalgardist. Die Nationalgarden umgeben den Wagen und ziehen ihn; wir stellen uns mit der Fahne an die Spitze des Zugs, dem ein großes Musikchor vormarschirt. So ziehen wir in die Stadt, begleitet von einer ungeheuren Volksmenge unter Absingung der Marseillaise und der Carmagnole; überall erschallt der Ruf: Vive la liberté! vive Romarino! à bas les ministres! à bas le juste milieu! Die Stadt selbst illuminirt, an den Fenstern schwenken die Damen ihre Tücher, und Romarino wird im Triumph bis zum Gasthof gezogen, wo ihm unser Fahnenträger die Fahne mit dem Wunsch überreicht, daß diese Trauerfahne sich bald in Polens Freiheitsfahne verwandeln möge. Darauf erscheint Romarino auf dem Balkon, dankt, man ruft Vivat! — und die Comödie ist fertig . . . .

Straßburg, im December 1831.

. . . . . Es sieht verzweifelt kriegerisch aus; kommt es zum Kriege, dann gibt es in Deutschland vornehmlich eine babylonische Verwirrung, und der Himmel weiß, was das Ende vom Liede sein wird. Es kann Alles gewonnen und Alles verloren werden; wenn aber die Russen über die Oder gehen, dann nehme ich den Schießprügel, und sollte ich's in Frankreich thun. Gott mag den allerdurchlauchtigsten und gesalbten Schafsköpfen gnädig sein; auf der Erde werden sie hoffentlich keine Gnade mehr finden. . . . .

Straßburg, im Februar 1832.

. . . . Das einzige Interessante in politischer Beziehung ist, daß die hiesigen republikanischen Zierbengel mit rothen Hüten herumlaufen, und daß Herr Périer die Cholera hatte, die Cholera aber leider nicht ihn.* . . . .

Straßburg, im December 1832.

. . . . Ich hätte beinahe vergessen zu erzählen, daß der Platz in Belagerungszustand gesetzt wird (wegen der holländischen Wirren). Unter meinem Fenster rasseln beständig die Kanonen vorbei, auf den öffentlichen Plätzen exerciren die Truppen, und das Geschütz wird auf den Wällen aufgefahren. Für eine politische Abhandlung habe ich keine Zeit mehr, es wäre auch nicht der Mühe werth, das Ganze ist doch nur eine Comödie. Der König und die Kammern regieren, und das Volk klatscht und bezahlt. . . . .

Straßburg, im Januar 1833.

. . . . . Auf Weihnachten ging ich Morgens um vier Uhr in die Frühmette ins Münster. Das düstere Gewölbe mit seinen Säulen, die Rose und die farbigen

---

* Périer, der damalige Minister des Innern, der das aufgestandene Polen im Interesse des Louis Philipp'schen Friedenssystems fallen ließ.

Scheiben und die knieende Menge waren nur halb vom Lampenschein erleuchtet. Der Gesang des unsichtbaren Chores schien über dem Chor und dem Altare zu schweben und den vollen Tönen der gewaltigen Orgel zu antworten. Ich bin kein Katholik und kümmerte mich wenig um das Schellen und Knieen der buntscheckigen Pfaffen, aber der Gesang allein machte mehr Eindruck auf mich, als die faden, ewig wiederkehrenden Phrasen unserer meisten Geistlichen, die Jahr aus Jahr ein an jedem Weihnachtstag meist nichts Gescheidteres zu sagen wissen, als, der liebe Herrgott sei doch ein gescheidter Mann gewesen, daß er Christus grade um diese Zeit auf die Welt habe kommen lassen. —

Straßburg, den 5. April 1833.

Heute erhielt ich Euren Brief mit den Erzählungen aus Frankfurt.* Meine Meinung ist die: Wenn in unserer Zeit etwas helfen soll, so ist es Gewalt. Wir wissen, was wir von unseren Fürsten zu erwarten haben. Alles, was sie bewilligten, wurde ihnen durch die Nothwendigkeit abgezwungen. Und selbst das Bewilligte wurde uns hingeworfen, wie eine erbettelte Gnade und ein elendes Kinderspielzeug, um dem ewigen Maulaffen Volk seine zu eng geschnürte Wickelschnur vergessen zu machen. Es ist eine blecherne Flinte und ein hölzerner Säbel, womit nur ein Deutscher die Abgeschmacktheit begehen konnte, Soldatchens zu spielen. Unsere Landstände sind eine Satyre auf die gesunde Vernunft, wir können noch ein Säculum damit herumziehen, und wenn wir die Resultate dann zusammennehmen, so hat das Volk die schönen Reden seiner Vertreter noch immer theurer bezahlt, als der römische Kaiser, der seinem Hofpoeten für zwei gebrochene Verse 20,000 Gulden geben ließ. Man wirft den jungen Leuten den Gebrauch der Gewalt vor. Sind wir denn aber nicht in einem ewigen Gewaltzustand? Weil wir im Kerker geboren und großgezogen sind, merken wir nicht mehr, daß wir im Loch

* Das Frankfurter Attentat betreffend.

stecken mit angeschmiedeten Händen und Füßen und einem Knebel im Munde. Was nennt Ihr denn gesetzlichen Zustand? Ein Gesetz, das die große Masse der Staatsbürger zum frohnenden Vieh macht, um die unnatürlichen Bedürfnisse einer unbedeutenden und verdorbenen Minderzahl zu befriedigen? Und dies Gesetz, unterstützt durch eine rohe Militärgewalt und durch die dumme Pfiffigkeit seiner Agenten, dies Gesetz ist eine ewige, rohe Gewalt, angethan dem Recht und der gesunden Vernunft, und ich werde mit Mund und Hand dagegen kämpfen, wo ich kann. Wenn ich an dem, was geschehen, keinen Theil genommen und an dem, was vielleicht geschieht, keinen Theil nehmen werde, so geschieht es weder aus Mißbilligung noch aus Furcht, sondern nur weil ich im gegenwärtigen Zeitpunkt jede revolutionäre Bewegung als eine vergebliche Unternehmung betrachte und nicht die Verblendung Derer theile, welche in den Deutschen ein zum Kampf für sein Recht bereites Volk sehen. Diese tolle Meinung führte die Frankfurter Vorfälle herbei, und der Irrthum büßte sich schwer. Irren ist übrigens keine Sünde, und die deutsche Indifferenz ist wirklich von der Art, daß sie alle Berechnung zu Schanden macht. Ich bedaure die Unglücklichen von Herzen. Sollte keiner von meinen Freunden in die Sache verwickelt sein? . . . .

Straßburg, im Mai 1833.

. . . . . . So eben erhalten wir die Nachricht, daß in Neustadt die Soldateska über eine friedliche und unbewaffnete Versammlung hergefallen sei und ohne Unterschied mehrere Personen niedergemacht habe. Aehnliche Dinge sollen sich im übrigen Rheinbayern zugetragen haben. Die liberale Partei kann sich darüber grade nicht beklagen; man vergilt Gleiches mit Gleichem, Gewalt mit Gewalt. Es wird sich finden, wer der Stärkere ist. — Wenn Ihr neulich bei hellem Wetter bis auf das Münster hättet sehen können, so hättet Ihr mich bei einem langhaarigen, bärtigen, jungen Mann sitzend gefunden. Besagter hatte ein rothes Barett auf dem Kopf, um den Hals einen

Cashmir-Shawl, um den Cadaver einen kurzen deutschen Rock, auf die Weste war der Name „Rousseau" gestickt, an den Beinen enge Hosen mit Stegen, in der Hand ein modisches Stöckchen. Ihr seht, die Carricatur ist aus mehreren Jahrhunderten und Welttheilen zusammengesetzt: Asien um den Hals, Deutschland um den Leib, Frankreich an den Beinen, 1400 auf dem Kopf und 1833 in der Hand. Er ist ein Kosmopolit — nein, er ist mehr, er ist St. Simonist! Ihr denkt nun, ich hätte mit einem Narren gesprochen, und Ihr irrt. Es ist ein liebenswürdiger junger Mann, viel gereist. — Ohne sein fatales Costüm hätte ich nie den St. Simonisten verspürt, wenn er nicht von der femme in Deutschland gesprochen hätte. Bei den Simonisten sind Mann und Frau gleich, sie haben gleiche politische Rechte. Sie haben nun ihren père, der ist St. Simon, ihr Stifter; aber billigerweise müßten sie auch eine mère haben. Die ist aber noch zu suchen, und da haben sie sich denn auf den Weg gemacht, wie Saul nach seines Vaters Eseln, mit dem Unterschied, daß — denn im neunzehnten Jahrhundert ist die Welt gar weit vorangeschritten — daß die Esel diesmal den Saul suchen. Rousseau mit noch einem Gefährten (beide verstehen kein Wort deutsch) wollten die femme in Deutschland suchen, man beging aber die intolerante Dummheit, sie zurückzuweisen. Ich sagte ihm, er hätte nicht viel an den Weibern, die Weiber aber viel an ihm verloren; bei den Einen hätte er sich ennuyirt und über die Anderen gelacht. Er bleibt jetzt in Straßburg, steckt die Hände in die Taschen und predigt dem Volke die Arbeit, wird für seine Capacität gut bezahlt und marche vers les femmes, wie er sich ausdrückt. Er ist übrigens beneidenswerth, führt das bequemste Leben unter der Sonne, und ich möchte aus purer Faulheit St. Simonist werden, denn man müßte mir meine Capacität gehörig honoriren. . . . . .

Straßburg, Ende Mai 1833.

Wegen mir könnt Ihr ganz ruhig sein; ich werde nicht nach Freiburg gehen und ebensowenig wie im vorigen Jahre an einer Versammlung theilnehmen.

Straßburg, im Juni 1833.

. . . . Ich werde zwar immer meinen Grundsätzen gemäß handeln, habe aber in neuerer Zeit gelernt, daß nur das nothwendige Bedürfniß der großen Masse Umänderungen herbeiführen kann, daß alles Bewegen und Schreien der Einzelnen vergebliches Thorenwerk ist. Sie schreiben, man liest sie nicht; sie schreien, man hört sie nicht; sie handeln, man hilft ihnen nicht. — Ihr könnt voraussehen, daß ich mich in die Gießener Winkelpolitik und revolutionären Kinderstreiche nicht einlassen werde.

Straßburg, den 8. Juli 1833.

(Reise in die Vogesen.)

Bald im Thal, bald auf den Höhen zogen wir durch das liebliche Land. Am zweiten Tage gelangten wir auf einer über 3000 Fuß hohen Fläche zum sogenannten weißen und schwarzen See. Es sind zwei finstere Lachen in tiefer Schlucht, unter etwa 500 Fuß hohen Felsenwänden. Der weiße See liegt auf dem Gipfel der Höhe. Zu unseren Füßen lag still das dunkle Wasser. Ueber die nächsten Höhen hinaus sahen wir im Osten die Rheinebenen und den Schwarzwald, nach West und Nordwest das Lothringer Hochland; im Süden hingen düstere Wetterwolken, die Luft war still. Plötzlich trieb der Sturm das Gewölke die Rheinebene herauf, zu unserer Linken zuckten die Blitze, und unter dem zerrissenen Gewölk über dem dunklen Jura glänzten die Alpengletscher in der Abendsonne. Der dritte Tag gewährte uns den nämlichen herrlichen Anblick; wir bestiegen nämlich den höchsten Punkt der Vogesen, den an 5000 Fuß hohen Bölgen. Man übersieht den Rhein von Basel bis Straßburg, die Fläche hinter Lothringen bis zu den Bergen der Champagne, den Anfang der ehemaligen franche Comté, den Jura und die Schweizergebirge vom Rigi bis zu den entferntesten Savoyischen Alpen. Es war gegen Sonnenuntergang, die Alpen wie blasses Abendroth über der dunkel gewordenen Erde. Die Nacht brachten wir in einer geringen Entfernung vom Gipfel

in einer Sennerhütte zu. Die Hirten haben hundert Kühe und bei neunzig Farren und Stiere auf der Höhe. Bis Sonnenaufgang war der Himmel etwas dunstig, die Sonne warf einen rothen Schein über die Landschaft. Ueber den Schwarzwald und den Jura schien das Gewölk wie ein schäumender Wasserfall zu stürzen, nur die Alpen standen hell darüber, wie eine blitzende Milchstraße. Denkt Euch über der dunklen Kette des Jura und über dem Gewölk im Süden, soweit der Blick reicht, eine ungeheure, schimmernde Eiswand, nur noch oben durch die Zacken und Spitzen der einzelnen Berge unterbrochen. Vom Bölgen stiegen wir rechts herab in das sogenannte Amarinenthal, das letzte Hauptthal der Vogesen. Wir gingen thalaufwärts. Das Thal schließt sich mit einem schönen Wiesengrund im wilden Gebirg. Ueber die Berge führte uns eine gut erhaltene Bergstraße nach Lothringen zu den Quellen der Mosel. Wir folgten eine Zeitlang dem Laufe des Wassers, wandten uns dann nördlich und kehrten über mehrere interessante Punkte nach Straßburg zurück.

Hier gieng es seit einigen Tagen etwas unruhig zu. Ein ministerieller Deputirter, Herr Saglio, kam vor einigen Tagen aus Paris zurück. Es kümmerte sich Niemand um ihn. Eine bankerotte Ehrlichkeit ist heutzutage etwas zu Gemeines, als daß ein Volksvertreter, der seinen Frack wie einen Schandpfahl auf dem Rücken trägt, noch Jemand interessiren könnte. Die Polizei war aber entgegengesetzter Meinung und stellte deßhalb eine bedeutende Anzahl Soldaten auf dem Paradeplatz und vor dem Hause des Herrn Saglio auf. Dies lockte denn endlich am zweiten oder dritten Tage die Menge herbei, gestern und vorgestern Abend wurde etwas vor dem Hause gelärmt. Präfect und Maire hielten es für die beste Gelegenheit, einen Orden zu erwischen, sie ließen die Truppen ausrücken, die Straßen räumen, Bajonette und Kolbenstöße austheilen, Verhaftungen vornehmen, Proklamationen anschlagen u. s. w.

An die Braut.

Gießen 1833.

Hier ist kein Berg, wo die Aussicht frei sei. Hügel hinter Hügel und breite Thäler, ein hohle Mittelmäßigkeit in Allem; ich kann mich nicht an diese Natur gewöhnen, und die Stadt ist abscheulich. Bei uns ist Frühling, ich kann deinen Veilchenstrauß immer ersetzen, er ist unsterblich wie der Lama. Lieb Kind, was macht denn die gute Stadt Straßburg? es geht dort allerlei vor, und du sagst kein Wort davon. Je baisse les petites mains, en goûtant les souvenirs doux de Strasbourg. —

„Prouves-moi que tu m'aimes encore beaucoup en me donnant bientôt des nouvelles." Und ich ließ dich warten! Schon seit einigen Tagen nehme ich jeden Augenblick die Feder in die Hand, aber es war mir umöglich, nur ein Wort zu schreiben. Ich studirte die Geschichte der Revolution. Ich fühlte mich wie zernichtet unter dem gräßlichen Fatalismus der Geschichte. Ich finde in der Menschennatur eine entsetzliche Gleichheit, in den menschlichen Verhältnissen eine unabwendbare Gewalt, Allen und Keinem verliehen. Der Einzelne nur Schaum auf der Welle, die Größe ein bloßer Zufall, die Herrschaft des Genies ein Puppenspiel, ein lächerliches Ringen gegen ein ehernes Gesetz, es zu erkennen das Höchste, es zu beherrschen unmöglich. Es fällt mir nicht mehr ein, vor den Paradegäulen und Eckstehern der Geschichte mich zu bücken. Ich gewöhnte mein Auge ans Blut. Aber ich bin kein Guillotinenmesser. Das muß ist eins von den Verdammungsworten, womit der Mensch getauft worden. Der Ausspruch: es muß ja Aergerniß kommen, aber wehe dem, durch den es kommt, — ist schauderhaft. Was ist das, was in uns lügt, mordet, stiehlt? Ich mag dem Gedanken nicht weiter nachgehen. Könnte ich aber dies kalte und gemarterte Herz an deine Brust legen! B. wird dich über mein Befinden beruhigt haben, ich schrieb ihm. Ich

verwünsche meine Gesundheit. Ich glühte, das Fieber bedeckte mich mit Küssen und umschlang mich wie der Arm der Geliebten. Die Finsterniß wogte über mir, mein Herz schwoll in unendlicher Sehnsucht, es drangen Sterne durch das Dunkel, und Hände und Lippen bückten sich nieder. Und jetzt? Und sonst? Ich habe nicht einmal die Wollust des Schmerzes und des Sehnens. Seit ich über die Rheinbrücke ging, bin ich wie in mir vernichtet, ein einzelnes Gefühl taucht nicht in mir auf. Ich bin ein Automat; die Seele ist mir genommen. Ostern ist noch mein einziger Trost; ich habe Verwandte bei Landau, ihre Einladung und die Erlaubniß, sie zu besuchen. Ich habe die Reise schon tausendmal gemacht und werde nicht müde. — Du frägst mich: sehnst du dich nach mir? Nennst du's Sehnen, wenn man nur in einem Punkt leben kann, und wenn man davon gerissen ist und dann nur noch das Gefühl seines Elendes hat? Gib mir doch Antwort. Sind meine Lippen so kalt? . . . . — Dieser Brief ist ein Charivari: ich tröste dich mit einem andern.

Gießen 1833.

. . . Ich dürste nach einem Briefe. Ich bin allein, wie im Grabe; wann erweckt mich deine Hand? Meine Freunde verlassen mich, wir schreien uns wie Taube einander in die Ohren; ich wollte, wir wären stumm, dann könnten wir uns doch nur ansehen, und in neuen Zeiten kann ich kaum Jemand starr anblicken, ohne daß mir die Thränen kämen. Es ist dies eine Augenwassersucht, die auch beim Starrsehen oft vorkommt. Sie sagen, ich sei verrückt, weil ich gesagt habe, in sechs Wochen würde ich auferstehen, zuerst aber Himmelfahrt halten, in der Diligence nämlich. Lebe wohl, liebe Seele, und verlaß mich nicht. Der Gram macht mich dir streitig, ich lieg' ihm den ganzen Tag im Schooß; armes Herz, ich glaube, du vergiltst mit Gleichem. . . .

Gießen 1833.

. . . Der erste helle Augenblick seit acht Tagen. Unaufhörliches Kopfweh und Fieber, die Nacht kaum

einige Stunden dürftiger Ruhe. Vor zwei Uhr komme ich in kein Bett, und dann ein beständiges Auffahren aus dem Schlaf und ein Meer von Gedanken, in denen mir die Sinne vergehen. Mein Schweigen quält dich wie mich, doch vermochte ich nichts über mich. Liebe, liebe Seele, vergibst du? Eben komme ich von draußen herein. Ein einziger, forthallender Ton aus tausend Lerchenkehlen schlägt durch die brütende Sommerluft, ein schweres Gewölk wandelt über die Erde, der tief-brausende Wind klingt wie sein melodischer Schritt. Die Frühlingsluft löste mich aus meinem Starrkrampf. Ich erschrak vor mir selbst. Das Gefühl des Gestorben-seins war immer über mir. Alle Menschen machten mir das hippokratische Gesicht, die Augen verglast, die Wangen wie von Wachs, und wenn dann die ganze Maschinerie zu leiern anfing, die Gelenke zuckten, die Stimme herausknarrte und ich das ewige Orgellied herumtrillern hörte und die Wälzchen und Stiftchen im Orgelkasten hüpfen und drehen sah, — ich verfluchte das Concert, den Kasten, die Melodie und — ach, wir armen schreienden Musikanten! das Stöhnen auf unsrer Folter, wäre es nur da, damit es durch die Wolken-ritzen dringend und weiter, weiter klingend wie ein melodischer Hauch in himmlischen Ohren stirbt? Wären wir das Opfer im glühenden Bauch des Perryllusstiers, dessen Todesschrei wie das Aufjauchzen des in den Flammen sich aufzehrenden Gottstiers klingt. Ich lästre nicht. Aber die Menschen lästern. Und doch bin ich gestraft, ich fürchte mich vor meiner Stimme und — vor meinem Spiegel. Ich hätte Herrn Callot-Hoffmann sitzen können, nicht wahr, meine Liebe? Für das Modelliren hätte ich Reisegeld bekommen. Ich spüre, ich fange an, interessant zu werden. —

Die Ferien fangen morgen in vierzehn Tagen an; verweigert man die Erlaubniß, so gehe ich heimlich, ich bin mir selbst schuldig, einem unerträglichen Zustande ein Ende zu machen. Meine geistigen Kräfte sind gänzlich zerrüttet. Arbeiten ist mir unmöglich, ein dumpfes Brüten hat sich meiner bemeistert, in dem mir kaum ein Gedanke noch hell wird. Alles verzehrt sich in mir

selbst; hätte ich einen Weg für mein Inneres, aber ich habe keinen Schrei für den Schmerz, kein Jauchzen für die Freude, keine Harmonie für die Seligkeit. Dies Stummsein ist meine Verdammniß. Ich habe dir's schon tausendmal gesagt: Lies meine Briefe nicht, — kalte, träge Worte! Könnte ich nur über dich einen vollen Ton ausgießen — so schleppe ich dich in meine wüsten Irrgänge. Du sitzest jetzt im dunkeln Zimmer in deinen Thränen allein, bald trete ich zu dir. Seit vierzehn Tagen steht dein Bild beständig vor mir, ich sehe dich in jedem Traum. Dein Schatten schwebt immer vor mir, wie das Lichtzittern, wenn man in die Sonne gesehen. Ich lechze nach einer seligen Empfindung, die wird mir bald, bald, bei dir.

An die Familie.

Gießen, den 1. November 1833.

. . . . . Gestern wurden wieder zwei Studenten verhaftet, der kleine Stamm und Groß. . . . .

Gießen, den 19. November 1833.

. . . . . Gestern war ich bei dem Bankett zu Ehren der zurückgekehrten Deputirten. An zweihundert Personen, unter ihnen Balser und Vogt. Einige loyale Toaste, bis man sich Courage getrunken, und dann das Polenlied, die Marseillaise gesungen und den in Friedberg Verhafteten ein Vivat gebracht! Die Leute gehen ins Feuer, wenn's von einer brennenden Punschbowle kommt! . . . . .

Gießen, im Februar 1834.

. . . . . Ich verachte Niemanden, am wenigsten wegen seines Verstandes oder seiner Bildung, weil es

in Niemands Gewalt liegt, kein Dummkopf oder kein Verbrecher zu werden, — weil wir durch gleiche Umstände wohl Alle gleich würden, und weil die Umstände außer uns liegen. Der Verstand nun gar ist nur eine sehr geringe Seite unsers geistigen Wesens und die Bildung nur eine sehr zufällige Form desselben. Wer mir eine solche Verachtung vorwirft, behauptet, daß ich einen Menschen mit Füßen träte, weil er einen schlechten Rock anhätte. Es heißt dieß, eine Rohheit, die man Einem im Körperlichen nimmer zutrauen würde, in's Geistige übertragen, wo sie noch gemeiner ist. Ich kann Jemanden einen Dummkopf nennen, ohne ihn deßhalb zu verachten; die Dummheit gehört zu den allgemeinen Eigenschaften der menschlichen Dinge; für ihre Existenz kann ich nichts, es kann mir aber Niemand wehren, Alles, was existirt, bei seinem Namen zu nennen und dem, was mir unangenehm ist, aus dem Wege zu gehn. Jemanden kränken, ist eine Grausamkeit, ihn aber zu suchen oder zu meiden, bleibt meinem Gutdünken überlassen. Daher erklärt sich mein Betragen gegen alte Bekannte; ich kränkte Keinen und sparte mir viel Langeweile; halten sie mich für hochmüthig, wenn ich an ihren Vergnügungen oder Beschäftigungen keinen Geschmack finde, so ist es eine Ungerechtigkeit; mir würde es nie einfallen, einem Andern aus dem nämlichen Grunde einen ähnlichen Vorwurf zu machen. Man nennt mich einen Spötter. Es ist wahr, ich lache oft, aber ich lache nicht darüber, wie Jemand ein Mensch, sondern nur darüber, daß er ein Mensch ist, wofür er ohnehin nichts kann, und lache dabei über mich selbst, der ich sein Schicksal theile. Die Leute nennen das Spott, sie vertragen es nicht, daß man sich als Narr producirt und sie dutzt; sie sind Verächter, Spötter und Hochmüthige, weil sie die Narrheit nur außer sich suchen. Ich habe freilich noch eine Art von Spott, es ist aber nicht der der Verachtung, sondern der des Hasses. Der Haß ist so gut erlaubt als die Liebe, und ich hege ihn im vollsten Maße gegen die, welche verachten. Es ist deren eine große Zahl, die im Besitze einer lächerlichen Aeußerlichkeit, die man Bildung, oder eines todten Krams, den

man Gelehrsamkeit heißt, die große Masse ihrer Brüder ihrem verachtenden Egoismus opfern. Der Aristokratismus ist die schändlichste Verachtung des heiligen Geistes im Menschen; gegen ihn kehre ich seine eigenen Waffen; Hochmuth gegen Hochmuth, Spott gegen Spott. — Ihr würdet euch besser bei meinem Stiefelputzer nach mir umsehn; mein Hochmuth und Verachtung Geistesarmer und Ungelehrter fände dort wohl ihr bestes Object. Ich bitte, fragt ihn einmal. . . Die Lächerlichkeit des Herablassens werdet Ihr mir doch wohl nicht zutrauen. Ich hoffe noch immer, daß ich leidenden, gedrückten Gestalten mehr mitleidige Blicke zugeworfen, als kalten, vornehmen Herzen bittere Worte gesagt habe. — . . . . .

Gießen, den 19. März 1834.

. . . . . Wichtiger ist die Untersuchung wegen der Verbindungen; die Relegation steht wenigstens dreißig Studenten bevor. Ich wollte die Unschädlichkeit dieser Verschwörer eidlich bekräftigen. Die Regierung muß aber doch etwas zu thun haben! Sie dankt ihrem Himmel, wenn ein paar Kinder schleifen oder Ketten schaukeln! — Die in Friedberg Verhafteten sind frei, mit Ausnahme von Vieren — . . .

An die Braut.

Gießen 1834.

. . . . Ich werde gleich von hier nach Straßburg gehen, ohne Darmstadt zu berühren; ich hätte dort auf Schwierigkeiten gestoßen, und meine Reise wäre vielleicht bis zu Ende der Vakanzen verschoben worden. Ich schreibe dir jedoch vorher noch einmal, sonst ertrag' ich's nicht vor Ungeduld; dieser Brief ist ohnedies so langweilig, wie ein Anmelden in einem vornehmen Hause: Herr

Studiosus Büchner. Das ist Alles! Wie ich hier zusammenschrumpfe, ich erliege fast unter diesem Bewußtsein; ja sonst wäre es ziemlich gleichgiltig; wie man nur einen Betäubten oder Blödsinnigen beklagen mag! Aber du, was sagst du zu dem Invaliden? Ich wenigstens kann die Leute auf halbem Sold nicht ausstehen. Nous ferons un peu de romantique, pour nous tenir à la hauteur du siècle; et puis me faudra-t-il du fer à cheval pour faire de l'impression à un coeur de femme? Aujourd'hui on a le système nerveux un peu robuste. Adieu.

Gießen 1834.

. . . Ich wäre untröstlich, mein armes Kind, wüßte ich nicht, was dich heilte. Ich schreibe jetzt täglich, schon gestern hatte ich einen Brief angefangen. Fast hätte ich Lust, statt nach Darmstadt, gleich nach Straßburg zu gehen. Nimmt dein Unwohlsein eine ernste Wendung, — ich bin dann im Augenblick da. Doch was sollen dergleichen Gedanken? Sie sind mir Unbegreiflichkeiten. — Mein Gesicht ist wie ein Osterei, über das die Freude rothe Flecken laufen läßt. Doch ich schreibe abscheulich, es greift deine Augen an, es vermehrt das Fieber. Aber nein, ich glaube nichts, es sind nur die Nachwehen des alten nagenden Schmerzes; die linde Frühlingsluft küßt alte Leute und hektische todt; dein Schmerz ist alt und abgezehrt, er stirbt, das ist Alles, und du meinst, dein Leben ginge mit. Siehst du denn nicht den neuen lichten Tag? Hörst du meine Tritte nicht, die sich wieder rückwärts zu dir wenden? Sieh, ich schicke dir Küsse, Schneeglöckchen, Schlüsselblumen, Veilchen, der Erde erste schüchterne Blicke ins flammende Auge des Sonnenjünglings. Den halben Tag sitze ich eingeschlossen mit deinem Bild und spreche mit dir. Gestern Morgen versprach ich dir Blumen; da sind sie. Was gibst du mir dafür? Wie gefällt dir mein Bedlam? Will ich etwas Ernstes thun, so komme ich mir vor, wie Larifari in der Komödie: will er das Schwerdt ziehen, so ist's ein Hasenschwanz. . . .

Ich wollte, ich hätte geschwiegen. Es überfällt mich eine unsägliche Angst. Du schreibst gleich, doch

um Himmelswillen nicht, wenn es dich Anstrengung kostet. Du sprachst mir von einem Heilmittel; lieb Herz, schon lange schwebt es mir auf der Zunge. Ich liebte aber so unser stilles Geheimniß, — doch sage deinem Vater Alles, — doch zwei Bedingungen: Schweigen, selbst bei den nächsten Verwandten. Ich mag nicht hinter jedem Kusse die Kochtöpfe rasseln hören und bei den verschiedenen Tanten das Familienvatersgesicht ziehen. Dann: nicht eher an meine Eltern zu schreiben, als bis ich selbst geschrieben. Ich überlasse dir Alles, thue, was dich beruhigen kann. Was kann ich sagen, als daß ich dich liebe; was versprechen, als was in dem Worte Liebe schon liegt, Treue? Aber die sogenannte Versorgung? Student noch zwei Jahre; die gewisse Aussicht auf ein stürmisches Leben, vielleicht bald auf fremdem Boden!

Zum Schlusse trete ich zu dir und singe dir einen alten Wiegengesang:

War nicht umsonst so still und schwach,
Verlass'ne Liebe trug sie nach.
In ihrer kleinen Kammer hoch
Sie stets an der Erinnerung sog;
An ihrem Brodschrank an der Wand
Er immer, immer vor ihr stand,
Und wenn ein Schlaf sie übernahm,
Er immer, immer wieder kam.

Und dann:

Denn immer, immer, immer doch
Schwebt ihr das Bild an Wänden noch
Von einem Menschen, welcher kam
Und ihr als Kind das Herze nahm.
Fast ausgelöscht ist sein Gesicht,
Doch seiner Worte Kraft noch nicht,
Und jener Stunden Seligkeit,
Ach jener Träume Wirklichkeit,
Die, angeboren jedermann,
Kein Mensch sich wirklich machen kann*.

---

* Aus Lenzens Gedicht „Die Liebe auf dem Lande", das Friedricke Brions Wesen spiegelt.

An die Familie.

Straßburg, im April 1834.

... In Gießen war ich im Aeußern ruhig, doch war ich in tiefe Schwermuth verfallen; dabei engten mich die politischen Verhältnisse ein, ich schämte mich, ein Knecht mit Knechten zu sein, einem vermoderten Fürstengeschlecht und einem kriechenden Staatsdiener-Aristokratismus zu gefallen. Ich komme nach Gießen in die widrigsten Verhältnisse, Kummer und Widerwillen machen mich krank.*

Gießen, den 25. Mai 1834.

..... Das Treiben des „Burschen" kümmert mich wenig, gestern Abend hat er von dem Philister Schläge bekommen. Man schrie Bursch heraus! Es kam aber Niemand, als die Mitglieder zweier Verbindungen, die aber den Universitätsrichter rufen mußten, um sich vor den Schuster- und Schneiderbuben zu retten. Der Universitätsrichter war betrunken und schimpfte die Bürger; es wundert mich, daß er keine Schläge bekam; das Possierlichste ist, daß die Buben liberal sind und sich daher an die loyal gesinnten Verbindungen machten. Die Sache soll sich heute Abend wiederholen, man munkelt sogar von einem Auszug; ich hoffe, daß der Bursche wieder Schläge bekommt; wir halten zu den Bürgern und bleiben in der Stadt. .....

Gießen den 2. Juli 1834.

..... Was sagt man zu der Verurtheilung von „Schulz?"** — Mich wundert es nicht, es riecht nach Kommißbrod. — A propos, wißt Ihr die hübsche Geschichte vom Herrn Commissär, 2c. . .? Der gute

---

* In diesem leider nur fragmentarisch erhaltenen Briefe teilte Büchner der Familie seine offizielle Verlobung mit.

** Dr. Wilhelm Schulz, früher hessischer Lieutenant, später Mitglied des deutschen Parlaments, wurde am 18. Juni 1834 wegen mehrerer als aufrührerisch befundenen Schriften zur Cassation und fünfjährigen Festungsstrafe verurtheilt.

Columbus sollte in Darmstadt bei einem Schreiner eine geheime Presse entdecken. Er besetzt das Haus, dringt ein. „Guter Mann, es ist Alles aus, führ' Er mich nur an die Presse." — Der Mann führt ihn an die Kelter. „Nein, Mann! Die Presse! Die Presse!" — Der Mann versteht ihn nicht, und der Commissär wagt sich in den Keller. Es ist dunkel. „Ein Licht, Mann!" — „Das müssen Sie kaufen, wenn Sie eins haben wollen." — Aber der Herr Commissär spart dem Lande überflüssige Ausgaben. Er rennt, wie Münchhausen, an einen Balken, er schlägt Feuer aus seinem Nasenbein, das Blut fließt, er achtet nichts und findet nichts. Unser lieber Großherzog wird ihm aus einem Civilverdienstorden ein Nasenfutteral machen. — ....

Frankfurt, den 3. August 1834.

.... Ich benutze jeden Vorwand, um mich von meiner Kette loszumachen. Freitag Abends ging ich von Gießen weg; ich wählte die Nacht der gewaltigen Hitze wegen, und so wanderte ich in der lieblichsten Kühle unter hellem Sternenhimmel, an dessen fernstem Horizonte ein beständiges Blitzen leuchtete. Theils zu Fuß, theils fahrend mit Postillonen und sonstigem Gesindel, legte ich während der Nacht den größten Theil des Wegs zurück. Ich ruhte mehrmals unterwegs. Gegen Mittag war ich in Offenbach. Den kleinen Umweg machte ich, weil es von dieser Seite leichter ist, in die Stadt zu kommen, ohne angehalten zu werden. Die Zeit erlaubte mir nicht, mich mit den nöthigen Papieren zu versehen. .....*

Gießen, den 5. August 1834.

.... Ich meine, ich hätte Euch erzählt, daß Minnigerode** eine halbe Stunde vor meiner Abreise arretirt

---

* Hinter dieser idyllischen Schildrung verbirgt B. seine aufgeregte Wandrung nach Butzbach, Offenbach und Frankfurt, die er unternahm, um die Freunde zu warnen, nachdem der „Hessische Landbote" konfisziert worden war.

** Minnigerode war der Student, der vor dem Gießener Stadttor verhaftet, als er 150 Exemplare von Büchners „Hessischem Landboten" in die Stadt hineinbringen wollte.

wurde, man hat ihn nach Friedberg abgeführt. Ich begreife den Grund seiner Verhaftung nicht. Unserem scharfsinnigen Universitätsrichter fiel es ein, in meiner Reise, wie es scheint, einen Zusammenhang mit der Verhaftung Minnigerode's zu finden. Als ich hier ankam, fand ich meinen Schrank versiegelt, und man sagte mir, meine Papiere seien durchsucht worden. Auf mein Verlangen wurden die Siegel sogleich abgenommen, auch gab man mir meine Papiere (nichts als Briefe von Euch und meinen Freunden) zurück, nur einige französische Briefe von W . . ., Muston,* L . . . und B . . . wurden zurückbehalten, wahrscheinlich weil die Leute sich erst einen Sprachlehrer müssen kommen lassen, um sie zu lesen. Ich bin empört über ein solches Benehmen, es wird mir übel, wenn ich meine heiligsten Geheimnisse in den Händen dieser schmutzigen Menschen denke. Und das Alles — wißt Ihr auch warum? Weil ich an dem nämlichen Tag abgereist, an dem Minnigerode verhaftet wurde. Auf einen vagen Verdacht hin verletzte man die heiligsten Rechte und verlangte dann weiter Nichts, als daß ich mich über meine Reise ausweisen sollte!!! Das konnte ich natürlich mit der größten Leichtigkeit; ich habe Briefe von B., die jedes Wort bestätigen, das ich gesprochen, und unter meinen Papieren befindet sich keine Zeile, die mich compromittiren könnte. Ihr könnt über die Sache ganz unbesorgt sein. Ich bin auf freiem Fuß, und es ist unmöglich, daß man einen Grund zur Verhaftung finde. Nur im Tiefsten bin ich über das Verfahren der Gerichte empört, auf den Verdacht eines möglichen Verdachts in die heiligsten Familiengeheimnisse einzubrechen. Man hat mich auf dem Universitätsgericht bloß gefragt, wo ich mich während der drei letzten Tage aufgehalten, und um sich darüber Aufschluß zu verschaffen, erbricht man schon am zweiten Tag in meiner Abwesenheit meinem Pult und bemächtigt sich meiner Papiere!

---

* Muston, ein französischer Flüchtling, der am Savoyer-Zuge Theil genommen hatte, sich in Darmstadt aufhielt und viel mit Büchner correspondirte.

Ich werde mit einigen Rechtskundigen sprechen und sehen, ob die Gesetze für eine solche Verletzung Genugthuung schaffen! . . . .

Gießen, den 8. August 1834.

. . . . . Ich gehe meinen Beschäftigungen wie gewöhnlich nach, vernommen bin ich nicht weiter geworden. Verdächtiges hat man nicht gefunden, nur die französischen Briefe scheinen noch nicht entziffert zu sein; der Herr Universitätsrichter muß sich wohl erst Unterricht im Französischen nehmen. Man hat mir sie noch nicht zurückgegeben. . . . . Uebrigens habe ich mich bereits an das Disciplinargericht gewendet und es um Schutz gegen die Willkür des Universitätsrichters gebeten. Ich bin auf die Antwort begierig. Ich kann mich nicht entschließen, auf die mir gebührende Genugthuung zu verzichten. Das Verletzen meiner heiligsten Rechte und das Einbrechen in alle meine Geheimnisse, das Berühren von Papieren, die mir Heiligthümer sind, empörten mich zu tief, als daß ich nicht jedes Mittel ergreifen sollte, um mich an dem Urheber dieser Gewaltthat zu rächen. Den Universitätsrichter habe ich mittelst des höflichsten Spottes fast ums Leben gebracht. Wie ich zurückkam, mein Zimmer mir verboten und mein Pult versiegelt fand, lief ich zu ihm und sagte ihm ganz kaltblütig mit der größten Höflichkeit, in Gegenwart mehrerer Personen: wie ich vernommen, habe er in meiner Abwesenheit mein Zimmer mit seinem Besuche beehrt, ich komme, um ihn um den Grund seines gütigen Besuches zu fragen rc. — Es ist Schade, daß ich nicht nach dem Mittagessen gekommen, aber auch so barst er fast und mußte diese beißende Ironie mit der größten Höflichkeit beantworten. Das Gesetz sagt, nur in Fällen sehr dringenden Verdachts, ja nur eines Verdachtes, der statt halben Beweises gelten könne, dürfe eine Haussuchung vorgenommen werden. Ihr seht, wie man das Gesetz auslegt. Verdacht, am wenigsten ein dringender, kann nicht gegen mich vorliegen, sonst müßte ich verhaftet sein; in der Zeit, wo ich hier bin, könnte ich ja jede Untersuchung durch Ver-

abreden gleichlautender Aussagen und dergleichen unmöglich machen. Es geht hieraus hervor, daß ich durch nichts compromittirt bin, und daß die Haussuchung nur vorgenommen worden, weil ich nicht liederlich und nicht sclavisch genug aussehe, um für keinen Demagogen gehalten zu werden. Eine solche Gewaltthat stillschweigend ertragen, hieße die Regierung zur Mitschuldigen machen; hieße aussprechen, daß es keine gesetzliche Garantie mehr gäbe, hieße erklären, daß das verletzte Recht keine Genugthuung mehr erhalte. Ich will unserer Regierung diese grobe Beleidigung nicht anthun.

Wir wissen nichts von Minnigerode; das Gerücht mit Offenbach ist jedenfalls reine Erfindung; daß ich auch schon da gewesen, kann mich nicht mehr compromittiren, als jeden anderen Reisenden. . . . — Sollte man, sowie man ohne die gesetzlich nothwendige Ursache meine Papiere durchsuchte, mich auch ohne dieselbe festnehmen, in Gottes Namen! ich kann so wenig darüber hinaus, und es ist dies so wenig meine Schuld, als wenn eine Heerde Banditen mich anhielte, plünderte oder mordete. Es ist Gewalt, der man sich fügen muß, wenn man nicht stark genug ist, ihr zu widerstehen; aus der Schwäche kann Einem kein Vorwurf gemacht werden. . . . . . *

Gießen, Ende August 1834.

Es sind jetzt fast drei Wochen seit der Haussuchung verflossen, und man hat mir in Bezug darauf noch nicht die mindeste Eröffnung gemacht. Die Vernehmung bei dem Universitätsrichter am ersten Tage kann nicht in Anschlag gebracht werden, sie steht damit in keinem gesetzlichen Zusammenhang; der Herr Georgi verlangt nur als Universitätsrichter von mir als Studenten: ich solle mich wegen meiner Reise ausweisen, während er die Haussuchung als Regierungscommissär vornahm. Ihr sehet also, wie weit man es in der gesetzlichen Anarchie gebracht hat. Ich vergaß, wenn ich

* Büchner sucht hier konsequent den Eltern die gefährliche Angelegenheit zu vertuschen, in die er so tief verwickelt war.

nicht irre, den wichtigen Umstand anzuführen, daß die Haussuchung sogar ohne die drei, durch das Gesetz vorgeschriebenen Urkundspersonen vorgenommen wurde, und so um so mehr den Charakter eines Einbruchs an sich trägt. Das Verletzen unserer Familiengeheimnisse ist ohnehin ein bedeutenderer Diebstahl, als das Wegnehmen einiger Geldstücke. Das Einbrechen in meiner Abwesenheit ist ebenfalls ungesetzlich; man war nur berechtigt, meine Thüre zu versiegeln, und erst dann in meiner Abwesenheit zur Haussuchung zu schreiten, wenn ich mich auf erfolgte Vorladung nicht gestellt hätte. Es sind also drei Verletzungen des Gesetzes vorgefallen: Haussuchung ohne dringenden Verdacht (ich bin, wie gesagt, noch nicht vernommen worden, und es sind drei Wochen verflossen), Haussuchung ohne Urkundspersonen, und endlich Haussuchung am dritten Tage meiner Abwesenheit ohne vorher erfolgte Vorladung. —

Die Vorstellung an das Disziplinargericht war im Grunde genommen überflüssig, weil der Universitätsrichter als Regierungscommissär nicht unter ihm steht. Ich that diesen Schritt nur vorerst, um nicht mit der Thüre ins Haus zu fallen; ich stellte mich unter seinen Schutz, ich überließ ihm meine Klage. Seiner Stellung gemäß mußte es meine Sache zu der seinigen machen, aber die Leute sind etwas furchtsamer Natur; ich bin überzeugt, daß sie mich an eine andere Behörde verweisen. Ich erwarte ihre Resolution. . . . Der Vorfall ist so einfach und liegt so klar am Tage, daß man mir entweder volle Genugthuung schaffen oder öffentlich erklären muß, das Gesetz sei aufgehoben und eine Gewalt an seine Stelle getreten, gegen die es keine Appellation, als Sturmglocken und Pflastersteine gebe. . . .

An Karl Gutzkow.

Darmstadt, Ende Februar 1835.

Mein Herr!

Vielleicht hat es Ihnen die Beobachtung, vielleicht, im unglücklicheren Fall, die eigene Erfahrung schon gesagt, daß es einen Grad von Elend gibt, welcher jede Rücksicht vergessen und jedes Gefühl verstummen macht. Es gibt zwar Leute, welche behaupten, man solle sich in einem solchen Falle lieber zur Welt hinaushungern, aber ich könnte die Widerlegung in einem seit Kurzem erblindeten Hauptmanne von der Gasse aufgreifen, welcher erklärt, er würde sich todtschießen, wenn er nicht gezwungen sei, seiner Familie durch sein Leben seine Besoldung zu erhalten. Das ist entsetzlich. Sie werden wohl einsehen, daß es ähnliche Verhältnisse geben kann, die Einen verhindern, seinen Leib zum Nothanker zu machen, um ihn von dem Wracke dieser Welt in das Wasser zu werfen, und werden sich also nicht wundern, wie ich Ihre Thüre aufreiße, in Ihr Zimmer trete, Ihnen ein Manuscript auf die Brust setze und ein Almosen abfordere*. Ich bitte Sie nämlich, das Manuscript so schnell wie möglich zu durchlesen, es im Fall Ihnen Ihr Gewissen als Kritiker dieß erlauben sollte, dem Herrn Sauerländer zu empfehlen und sogleich zu antworten.

Ueber das Werk selbst kann ich Ihnen weiter nichts sagen, als daß unglückliche Verhältnisse mich zwangen, es in höchstens fünf Wochen zu schreiben. Ich sage dieß, um Ihr Urtheil über den Verfasser, nicht über das Drama an und für sich zu motiviren. Was ich daraus machen soll, weiß ich selbst nicht, nur das weiß ich, daß ich alle Ursache habe, der Geschichte gegenüber roth zu

* Mit diesem verzweifelten Schreiben sandte Büchner das Manuscript von „Dantons Tod“ an Gutzkow, bevor er aus dem elterlichen Hause und aus Darmstadt floh.

werden; doch tröste ich mich mit dem Gedanken, daß, Shakspeare ausgenommen, alle Dichter vor ihr und der Natur wie Schulknaben dastehen.

Ich wiederhole meine Bitte um schnelle Antwort; im Falle eines günstigen Erfolges können einige Zeilen von Ihrer Hand, wenn sie noch vor nächstem Mittwoch hier eintreffen, einen Unglücklichen vor einer sehr traurigen Lage bewahren.

Sollte Sie vielleicht der Ton dieses Briefes befremden, so bedenken Sie, daß es mir leichter fällt, in Lumpen zu betteln, als im Frack eine Supplik zu überreichen, und fast leichter, die Pistole in der Hand: la bourse ou la vie! zu sagen, als mit bebenden Lippen ein: Gott lohn' es! zu flüstern.

G. Büchner.

An die Familie.

Weißenburg, den 9. März 1835.

Eben lange ich wohlbehalten hier an. Die Reise ging schnell und bequem vor sich. Ihr könnt, was meine persönliche Sicherheit anlangt, völlig ruhig sein. Sicheren Nachrichten gemäß bezweifle ich auch nicht, daß mir der Aufenthalt in Straßburg gestattet werden wird. . . . . Nur die dringendsten Gründe konnten mich zwingen, Vaterland und Vaterhaus in der Art zu verlassen. . . Ich konnte mich unserer politischen Inquisition stellen; von dem Resultat einer Untersuchung hatte ich nichts zu befürchten, aber Alles von der Untersuchung selbst. . . . Ich bin überzeugt, daß nach einem Verlaufe von zwei bis drei Jahren meiner Rückkehr nichts mehr im Wege stehen wird. Diese Zeit hätte ich im Falle des Bleibens in einem Kerker zu Friedberg versessen; körperlich und geistig zerrüttet wäre ich dann entlassen worden. Dies stand mir so deutlich vor Augen, dessen war ich so gewiß, daß ich das große Uebel einer freiwilligen Verbannung

wählte. Jetzt habe ich Hände und Kopf frei. . . . Es liegt jetzt Alles in meiner Hand. Ich werde das Studium der medicinisch-philosophischen Wissenschaften mit der größten Anstrengung betreiben, und auf dem Felde ist noch Raum genug, um etwas Tüchtiges zu leisten, und unsere Zeit ist grade dazu gemacht, dergleichen anzuerkennen. Seit ich über der Grenze bin, habe ich frischen Lebensmuth, ich stehe jetzt ganz allein, aber gerade das steigert meine Kräfte. Der beständigen geheimen Angst vor Verhaftung und sonstigen Verfolgungen, die mich in Darmstadt beständig peinigte, enthoben zu sein, ist eine große Wohlthat. . . .

An Karl Gutzkow.

Straßburg, März 1835.

Verehrtester!

Vielleicht haben Sie durch einen Steckbrief im „Frankfurter Journal" meine Abreise von Darmstadt erfahren. Seit einigen Tagen bin ich hier; ob ich bleiben werde, weiß ich nicht, das hängt von verschiedenen Umständen ab. Mein Manuscript wird unter der Hand seinen Kurs durchgemacht haben.

Meine Zukunft ist so problematisch, daß sie mich selbst zu interessiren anfängt, was viel heißen will. Zu dem subtilen Selbstmord durch Arbeit kann ich mich nicht leicht entschließen, ich hoffe, meine Faulheit wenigstens ein Vierteljahr lang fristen zu können und nehme dann Handgeld von den Jesuiten für den Dienst der Maria oder von den St. Simonisten für die femme libre und dann sterbe ich mit meiner Geliebten. . . . Wir werden sehen. Vielleicht bin ich auch dabei, wenn noch einmal der Münster eine Jakobinermütze aufsetzen sollte. Was sagen Sie dazu? Es ist nur mein Spaß. Aber Sie sollen noch erleben, zu was ein Deutscher nicht fähig ist, wenn er Hunger hat. Ich wollte, es ginge der ganzen Nation wie mir. Wenn es einmal ein Misjahr

giebt, worin nur der Hanf gedeiht, das sollte lustig gehen, wir wollten schon eine Boa constrictor zusammenflechten. Mein Danton ist vorläufig ein seidnes Schnürchen und meine Muse ein verkleideter Samson.

An die Familie.

Straßburg, den 27. März 1835.

. . . . . Ich fürchte sehr, daß das Resultat der Untersuchung den Schritt, welchen ich gethan, hinlänglich rechtfertigen wird; es sind wieder Verhaftungen erfolgt, und man erwartet nächstens deren noch mehr. Minnigerode ist in flagranti crimine ertappt worden; man betrachtet ihn als den Weg, der zur Entdeckung aller bisherigen revolutionären Umtriebe führen soll, man sucht ihm um jeden Preis sein Geheimniß zu entreißen; wie sollte seine schwache Constitution der langsamen Folter, auf die man ihn spannt, widerstehen können? . . . . Ist in den deutschen Zeitungen die Hinrichtung des Lieutenant Kosseritz auf dem Hohenasperg in Württemberg bekannt gemacht geworden? Er war Mitwisser um das Frankfurter Complott, und wurde vor einiger Zeit erschossen. Der Buchhändler Frankh aus Stuttgart ist mit noch mehreren Anderen aus der nämlichen Ursache zum Tode verurtheilt worden, und man glaubt, daß das Urtheil vollstreckt wird.* . . . . .

Straßburg, den 20. April 1835.

. . . . . Heute Morgen erhielt ich eine traurige Nachricht; ein Flüchtling aus der Gegend von Gießen ist hier angekommen; er erzählte mir, in der Gegend von Marburg seien mehrere Personen verhaftet und bei einem von ihnen eine Presse gefunden worden, außerdem sind meine Freunde A. Becker und Klemm eingezogen worden, und Rector Weidig von Butzbach wird ver-

* Diese Angaben sind unrichtig: Kosseritz wurde begnadigt und nach Amerika entlassen, Frankh von den Civilgerichten zu einer Freiheitsstrafe verurtheilt.

folgt. Ich begreife unter solchen Umständen die Freilassung von P . . . . . nicht. Jetzt erst bin ich froh, daß ich weg bin, man würde mich auf keinen Fall verschont haben. . . . Ich sehe meiner Zukunft sehr ruhig entgegen. Jedenfalls könnte ich von meinen schriftstellerischen Arbeiten leben. . . . . Man hat mich auch aufgefordert, Kritiken über die neu erscheinenden französischen Werke in das Literaturblatt zu schicken, sie werden gut bezahlt. Ich würde mir noch weit mehr verdienen können, wenn ich mehr Zeit darauf verwenden wollte, aber ich bin entschlossen, meinen Studienplan nicht aufzugeben. . . . . .

Straßburg, den 5. Mai 1835.

Schulz* und seine Frau gefallen mir sehr gut, ich habe schon seit längerer Zeit Bekanntschaft mit ihnen gemacht und besuche sie öfters. Schulz namentlich ist nichts weniger, als die unruhige Kanzleibürste, die ich mir unter ihm vorstellte; er ist ein ziemlich ruhiger und anspruchsloser Mann. Er beabsichtigt, in aller Nähe mit seiner Frau nach Nancy und in Zeit von einem Jahre ungefähr nach Zürich zu gehen, um dort zu dociren. . . . Die Verhältnisse der politischen Flüchtlinge sind in der Schweiz keineswegs so schlecht, als man sich einbildet; die strengen Maßregeln erstrecken sich nur auf diejenigen, welche durch ihre fortgesetzten Tollheiten die Schweiz in die unangenehmsten Verhältnisse mit dem Auslande gebracht und schon beinahe in einen Krieg mit demselben verwickelt haben. . . . . Böckel und Baum sind fortwährend meine intimsten Freunde; Letzterer will seine Abhandlung über die Methodisten, wofür er einen Preis von 3000 Francs erhalten hat und öffentlich gekrönt worden ist, drucken lassen. Ich habe mich in seinem Namen an Gutzkow gewendet, mit dem ich fortwährend in Correspondenz stehe. Er ist im Augenblick in Berlin, muß aber bald wieder zurückkommen. Er scheint viel auf mich zu halten, ich bin froh darüber, sein Literatur-

* Schulz war am 31. December 1834 durch die Hilfe seiner entschlossenen Frau aus der Festung entflohen und nach Straßburg gegangen.

blatt steht in großem Ansehn. . . . . . Im Juni wird er hierherkommen, wie er mir schreibt. Daß Mehreres aus meinem Drama im Phönix erschienen ist, hatte ich durch ihn erfahren, er versicherte mich auch, daß das Blatt viel Ehre damit eingelegt habe. Das Ganze muß bald erscheinen. Im Fall es euch zu Gesicht kommt, bitte ich euch, bei eurer Beurtheilung vorerst zu bedenken, daß ich der Geschichte treu bleiben und die Männer der Revolution geben mußte, wie sie waren: blutig, liederlich, energisch und cynisch. Ich betrachte mein Drama wie ein geschichtliches Gemälde, das seinem Original gleichen muß. . . . Gutzkow hat mich um Kritiken, wie um eine besondere Gefälligkeit gebeten; ich konnte es nicht abschlagen, ich gebe mich ja doch in meinen freien Stunden mit Lectüre ab, und wenn ich dann manchmal die Feder in die Hand nehme und schreibe über das Gelesene etwas nieder, so ist dieß keine so große Mühe und nimmt wenig Zeit weg. . . . Der Geburtstag des Königs ging sehr still vorüber, Niemand fragt nach dergleichen, selbst die Republikaner sind ruhig; sie wollen keine Emeuten mehr, aber ihre Grundsätze finden von Tag zu Tag, namentlich bei der jungen Generation, mehr Anhang, und so wird wohl die Regierung nach und nach, ohne gewaltsame Umwälzung von selbst zusammenfallen. . . . Sartorius ist verhaftet, sowie auch Becker. Heute habe ich auch die Verhaftung des Herrn Weidig und des Pfarrers Flick zu Petterweil erfahren. . . .

Straßburg, Mittwoch nach Pfingsten 1835.

. . . . . Was ihr mir von dem in Darmstadt verbreiteten Gerüchte hinsichtlich einer in Straßburg bestehenden Verbindung sagt, beunruhigt mich sehr. Es sind höchstens acht bis neun deutsche Flüchtlinge hier, ich komme fast in keine Berührung mit ihnen, und an eine politische Verbindung ist nicht zu denken. Sie sehen so gut wie ich ein, daß unter den jetzigen Umständen dergleichen im Ganzen höchst unnütz und dem, der daran Theil nimmt, höchst verderblich ist. Sie haben nur einen Zweck, nämlich durch Arbeiten, Fleiß und gute Sitten

das sehr gesunkene Ansehn der deutschen Flüchtlinge wieder zu heben, und ich finde das sehr lobenswerth. Straßburg schien übrigens unserer Regierung höchst verdächtig und sehr gefährlich, es wundern mich daher die umgehenden Gerüchte nicht im Geringsten, nur macht es mich besorgt, daß unsere Regierung die Ausweisung der Schuldigen verlangen will. Wir stehen hier unter keinem gesetzlichen Schutz, halten uns eigentlich gegen das Gesetz hier auf, sind nur geduldet und somit ganz der Willkür des Präfecten überlassen. Sollte ein derartiges Verlangen von unserer Regierung gestellt werden, so würde man nicht fragen: existirt eine solche Verbindung oder nicht?, sondern man würde ausweisen, was da ist. Ich kann zwar auf Protection genug zählen, um mich hier halten zu können, aber das geht nur so lange, als die hessische Regierung nicht besonders meine Ausweisung verlangt, denn in diesem Falle spricht das Gesetz zu deutlich, als daß die Behörde ihm nicht nachkommen müßte. Doch hoffe ich, das Alles ist übertrieben. Uns berührt auch folgende Thatsache: Dr. Schulz hat nämlich vor einigen Tagen den Befehl erhalten, Straßburg zu verlassen; er hatte hier ganz zurückgezogen gelebt, sich ganz ruhig verhalten und dennoch! Ich hoffe, daß unsere Regierung mich für zu unbedeutend hielt, um auch gegen mich ähnliche Maßregeln zu ergreifen, und daß ich somit ungestört bleiben werde. Sagt, ich sei in die Schweiz gegangen. — Heumann sprach ich gestern. — Auch sind in der letzten Zeit wieder fünf Flüchtlinge aus Darmstadt und Gießen hier eingetroffen und bereits in die Schweiz weiter gereist. Rosenstiel, Wiener und Stamm sind unter ihnen....

An Karl Gutzkow.

Straßburg, Juli 1835.

Die ganze Revolution hat sich schon in Liberale und Absolutisten getheilt und muß von der ungebildeten und armen Klasse aufgefressen werden; das Verhältniß zwischen

Armen und Reichen ist das einzige revolutionäre Element in der Welt, der Hunger allein kann die Freiheitsgöttin, und nur ein Moses, der uns die sieben egyptischen Plagen auf den Hals schickte, könnte ein Messias werden. Mästen Sie die Bauern, und die Revolution bekommt die Apoplexie. Ein Huhn im Topfe jedes Bauern macht den gallischen Hahn verenden.

An die Familie.

Straßburg, im Juli 1835.

. . . . . „Ich würde Dir* das nicht sagen, wenn ich im Entferntesten jetzt an die Möglichkeit einer politischen Umwälzung glauben könnte. Ich habe mich seit einem halben Jahre vollkommen überzeugt, daß Nichts zu thun ist, und daß Jeder, der im Augenblicke sich aufopfert, seine Haut wie ein Narr zu Markte trägt. Ich kann Dir nichts Näheres sagen, aber ich kenne die Verhältnisse, ich weiß, wie schwach, wie unbedeutend, wie zerstückelt die liberale Partei ist, ich weiß, daß ein zweckmäßiges, übereinstimmendes Handeln unmöglich ist, und daß jeder Versuch auch nicht zum geringsten Resultate führt. — — — — Eine genaue Bekanntschaft mit dem Treiben der deutschen Revolutionärs im Auslande hat mich überzeugt, daß auch von dieser Seite nicht das Geringste zu hoffen ist. Es herrscht unter ihnen eine babylonische Verwirrung, die nie gelöst werden wird. Hoffen wir auf die Zeit!

Straßburg, im Juli 1835.

. . . . . Ich habe hier noch mündlich viel Unangenehmes aus Darmstadt erfahren. Koch, Walloth, Geilfuß und einer meiner Gießener Freunde, mit Namen Becker, sind vor Kurzem hier angekommen, auch ist der junge Stamm hier. Es sind sonst noch Mehrere an-

* Das Schreiben ist an Georgs Bruder, Wilhelm Büchner, gerichtet.

gekommen, sie gehen aber sämmtlich weiter in die Schweiz oder in das Innere von Frankreich. Ich habe von Glück zu sagen und fühle mich manchmal recht frei und leicht, wenn ich den weiten, freien Raum um mich überblicke und mich dann in das Darmstädter Arresthaus zurückversetze. Die Unglücklichen! Minnigerode sitzt jetzt fast ein Jahr, er soll körperlich fast aufgerieben sein, aber zeigt er nicht eine heroische Standhaftigkeit? Es heißt, er sei schon mehrmals geschlagen worden, ich kann und mag es nicht glauben. A. Becker wird wohl von Gott und der Welt verlassen sein; seine Mutter starb, als er in Gießen im Gefängniß saß, vierzehn Tage darnach eröffnete man es ihm!!! Klemm* ist ein Verräther, das ist gewiß, aber es ist mir doch immer, als ob ich träumte, wenn ich daran denke. Wißt Ihr denn, daß seine Schwester und seine Schwägerin ebenfalls verhaftet und nach Darmstadt gebracht worden sind, und zwar höchst wahrscheinlich auf seine eigne Aussage hin? Uebrigens gräbt er sich sein eignes Grab; seinen Zweck, die Heirath mit Fräulein v. . . . . . in Gießen, wird er doch nicht erreichen, und die öffentliche Verachtung, die ihn unfehlbar trifft, wird ihn tödten. Ich fürchte nur sehr, daß die bisherigen Verhaftungen nur das Vorspiel sind; es wird noch bunt hergehen. Die Regierung weiß sich nicht zu mäßigen; die Vortheile, welche ihr die Zeitumstände in die Hand geben, wird sie auf's Aeußerste mißbrauchen, und das ist sehr unklug und für uns sehr vortheilhaft. Auch der junge v. Biegeleben, Weidenbusch, Floret sind in eine Untersuchung verwickelt;

---

* Stud. Gustav Klemm aus Lich, schon in das Frankfurter Attentat verwickelt und deßwegen längere Zeit in Haft, aber am 20. Mai 1834 wieder freigegeben, nahm an der nun folgenden Thätigkeit der geheimen Gesellschaften zur Verbreitung revolutionärer Flugschriften lebhaften Antheil und legte bei seiner am 8. Mai 1835 erfolgten zweiten Verhaftung so umfassende und absichtliche Geständnisse über seine Mitschuldigen vor dem Untersuchungsrichter ab, daß er in Berücksichtigung dieser Verdienste sowohl, als einer geschwächten Gesundheit, schon am 23. August desselben Jahres wieder freigelassen wurde (was damals bei keinem der sonstigen Angeschuldigten geschah) und von da an in fortwährender Relation mit seinem Untersuchungsrichter blieb. — Er lebte später, überall zurückgestoßen, an verschiedenen Orten.

das wird noch ins Unendliche gehen. Drei Pfarrer, Flick, Weidig und Thudichum sind unter den Verhafteten. Ich fürchte nur sehr, daß unsere Regierung uns hier nicht in Ruhe läßt, doch bin ich der Verwendung der Professoren Lauth, Duvernoy und des Doctor Boeckel's gewiß, die sämtlich mit dem Präfecten gut stehen. — Mit meiner Uebersetzung bin ich längst fertig; wie es mit meinem Drama geht, weiß ich nicht; es mögen wohl fünf bis sechs Wochen sein, daß mir Gutzkow schrieb, es werde daran gedruckt, seit der Zeit habe ich nichts mehr darüber gehört. Ich denke, es muß erschienen sein, und man schickt es mir erst, wenn die Recensionen erschienen sind, zugleich mit diesen zu. Anders weiß ich mir die Verzögerung nicht zu erklären. Nur fürchte ich zuweilen für Gutzkow; er ist ein Preuße und hat sich neuerdings durch eine Vorrede zu einem in Berlin erschienenen Werke das Mißfallen seiner Regierung zugezogen. Die Preußen machen kurzen Prozeß; er sitzt vielleicht jetzt auf einer preußischen Festung; doch wir wollen das Beste hoffen. . . . . .

Straßburg, 16. Juli 1835.

. . . . Ich lebe hier ganz unangefochten; es ist zwar vor einiger Zeit ein Rescript von Gießen gekommen, die Polizei scheint aber keine Notiz davon genommen zu haben. . . . . Es liegt schwer auf mir, wenn ich mir Darmstadt vorstelle; ich sehe unser Haus und den Garten und dann unwillkürlich das abscheuliche Arresthaus. Die Unglücklichen! Wie wird das enden? Wohl wie in Frankfurt, wo Einer nach dem Andern stirbt und in der Stille begraben wird. Ein Todesurtheil, ein Schaffot, was ist das? Man stirbt für seine Sache. Aber so im Gefängniß auf eine langsame Weise aufgerieben zu werden! Das ist entsetzlich! Könntet Ihr mir nicht sagen, wer in Darmstadt sitzt? Ich habe hier Vieles untereinander gehört, werde aber nicht klug daraus. Klemm scheint eine schändliche Rolle zu spielen. Ich hatte den Jungen sehr gern, er war grenzenlos leidenschaftlich, aber offen, lebhaft, muthig und aufgeweckt. Hört man nichts von Minnigerode? Sollte er wirklich

Schläge erhalten? Es ist mir undenkbar. Seine heroische Standhaftigkeit sollte auch den verstocktesten Aristokraten Ehrfurcht einflößen. . . . . .

Straßburg, 28. Juli 1835.

. . . . . Ueber mein Drama muß ich einige Worte sagen: erst muß ich bemerken, daß die Erlaubniß, einige Aenderungen machen zu dürfen, allzusehr benutzt worden ist. Fast auf jeder Seite weggelassen, zugesetzt, und fast immer auf die dem Ganzen nachtheiligste Weise. Manchmal ist der Sinn ganz entstellt oder ganz und gar weg, und fast platter Unsinn steht an der Stelle. Außerdem wimmelt das Buch von den abscheulichsten Druckfehlern. Man hat mir keinen Correcturbogen zugeschickt. Der Titel ist abgeschmackt, und mein Name steht darauf, was ich ausdrücklich verboten hatte; er steht außerdem nicht auf dem Titel meines Manuscripts. Außerdem hat mir der Corrector einige Gemeinheiten in den Mund gelegt, die ich in meinem Leben nicht gesagt haben würde. Gutzkow's glänzende Kritiken habe ich gelesen und zu meiner Freude dabei bemerkt, daß ich keine Anlagen zur Eitelkeit habe. Was übrigens die sogenannte Unsittlichkeit meines Buchts angeht, so habe ich Folgendes zu antworten: der dramatische Dichter ist in meinen Augen nichts, als ein Geschichtschreiber, steht aber über Letzterem dadurch, daß er uns die Geschichte zum zweiten Mal erschafft und uns gleich unmittelbar, statt eine trockne Erzählung zu geben, in das Leben einer Zeit hinein versetzt, uns statt Charakteristiken Charaktere und statt Beschreibungen Gestalten gibt. Seine höchste Aufgabe ist, der Geschichte, wie sie sich wirklich begeben, so nahe als möglich zu kommen. Sein Buch darf weder sittlicher noch unsittlicher sein, als die Geschichte selbst; aber die Geschichte ist vom lieben Herrgott nicht zu einer Lectüre für junge Frauenzimmer geschaffen worden, und da ist es mir auch nicht übel zu nehmen, wenn mein Drama ebensowenig dazu geeignet ist. Ich kann doch aus einem Danton und den Banditen der Revolution nicht Tugendhelden machen! Wenn ich ihre Liederlichkeit schildern wollte, so mußte ich sie eben

liederlich sein, wenn ich ihre Gottlosigkeit zeigen wollte, so mußte ich sie eben wie Atheisten sprechen lassen. Wenn einige unanständige Ausdrücke vorkommen, so denke man an die weltbekannte, obscöne Sprache der damaligen Zeit, wovon das, was ich meine Leute sagen lasse, nur ein schwacher Abriß ist. Man könnte mir nur noch vorwerfen, daß ich einen solchen Stoff gewählt hätte. Aber der Einwurf ist längst widerlegt. Wollte man ihn gelten lassen, so müßten die größten Meisterwerke der Poesie verworfen werden. Der Dichter ist kein Lehrer der Moral, er erfindet und schafft Gestalten, er macht vergangene Zeiten wieder aufleben, und die Leute mögen dann daraus lernen, so gut, wie aus dem Studium der Geschichte und der Beobachtung dessen, was im menschlichen Leben um sie herum vorgeht. Wenn man so wollte, dürfte man keine Geschichte studiren, weil sehr viele unmoralische Dinge darin erzählt werden, müßte mit verbundenen Augen über die Gasse gehen, weil man sonst Unanständigkeiten sehen könnte, und müßte über einen Gott Zeter schreien, der eine Welt erschaffen, worauf so viele Liederlichkeiten vorfallen. Wenn man mir übrigens noch sagen wollte, der Dichter müsse die Welt nicht zeigen wie sie ist, sondern wie sie sein solle, so antworte ich, daß ich es nicht besser machen will, als der liebe Gott, der die Welt gewiß gemacht hat, wie sie sein soll. Was noch die sogenannten Idealdichter anbetrifft, so finde ich, daß sie fast nichts als Marionetten mit himmelblauen Nasen und affectirtem Pathos, aber nicht Menschen von Fleisch und Blut gegeben haben, deren Leid und Freude mich mitempfinden macht, und deren Thun und Handeln mir Abscheu oder Bewunderung einflößt. Mit einem Wort, ich halte viel auf Goethe und Shakspeare, aber sehr wenig auf Schiller. Daß übrigens noch die ungünstigsten Kritiken erscheinen werden, versteht sich von selbst; denn die Regierungen müssen doch durch ihre bezahlten Schreiber beweisen lassen, daß ihre Gegner Dummköpfe oder unsittliche Menschen sind. Ich halte übrigens mein Werk keineswegs für vollkommen, und werde jede wahrhaft ästhetische Kritik mit Dank annehmen. —

Habt ihr von dem gewaltigen Blitzstrahl gehört, der vor einigen Tagen das Münster getroffen hat? Nie habe ich einen solchen Feuerglanz gesehen und einen solchen Schlag gehört, ich war einige Augenblicke wie betäubt. Der Schade ist der größte seit Wächtersgedenken. Die Steine wurden mit ungeheurer Gewalt zerschmettert und weit weg geschleudert; auf hundert Schritt im Umkreis wurden die Dächer der benachbarten Häuser von den herabfallenden Steinen durchgeschlagen. —

Es sind wieder drei Flüchtlinge hier eingetroffen, Nievergelder ist darunter; es sind in Gießen neuerdings zwei Studenten verhaftet worden. Ich bin äußerst vorsichtig. Wir wissen hier von Niemand, der auf der Grenze verhaftet worden sei. Die Geschichte muß ein Mährchen sein. . . . . .

Straßburg, Anfangs August 1832.

. . . . . Vor Allem muß ich Euch sagen, daß man mir auf besondere Verwendung eine Sicherheitskarte versprochen hat, im Fall ich einen Geburts- (nicht Heimats-) Schein vorweisen könnte. Es ist dies nur als eine vom Gesetze vorgeschriebene Förmlichkeit zu betrachten; ich muß ein Papier vorweisen können, so unbedeutend es auch sei. . . . Doch lebe ich ganz unangefochten, es ist nur eine prophylactische Maßregel, die ich für die Zukunft nehme. Sprengt übrigens immerhin aus, ich sei nach Zürich gegangen; da ihr seit längerer Zeit keine Briefe von mir durch die Post erhalten habt, so kann die Polizei unmöglich mit Bestimmtheit wissen, wo ich mich aufhalte, zumal da ich meinen Freunden geschrieben, ich sei nach Zürich gegangen. Es sind wieder einige Flüchtlinge hier angekommen, ein Sohn des Professor Vogt ist darunter, sie bringen die Nachricht von neuen Verhaftungen dreier Familienväter! Der eine in Rödelheim, der andere in Frankfurt, der dritte in Offenbach. Auch ist eine Schwester des unglücklichen Neuhof, ein schönes und liebenswürdiges Mädchen, wie man sagt, verhaftet worden. Daß ein Frauenzimmer aus Gießen in das Darmstädter Arresthaus gebracht wurde, ist gewiß; man behauptet, sie sei die . . . .

Die Regierung muß die Sache sehr geheim halten, denn ihr scheint in Darmstadt schlecht unterrichtet zu sein. Wir erfahren Alles durch die Flüchtlinge, welche es am besten wissen, da sie meistens zuvor in die Untersuchung verwickelt waren. Daß Minnigerode in Friedberg eine Zeit lang Ketten an den Händen hatte, weiß ich gewiß, ich weiß es von Einem, der mit ihm saß. Er soll tödtlich krank sein; wolle der Himmel, daß seine Leiden ein Ende hätten! Daß die Gefangenen die Gefängniskost bekommen und weder Licht noch Bücher erhalten, ist ausgemacht. Ich danke dem Himmel, daß ich voraussah, was kommen würde, ich wäre in so einem Loch verrückt geworden. . . . . In der Politik fängt es hier wieder an, lebendig zu werden. Die Höllenmaschine in Paris und die der Kammer vorgelegten Gesetz-Entwürfe über die Presse machen viel Aufsehn. Die Regierung zeigt sich sehr unmoralisch; denn obgleich es gerichtlich erwiesen ist, daß der Täter ein verschmitzter Schurke ist, der schon allen Parteien gedient hat und wahrscheinlich durch Geld zu der That getrieben wurde, so sucht sie doch das Verbrechen den Republikanern und Carlisten auf den Hals zu laden und durch den momentanen Eindruck die unleidlichsten Beschränkungen der Presse zu erlangen. Man glaubt, daß das Gesetz in der Kammer durchgehen und vielleicht noch geschärft werden wird. Die Regierung ist sehr unklug; in sechs Wochen hat man die Höllenmaschine vergessen, und dann befindet sie sich mit ihrem Gesetz einem Volk gegenüber, das seit mehreren Jahren gewohnt ist, Alles, was ihm durch den Kopf kommt, öffentlich zu sagen. Die feinsten Politiker reimen die Höllenmaschine mit der Revue in Kalisch zusammen. Ich kann ihnen nicht ganz Unrecht geben; die Höllenmaschine unter Bonaparte! der Rastadter Gesandtenmord!! . . . . .

Wenn man sieht, wie die absoluten Mächte Alles wieder in die alte Ordnung zu bringen suchen, Polen, Italien, Deutschland wieder unter den Füßen! es fehlt nur noch Frankreich, es hängt ihnen immer, wie ein Schwerdt, über dem Kopf. So zum Zeitvertreib wirft man doch die Millionen in Kalisch nicht zum Fenster hinaus. Man hätte die auf den Tod des Königs folgende

Verwirrung benutzt und hätte gerade nicht sehr viele Schritte gebraucht, um an den Rhein zu kommen. Ich kann mir das Attentat auf keine andere Weise erklären. Die Republikaner haben erstens kein Geld und sind zweitens in einer so elenden Lage, daß sie nichts hätten versuchen können, selbst wenn der König gefallen wäre. Höchstens könnten einige Legitimisten hinein verwickelt sein. Ich glaube nicht, daß die Justiz die Sache aufklären wird. . . . . . .

Straßburg, den 17. August 1835.

Von Umtrieben weiß ich nichts. Ich und meine Freunde sind sämmtlich der Meinung, daß man für jetzt Alles der Zeit überlassen muß; übrigens kann der Mißbrauch, welchen die Fürsten mit ihrer wieder erlangten Gewalt treiben, nur zu unserem Vortheil gereichen. Ihr müßt Euch durch die verschiedenen Gerüchte nicht irre machen lassen; so soll sogar ein Mensch Euch besucht haben, der sich für einen meiner Freunde ausgab. Ich erinnere mich gar nicht, den Menschen je gesehen zu haben; wie mir die Anderen jedoch erzählten, ist er ein ausgemachter Schurke, der wahrscheinlich auch das Gerücht von einer hier bestehenden Verbindung ausgesprengt hat. Die Gegenwart des Prinzen Emil, der eben hier ist, könnte vielleicht nachtheilige Folgen für uns haben, im Fall er von dem Präfekten unsere Ausweisung begehrte; doch halten wir uns für zu unbedeutend, als daß Seine Hoheit sich mit uns beschäftigen sollte. Uebrigens sind fast sämmtliche Flüchtlinge in die Schweiz und in das Innere abgereist, und in wenigen Tagen gehen noch mehrere, so daß höchstens fünf bis sechs hier bleiben werden. . . . . .

An Karl Gutzkow.

Straßburg, Herbst 1835.

. . . Was Sie mir über die Zusendung aus der Schweiz sagen, macht mich lachen. Ich sehe schon, wo es herkommt. Ein Mensch, der mir einmal, es ist schon

lange her, sehr lieb war, mir später zur unerträglichen Last geworden ist, den ich schon seit Jahren schleppe und der sich, ich weiß nicht aus welcher verdammten Nothwendigkeit, ohne Zuneigung, ohne Liebe, ohne Vertrauen an mich anklammert und quält und den ich wie ein nothwendiges Uebel getragen habe! Es war mir wie einem Lahmen oder Krüppel zu Muth, und ich hatte mich so ziemlich in mein Leiden gefunden. Aber jetzt bin ich froh, es ist mir, als wäre ich von einer Todsünde absolvirt. Ich kann ihn endlich mit guter Manier vor die Thüre werfen. Ich war bisher unvernünftig gutmüthig, es wäre mir leichter gefallen ihn todt zu schlagen als zu sagen: Pack dich! Aber jetzt bin ich ihn los! Gott sei Dank! Nichts kommt Einem doch in der Welt theurer zu stehen, als die Humanität.*

An die Familie.

Straßburg, den 20. September 1835.

. . . . . . Mir hat sich eine Quelle geöffnet; es handelt sich um ein großes Literaturblatt, „Deutsche Revue“ betitelt, das mit Anfang des neuen Jahres in Wochenheften erscheinen soll. Gutzkow und Wienbarg werden das Unternehmen leiten; man hat mich zu monatlichen Beiträgen aufgefordert. Ob das gleich eine Gelegenheit gewesen wäre, mir vielleicht ein regelmäßiges

* Ueber die Veranlassung dieses Schreibens erzählt Gutzkow (im Frankfurter „Telegraph“, 1837, Nr. 43, S. 339) folgendes: „Meine Kritik (über „Dantons Tod“) hatte auch eine Folge, die für unsere Zustände nicht uninteressant war. Ich erhielt nämlich aus der Schweiz einen anonymen Brief, der allem Anscheine nach von der dortigen „jeune Allemagne“ — (nicht zu verwechseln mit dem „jungen Deutschland“!) — herrührte und worin mir über mein Lob eines politischen Apostaten, wofür Büchner nun schon galt, die heftigsten Vorwürfe gemacht wurden. Es war zu gleicher Zeit der Neid eines Schulkameraden, der sich in dem Briefe aussprach. Den Verfasser, den ich wohl errathe, ärgerte das einem ehemaligen Freund gespendete Lob und um seine kleinliche Empfindung zu verbergen, hüllte er sich

Einkommen zu sichern, so habe ich doch meiner Studien halber die Verpflichtung zu regelmäßigen Beiträgen ab gelehnt. Vielleicht, daß Ende des Jahres noch etwas von mir erscheint. — Klemm also frei? Er ist mehr ein Unglücklicher, als ein Verbrecher, ich bemitleide ihn eher als ich ihn verachte; man muß doch gar pfiffig die toll Leidenschaft des armen Teufels benützt haben. Er hatt sonst Ehrgefühl, ich glaube nicht, daß er seine Schand wird ertragen können. Seine Familie verleugne ihn, seinen älteren Bruder ausgenommen, der eine Haupt rolle in der Sache gespielt zu haben scheint. Es sin viel Leute dadurch unglücklich geworden. Mit Minnigerod soll es besser gehen. Hat denn Gladbach noch kei Urtheil? Das heiße ich einen doch lebendig begraben Mich schaudert, wenn ich denke, was vielleicht mei Schicksal gewesen wäre! . . . . . .

Straßburg, im October 1835.

. . . . . Ich habe mir hier allerhand interessant Notizen über einen Freund Goethe's, einen unglückliche Poeten Namens Lenz verschafft, der sich gleichzeitig mi Goethe hier aufhielt und halb verrückt wurde. Ich denk darüber einen Aufsatz in der deutschen Revue erscheinen zu lassen. Auch sehe ich mich eben nach Stoff zu eine Abhandlung über einen philosophischen oder naturhistori schen Gegenstand um. Jetzt noch eine Zeit lang an haltendes Studium, und der Weg ist gebrochen. E gibt hier Leute, die mir eine glänzende Zukunft pro phezeien. Ich habe nichts dawider. . . . . . .

---

in pädagogische Vorwände. Der geärgerte Schulkamerad schrieb „Bei der unbedingtesten Gerechtigkeit, die ich Büchner's Genie wider fahren ließ, ist es mir doch nie eingefallen, mich vor ihm in eine Ec zu verkriechen.“ Darauf folgte ein Erguß über die Eitelkeit, in de nun der Kamerad bestärkt werden würde, eine Versicherung, daß e Büchners wahrer Freund wäre und in einem Postscript — ob ich nic eine Antikritik abdrucken wollte! Mir schien dies anonyme Schreibe so verdächtig, daß ich Büchner einen Wink gab und von ihm Au klärung erhielt.“

Straßburg, den 2. November 1835.

. . . . . Ich weiß bestimmt, daß man mir in Darmstadt die abenteuerlichsten Dinge nachsagt; man hat mich bereits dreimal an der Grenze verhaften lassen. Ich finde es natürlich; die außerordentliche Anzahl von Verhaftungen und Steckbriefen muß Aufsehen machen, und da das Publikum jedenfalls nicht weiß, um was es sich eigentlich handelt, so macht es wunderliche Hypothesen. . . .

. . . . . Aus der Schweiz habe ich die besten Nachrichten. Es wäre möglich, daß ich noch vor Neujahr von der Züricher Facultät den Doctorhut erhielte, in welchem Falle ich alsdann nächste Ostern anfangen würde, dort zu dociren. In einem Alter von zwei und zwanzig Jahren wäre das Alles, was man fordern kann. . . . . .

. . . . . Neulich hat mein Name in der Allgemeinen Zeitung paradirt. Es handelte sich um eine große literarische Zeitschrift, „Deutsche Revue", für die ich Artikel zu liefern versprochen habe. Dieß Blatt ist schon vor seinem Erscheinen angegriffen worden, worauf es denn hieß, daß man nur die Herren Heine, Börne, Mundt, Schulz, Büchner &c. zu nennen brauche, um einen Begriff von dem Erfolge zu haben, den diese Zeitschrift haben würde. — Ueber die Art, wie Minnigerode mißhandelt wird, ist im Temps ein Artikel erschienen. Er scheint mir von Darmstadt aus geschrieben; man muß wahrhaftig weit gehen, um einmal klagen zu dürfen. Meine unglücklichen Freunde! . . . . .

Straßburg, den 1. Januar 1836.

. . . . . Das Verbot der „Deutschen Revue" schadet mir nichts. Einige Artikel, die für sie bereit lagen, kann ich an den Phönix schicken. Ich muß lachen, wie fromm und moralisch plötzlich unsere Regierungen werden; der König von Bayern läßt unsittliche Bücher verbieten! da darf er seine Biographie nicht erscheinen lassen, denn die wäre das Schmutzigste, was je geschrieben worden! Der Großherzog von Baden, erster

Ritter vom doppelten Mopsorden, macht sich zum Ritter vom heiligen Geist und läßt Gutzkow arretiren, und der liebe deutsche Michel glaubt, es geschähe Alles aus Religion und Christenthum und klatscht in die Hände. Ich kenne die Bücher nicht, von denen überall die Rede ist; sie sind nicht in den Leihbibliotheken und zu theuer, als daß ich Geld daran wenden sollte. Sollte auch Alles sein, wie man sagt, so könnte ich darin nur die Verirrungen eines durch philosophische Sophismen falsch geleiteten Geistes sehen. Es ist der gewöhnlichste Kunstgriff, den großen Haufen auf seine Seite zu bekommen, wenn man mit recht vollen Backen: „unmoralisch!" schreit. Uebrigens gehört sehr viel Muth dazu, einen Schriftsteller anzugreifen, der von einem deutschen Gefängniß aus antworten soll. Gutzkow hat bisher einen edlen, kräftigen Charakter gezeigt, er hat Proben von großem Talent abgelegt; woher denn plötzlich das Geschrei? Es kommt mir vor, als stritte man sehr um das Reich von dieser Welt, während man sich stellt, als müsse man der heiligen Dreifaltigkeit das Leben retten. Gutzkow hat in seiner Sphäre muthig für die Freiheit gekämpft; man muß doch die Wenigen, welche noch aufrecht stehn und zu sprechen wagen, verstummen machen! Uebrigens gehöre ich für meine Person keineswegs zu dem sogenannten Jungen Deutschland, der literarischen Partei Gutzkow's und Heine's. Nur ein völliges Mißkennen unserer gesellschaftlichen Verhältnisse konnte die Leute glauben machen, daß durch die Tagesliteratur eine völlige Umgestaltung unserer religiösen und gesellschaftlichen Ideen möglich sei. Auch theile ich keineswegs ihre Meinung über die Ehe und das Christenthum, aber ich ärgere mich doch, wenn Leute, die in der Praxis tausendfältig mehr gesündigt, als diese in der Theorie, gleich moralische Gesichter ziehn und den Stein auf ein jugendliches, tüchtiges Talent werfen. Ich gehe meinen Weg für mich und bleibe auf dem Felde des Drama's, das mit all diesen Streitfragen nichts zu thun hat; ich zeichne meine Charaktere, wie ich sie der Natur und der Geschichte angemessen halte, und lache über die Leute, welche mich für die Moralität oder Immoralität der-

selben verantwortlich machen wollen. Ich habe darüber meine eignen Gedanken. . . . .

. . . . . Ich komme vom Christkindelsmarkt, überall Haufen zerlumpter, frierender Kinder, die mit aufgerissenen Augen und traurigen Gesichtern vor den Herrlichkeiten aus Wasser und Mehl, Dreck und Goldpapier standen. Der Gedanke, daß für die meisten Menschen auch die armseligsten Genüsse und Freuden unerreichbare Kostbarkeiten sind, machte mich sehr bitter. . . . .

Straßburg, den 15. März 1836.

. . . . . Ich begreife nicht, daß man gegen Küchler etwas in Händen haben soll; ich dachte, er sei mit nichts beschäftigt, als seine Praxis und Kenntnisse zu erweitern. Wenn er auch nur kurze Zeit sitzt, so ist doch wohl seine ganze Zukunft zerstört: man setzt ihn vorläufig in Freiheit, spricht ihn von der Instanz los, läßt ihn versprechen, das Land nicht zu verlassen, und verbietet ihm seine Praxis, was man nach den neuesten Verfügungen kann. — Als sicher und gewiß kann ich Euch sagen, daß man vor Kurzem in Bayern zwei junge Leute, nachdem sie seit fast vier Jahren in strenger Haft gesessen, als unschuldig in Freiheit gesetzt hat! Außer Küchler und Groß sind noch drei Bürger aus Gießen verhaftet worden. Zwei von ihnen haben ihr Geschäft, und der eine ist obendrein Familienvater. Auch hörten wir, Max v. Biegeleben sei verhaftet, aber gleich darauf wieder gegen Caution in Freiheit gesetzt worden. Gladbach soll vor einiger Zeit zu acht Jahren Zuchthaus verurtheilt worden sein; das Urtheil sei aber wieder umgestoßen, und die Untersuchung fange von Neuem an. Ihr würdet mir einen Gefallen thun, wenn ihr mir über Beides Auskunft gäbet.

Ich will euch dafür sogleich eine sonderbare Geschichte erzählen, die Herr J. in den englischen Blättern gelesen, und die, wie dazu bemerkt, in den deutschen Blättern nicht mitgetheilt werden durfte. Der Director des Theaters zu Braunschweig ist der bekannte Componist Methfessel. Er hat eine hübsche Frau, die dem Herzog

gefällt, und ein Paar Augen, die er gern zudrückt, und ein Paar Hände, die er gern aufmacht. Der Herzog hat die sonderbare Manie, Madame Methfessel im Costüm zu bewundern. Er befindet sich daher gewöhnlich vor Anfang des Schauspiels mit ihr allein auf der Bühne. Nun intriguiert Methfessel gegen einen bekannten Schauspieler, dessen Name mir entfallen ist. Der Schauspieler will sich rächen, er gewinnt den Maschinisten, der Maschinist zieht an einem schönen Abend den Vorhang ein Viertelstündchen früher auf, und der Herzog spielt mit Madame Methfessel die erste Scene. Er geräth außer sich, zieht den Degen und ersticht den Maschinisten; der Schauspieler hat sich geflüchtet. —

Ich kann euch versichern, daß nicht das geringste politische Treiben unter den Flüchtlingen hier herrscht; die vielen und guten Examina, die hier gemacht werden, beweisen hinlänglich das Gegentheil. Uebrigens sind wir Flüchtigen und Verhafteten gerade nicht die Unwissendsten, Einfältigsten oder Liederlichsten! Ich sage nicht zuviel, daß bis jetzt die besten Studenten des Gymnasiums und die fleistigsten und unterrichtetsten Schüler dieß Schicksal getroffen hat, die mitgerechnet, welche von Examen und Staatsdienst zurückgewiesen sind. Es ist doch im Ganzen ein armseliges, junges Geschlecht, was eben in Darmstadt herumläuft und sich ein Aemtchen zu erkriechen sucht!

Straßburg, im Mai 1836.

. . . . . Ich bin fest entschlossen, bis zum nächsten Herbste hier zu bleiben. Die letzten Vorfälle in Zürich geben mir einen Hauptgrund dazu. Ihr wißt vielleicht, daß man unter dem Vorwande, die deutschen Flüchtlinge beabsichtigten einen Einfall in Deutschland, Verhaftungen unter denselben vorgenommen hat. Das Nämliche geschah an anderen Punkten der Schweiz. Selbst hier äußerte die einfältige Geschichte ihre Wirkung, und es war ziemlich ungewiß, ob wir hier bleiben dürften, weil man wissen wollte, daß wir (höchstens noch sieben bis acht an der Zahl) mit bewaffneter Hand über den Rhein gehen sollten! Doch hat sich Alles in Güte gemacht,

und wir haben keine weiteren Schwierigkeiten zu besorgen. Unsere hessische Regierung scheint unserer zuweilen mit Liebe zu gedenken. . . . . .

. . . . . Was an der ganzen Sache eigentlich ist, weiß ich nicht, da ich jedoch weiß, daß die Mehrzahl der Flüchtlinge jeden directen revolutionären Versuch unter den jetzigen Verhältnissen für Unsinn hält, so konnte höchstens eine ganz unbedeutende, durch keine Erfahrung belehrte Minderzahl an dergleichen gedacht haben. Die Hauptrolle unter den Verschworenen soll ein gewisser Herr v. Eib gespielt haben. Daß dieses Individuum ein Agent des Bundestags sei, ist mehr als wahrscheinlich; die Pässe, welche die Züricher Polizei bei ihm fand, und der Umstand, daß er starke Summen von einem Frankfurter Handelshause bezog, sprechen auf das directeste dafür. Der Kerl soll ein ehemaliger Schuster sein, und dabei zieht er mit einer liederlichen Person aus Mannheim herum, die er für eine ungarische Gräfin ausgibt. Er scheint wirklich einige Esel unter den Flüchtlingen übertölpelt zu haben. Die ganze Geschichte hatte keinen andern Zweck, als, im Falle die Flüchtlinge sich zu einem öffentlichen Schritt hätten verleiten lassen, dem Bundestag einen gegründeten Vorwand zu geben, um auf die Ausweisung aller Refugiés aus der Schweiz zu dringen. Uebrigens war dieser v. Eib schon früher verdächtig, und man war schon mehrmals vor ihm gewarnt worden. Jedenfalls ist der Plan vereitelt und die Sache wird für die Mehrzahl der Flüchtlinge ohne Folgen bleiben. Nichts destoweniger fände ich es nicht räthlich, im Augenblick nach Zürich zu gehen; unter solchen Umständen hält man sich besser fern. Die Züricher Regierung ist natürlich eben etwas ängstlich und mißtrauisch, und so könnte man wohl unter den jetzigen Verhältnissen meinem Aufenthalte Schwierigkeiten machen. In Zeit von zwei bis drei Monaten ist dagegen die ganze Geschichte vergessen . . . . .

.

An Karl Gutzkow.

Straßburg (1836).

Lieber Freund!

„War ich lange genug stumm? Was soll ich Ihnen sagen? Ich saß auch im Gefängniß und im langweiligsten unter der Sonne, ich habe eine Abhandlung geschrieben in der Länge, Breite und Tiefe, Tag und Nacht über der eckelhaften Geschichte, ich begreife nicht, wo ich die Geduld hergenommen. Ich habe nämlich die fixe Idee, im nächsten Semester zu Zürich einen Curs über die Entwickelung der deutschen Philosophie seit Cartesius zu lesen; dazu muß ich mein Diplom haben, und die Leute scheinen gar nicht geneigt, meinem lieben Sohne Danton den Doktorhut aufzusetzen.

Was war da zu machen?

Sie sind in Frankfurt und unangefochten!

Es ist mir leid und doch wieder lieb, daß Sie noch nicht im Rebstöckel (Straßburger Gasthaus) angeklopft haben. Ueber den Stand der modernen Literatur in Deutschland weiß ich so gut als Nichts; nur einige versprengte Broschüren, die, ich weiß nicht wie, über den Rhein gekommen, fielen mir in die Hände.

Es zeigt sich in dem Kampfe gegen Sie eine gründliche Niederträchtigkeit, eine recht gesunde Niederträchtigkeit, ich begreife gar nicht, wie wir noch so natürlich sein können! Und Menzel's Hohn über die politischen Narren in den deutschen Festungen — und das von Leuten! mein Gott, ich könnte Ihnen übrigens erbauliche Geschichten erzählen.

Es hat mich im Tiefsten empört; meine armen Freunde! Glauben Sie nicht, daß Menzel nächstens eine Professur in München erhält?

Uebrigens, um aufrichtig zu sein, Sie und Ihre Freunde scheinen mir nicht grade den klügsten Weg gegangen zu sein. Die Gesellschaft mittelst der Idee,

von der gebildeten Klasse aus reformiren? Unmöglich! Unsere Zeit ist rein materiell; wären Sie je directer politisch zu Werke gegangen, so wären Sie bald auf den Punkt gekommen, wo die Reform von selbst aufgehört hätte. Sie werden nie über den Riß zwischen der gebildeten und ungebildeten Gesellschaft hinauskommen.

Ich habe mich überzeugt, die gebildete und wohlhabende Minorität, so viel Concessionen sie auch von der Gewalt für sich begehrt, wird nie ihr spitzes Verhältniß zur großen Klasse aufgeben wollen. Und die große Klasse selbst? Für sie gibt es nur zwei Hebel, materielles Elend und religiöser Fanatismus. Jede Partei, welche diese Hebel anzusetzen versteht, wird siegen. Unsere Zeit braucht Eisen und Brod — und dann ein Kreuz oder sonst so was. Ich glaube, man muß in socialen Dingen von einem absoluten Rechtsgrundsatz ausgehen, die Bildung eines neuen geistigen Lebens im Volke suchen, und die abgelebte moderne Gesellschaft zum Teufel gehen lassen. Zu was soll ein Ding, wie diese, zwischen Himmel und Erde herumlaufen? Das ganze Leben derselben besteht nur in Versuchen, sich die entsetzlichste Langeweile zu vertreiben. Sie mag aussterben, das ist das einzig Neue, was sie noch erleben kann.

Sie erhalten hierbei ein Bändchen Gedichte von meinem Freunde Stöber. Die Sagen sind schön, aber ich bin kein Verehrer der Manier à la Schwab und Uhland und der Partei, die immer rückwärts ins Mittelalter greift, weil sie in der Gegenwart keinen Platz ausfüllen kann. Doch ist mir das Büchlein lieb; sollten Sie nichts Günstiges darüber zu sagen wissen, so bitte ich Sie, lieber zu schweigen. Ich habe mich hier ganz in das Land hineingelebt; die Vogesen sind ein Gebirg, das ich liebe, wie eine Mutter, ich kenne jede Bergspitze und jedes Thal, und die alten Sagen sind so originell und heimlich, und die beiden Stöber sind alte Freunde, mit denen ich zum ersten Mal das Gebirg durchstrich. Adolph hat unstreitig Talent, auch wird Ihnen sein Name durch den Musenalmanach bekannt

sein. August steht ihm nach, doch ist er gewandt in der Sprache.

Die Sache ist nicht ohne Bedeutung für das Elsaß, sie ist einer von den seltenen Versuchen, die noch manche Elsässer machen, um die deutsche Nationalität Frankreich gegenüber zu wahren und wenigstens das geistige Band zwischen ihnen und dem Vaterlande nicht reißen zu lassen. Es wäre traurig, wenn das Münster einmal ganz auf fremdem Boden stände. Die Absicht, welche zum Theil das Büchlein erstehen ließ, würde sehr gefördert werden, wenn das Unternehmen in Deutschland Anerkennung fände, und von der Seite empfehle ich es Ihnen besonders.

Ich werde ganz dumm in dem Studium der Philosophie; ich lerne die Armseligkeit des menschlichen Geistes wieder von einer neuen Seite kennen. Meinetwegen! Wenn man sich nur einbilden könnte, die Löcher in unseren Hosen seinen Palastfenster, so könnte man schon wie ein König leben! So aber friert man erbärmlich.“ —*

An die Familie.

Straßburg im Juni 1836.

. . . . . Es ist nicht im Entferntesten daran zu denken, daß im Augenblick ein Staat das Asylrecht aufgibt, weil ein solches Aufgeben ihn den Staaten gegenüber, auf deren Verlangen es geschieht, politisch annulliren würde. Die Schweiz würde durch einen solchen Schritt sich von den liberalen Staaten, zu denen sie ihrer Verfassung nach natürlich gehört, lossagen und sich an die absoluten anschließen, ein Verhältnis, woran unter den jetzigen politischen Constellationen nicht zu denken ist. Das man aber Flüchtlinge, welche die

* Gutzkow bemerkt zu diesem Briefe: „Das Ganze ist eine Zusammensetzung zweier Briefe, der letzte Teil ist älter, als der erste.“

Sicherheit des Staates, der sie aufgenommen, und das Verhältniß desselben zu den Nachbarstaaten compromittiren, ausweist, ist ganz natürlich und hebt das Asylrecht nicht auf. Auch hat die Tagsatzung bereits ihren Beschluß erlassen. Es werden nur diejenigen Flüchtlinge ausgewiesen, welche als Teilnehmer an dem Savoyer Zuge schon früher waren ausgewiesen worden, und diejenigen, welche an den letzten Vorfällen Theil genommen haben. Dies ist authentisch. Die Mehrzahl der Flüchtlinge bleibt also ungefährdet, und es bleibt Jedem unbenommen, sich in die Schweiz zu begeben. Nur ist man in vielen Kantonen gezwungen, eine Caution zu stellen; was sich aber schon seit längerer Zeit so verhält. Meiner Reise nach Zürich steht also kein Hinderniß im Weg. — Ihr wißt, daß unsere Regierung uns hier chicanirt, und daß die Rede davon war, uns auszuweisen, weil wir mit den Narren in der Schweiz in Verbindung ständen. Der Präfect wollte genaue Auskunft, wie wir uns hier beschäftigten. Ich gab dem Polizei-Commissär mein Diplom als Mitglied der Société d'histoire naturelle nebst einem von den Professoren mir ausgestellten Zeugnisse. Der Präfect war damit außerordentlich zufrieden, und man sagte mir, daß ich namentlich ganz ruhig sein könne. . . . .

Straßburg, den 2. September 1836.

. . . . . Ich bin ganz vergnügt in mir selbst, ausgenommen, wenn wir Landregen oder Nordwestwind haben, wo ich freilich einer von denjenigen werde, die Abends vor dem Bettgehn, wenn sie den einen Strumpf vom Fuß haben, im Stande sind, sich an ihre Stubenthür zu hängen, weil es ihnen der Mühe zuviel ist, den andern ebenfalls auszuziehen . . . . . Ich habe mich jetzt ganz auf das Studium der Naturwissenschaften und der Philosophie gelegt, und werde in Kurzem nach Zürich gehen, um in meiner Eigenschaft als überflüssiges Mitglied der Gesellschaft meinen Mitmenschen Vorlesungen über etwas ebenfalls höchst Ueberflüssiges,

nämlich über die philosophischen Systeme der Deutschen seit Cartesius und Spinoza, zu halten. — Dabei bin ich gerade daran, sich einige Menschen auf dem Papier todtschlagen oder verheirathen zu lassen, und bitte den lieben Gott um einen einfältigen Buchhändler und ein groß Publikum mit so wenig Geschmack, als möglich. Man braucht einmal zu vielerlei Dingen unter der Sonne Muth, sogar, um Privatdocent der Philosophie zu sein. . . . . .

Straßburg, im September 1836.

. . . . Ich habe meine zwei Dramen noch nicht aus den Händen gegeben, ich bin noch mit Manchem unzufrieden und will nicht, daß es mir geht, wie das erste Mal. Das sind Arbeiten, mit denen man nicht zu einer bestimmten Zeit fertig werden kann, wie der Schneider mit seinem Kleid. . . .

Zürich, den 26. October 1836.

. . . . Wie es mit dem Streite der Schweiz mit Frankreich gehen wird, weiß der Himmel. Doch hörte ich neulich Jemand sagen: „die Schweiz wird einen kleinen Knicks machen, und Frankreich wird sagen, es sei ein großer gewesen.“ Ich glaube, daß er Recht hat. . . . .

Zürich, den 20. November 1836.

. . . . Was das politische Treiben anlangt, so könnt Ihr ganz ruhig sein. Laßt euch nur nicht durch die Ammenmährchen in unseren Zeitungen stören. Die Schweiz ist eine Republik, und weil die Leute sich gewöhnlich nicht anders zu helfen wissen, als daß sie sagen, jede Republik sei unmöglich, so erzählen sie den guten Deutschen jeden Tag von Anarchie, Mord und Todtschlag. Ihr werdet überrascht sein, wenn Ihr mich besucht; schon unterwegs überall freundliche Dörfer mit schönen Häusern, und dann, je mehr Ihr Euch Zürich nähert und gar am See hin, ein durchgreifender Wohlstand; Dörfer und Städtchen haben ein Aussehen,

wovon man bei uns keinen Begriff hat. Die Straßen laufen hier nicht voll Soldaten, Accessisten und faulen Staatsdienern, man riskirt nicht von einer adligen Kutsche überfahren zu werden; dafür überall ein gesundes, kräftiges Volk und um wenig Geld eine einfache, gute, rein republikanische Regierung, die sich durch eine Vermögenssteuer erhält, eine Art Steuer, die man bei uns überall als den Gipfel der Anarchie ausschreien würde . . .

Minnigerode ist todt, wie man mir schreibt, das heißt, er ist drei Jahre lang todt gequält worden. Drei Jahre! Die französischen Blutmänner brachten Einen doch in ein paar Stunden um, das Urtheil und dann die Guillotine! Aber drei Jahre! Wir haben eine gar menschliche Regierung, sie kann kein Blut sehen. Und so sitzen noch an vierzig Menschen, und das ist keine Anarchie, das ist Ordnung und Recht, und die Herren fühlen sich empört, wenn sie an die anarchische Schweiz denken! Bei Gott, die Leute nehmen ein großes Kapital auf, das ihnen einmal mit schweren Zinsen kann abgetragen werden, mit sehr schweren — . . . . .

Zürich, Ende November 1836.

Ich sitze am Tage mit dem Scalpell und die Nacht mit den Büchern. . . .

An die Braut.

Zürich, Anfang Januar 1837.

. . In längstens acht Tagen will ich „Leonce und Lena" mit noch zwei anderen Dramen erscheinen lassen. . .

Zürich, 13. Januar 1837.

„Mein lieb Kind! . . . . . Ich zähle die Wochen bis zu Ostern an den Fingern. Es wird immer öder. So

im Anfange ging's: neue Umgebungen, Menschen, Verhältnisse, Beschäftigungen — aber jetzt, da ich an Alles gewöhnt bin, Alles mit Regelmäßigkeit vor sich geht, man vergißt sich nicht mehr. Das Beste ist, meine Phantasie ist thätig, und die mechanische Beschäftigung des Präparirens läßt ihr Raum. Ich sehe dich immer so halb durch zwischen Fischschwänzen, Froschzehen ꝛc. Ist das nicht rührender, als die Geschichte von Abälard, wie sich ihm Heloise immer zwischen die Lippen und das Gebet drängt? O, ich werde jeden Tag poetischer, alle meine Gedanken schwimmen in Spiritus. Gott sei Dank, ich träume wieder viel Nachts, mein Schlaf ist nicht mehr so schwer.

Zürich, 20. Januar 1837.

„Ich habe mich verkältet und im Bett gelegen. Aber jetzt ist's besser. Wenn man so ein wenig unwohl ist, hat man ein so groß Gelüsten nach Faulheit; aber das Mühlrad dreht sich als fort ohne Rast und Ruh..... Heute und gestern gönne ich mir jedoch ein wenig Ruhe und lese nicht; morgen geht's wieder im alten Trab, du glaubst nicht, wie regelmäßig und ordentlich. Ich gehe fast so richtig, wie eine Schwarzwälder Uhr. Doch ist's gut: auf all das aufgeregte, geistige Leben Ruhe, und dabei die Freude am Schaffen meiner poetischen Produkte. Der arme Shakspeare war Schreiber den Tag über und mußte Nachts dichten, und ich, der ich nicht werth bin, ihm die Schuhriemen zu lösen, hab's weit besser. — ...... Lernst Du bis Ostern die Volkslieder singen, wenn's Dich nicht angreift? Man hört hier keine Stimme; das Volk singt nicht, und du weißt, wie ich die Frauenzimmer lieb habe, die in einer Soiree oder einem Concerte einige Töne todtschreien oder winseln. Ich komme dem Volk und dem Mittelalter immer näher, jeden Tag wird mir's heller — und gelt, du singst die Lieder? Ich bekomme halb das Heimweh, wenn ich mir eine Melodie summe. .... Jeden Abend sitz' ich eine oder zwei Stunden im Casino; Du kennst meine Vorliebe für schöne Säle, Lichter und Menschen um mich.“ . . . .

Zürich, 27. Januar 1837.

Mein lieb Kind, Du bist voll zärtlicher Besorgniß und willst krank werden vor Angst; ich glaube gar, Du stirbst — aber ich habe keine Lust zum Sterben und bin gesund wie je. Ich glaube, die Furcht vor der Pflege hier hat mich gesund gemacht; in Straßburg wäre es ganz angenehm gewesen, und ich hätte mich mit dem größten Behagen in's Bett gelegt, vierzehn Tage lang, rue St. Guillaume Nro. 66, links, eine Treppe hoch, in einem etwas überzwergen Zimmer, mit grüner Tapete! Hätt' ich dort umsonst geklingelt? Es ist mir heut einigermaßen wohl, ich zehre noch von gestern, die Sonne war groß und warm im reinsten Himmel — und dazu hab' ich meine Laterne gelöscht und einen edlen Menschen an die Brust gedrückt, nämlich einen kleinen Wirth, der aussieht, wie ein betrunkenes Kaninchen, und mir in seinem prächtigen Hause vor der Stadt ein großes elegantes Zimmer vermiethet hat. Edler Mensch! Das Haus steht nicht weit vom See, vor meinen Fenstern die Wasserfläche und von allen Seiten die Alpen, wie sonnenglänzendes Gewölk. — Du kommst bald? mit dem Jugendmuth ist's fort, ich bekomme sonst graue Haare, ich muß mich bald wieder an Deiner inneren Glückseligkeit stärken und Deiner göttlichen Unbefangenheit und Deinem lieben Leichtsinn und all Deinen bösen Eigenschaften, böses Mädchen. Adio piccola mia!" —





